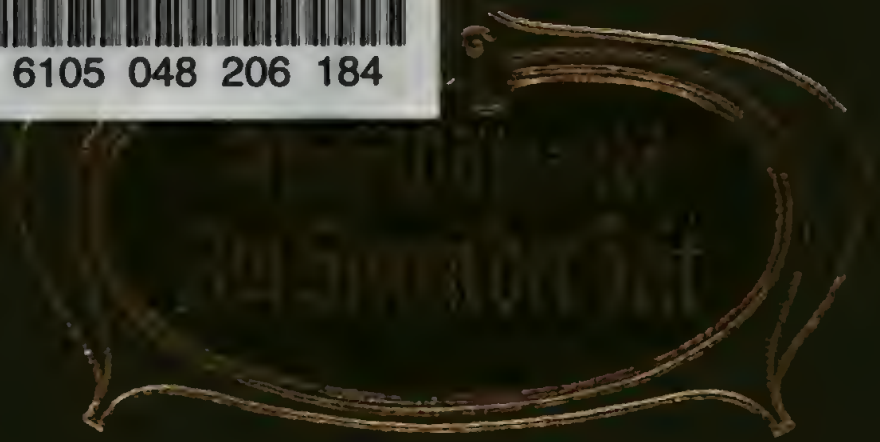
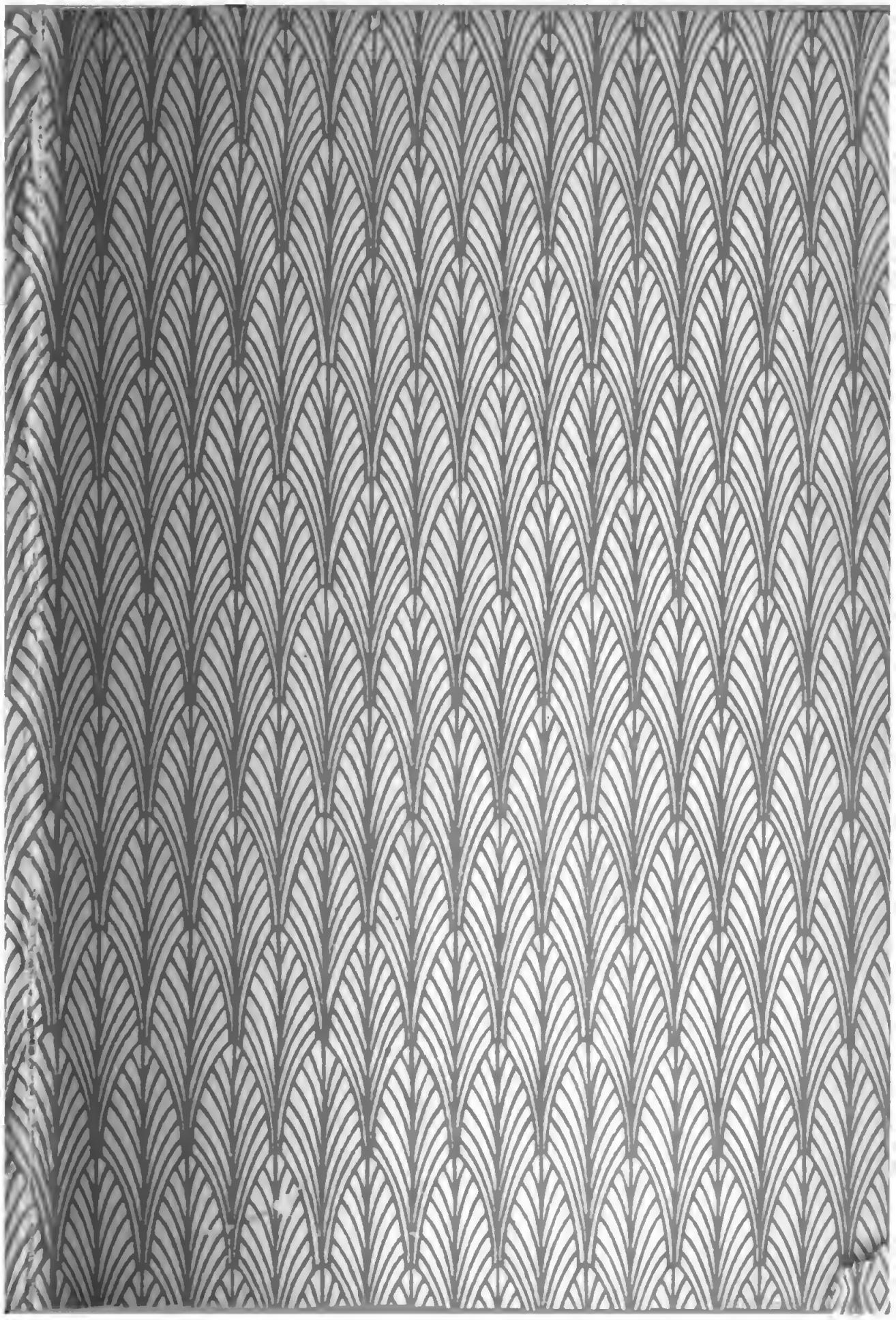
833.7 .W665S C.1
Am strom der zeit; rom
Stanford University Libraries
3 6105 048 206 184



Digitized by Google

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY



833.7
W665s

4

Digitized by Google

Am Strom der Zeit

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Adolf Wilbrandt

	In Geheftet:	Leinenbd.:
Adams Söhne. Roman. 3. Auflage	M. 4.50	M. 5.50
Das lebende Bild u. andere Geschichten. 3. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Dämonen u. andere Geschichten. 3. u. 4. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Familie Roland. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Fesseln. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Feuerblumen. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Franz. Roman. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Fridolins heimliche Ehe. 4. Auflage	M. 2.50	M. 3.50
Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Hermann Ifinger. Roman. 6. Auflage	M. 4.—	M. 5.—
Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Irma. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Meister Amor. Roman. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Novellen. Inhalt: Die Brüder — Heimat — Reseda	M. 3.—	M. 4.—
Die Osterinsel. Roman. 5. Auflage	M. 4.—	M. 5.—
Die Rothenburger. Roman. 7. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Der Sänger. Roman. 4. Auflage	M. 4.—	M. 5.—
Die Schwestern. Roman. 2. u. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Sommerfäden. Roman. 2. u. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Vater Robinson. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Vater und Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Villa Maria. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Große Zeiten und andere Geschichten. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Am Strom der Zeit. Roman. 2. u. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Die Maler. Lustspiel. 2. Auflage	M. 2.—	M. 3.—
Die Tochter d. Herrn Fabricius. Schauspiel. 2. Aufl.	M. 2.—	M. 3.—
Der Meister v. Palmyra. Dram. Dicht. 11. u. 12. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Die Eidgenossen. Schauspiel	M. 2.—	M. 3.—
Hairan. Dramatische Dichtung	M. 2.—	M. 3.—
Timandra. Trauerspiel	M. 2.—	M. 3.—
Gespräche u. Monologe. Sammlung verm. Schriften	M. 6.—	M. 7.—
Erinnerungen. Mit Porträt des Dichters	M. 3.—	M. 4.—
Aus der Werdezeit. Erinnerungen. Neue Folge	M. 3.—	M. 4.—
Neue Gedichte	M. 4.—	M. 5.—
Lieder und Bilder	M. 3.—	M. 4.—
Adolf Wilbrandt. Studie von Victor Klemperer	M. 2.50	M. 3.50

Adolf Wilbrandt. Zum 24. August 1907. Von seinen Freunden. Mit 4 Porträts [Festschrift zum 70. Geburtstag]
Geh. M. 4.— In feinem Halblederbd. M. 5.50

Am Strom der Zeit

Roman

von

Adolf Wilbrandt

---

2. und 3. Auflage

MDCXL

Stuttgart und Berlin 1908
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Alle Rechte vorbehalten

LIBRARY
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY

130369

Digitized by Google

Erſtes Buch

Um Herrn Lorenz' Geburtstag zu feiern, hatten ſich einige der beſten Freunde in ſeiner Wohnung am Humboldthafen zum „Feſtmahl" vereinigt; zugleich mit dem ſchönen Frühlingstag ging es nun dem Ende zu. Der Trinkſpruch auf den „Jubelgreis" war ausgebracht (Lorenz war noch nicht fünfzig Jahre alt), das unausbleibliche Neckgeplänkel zwiſchen ihm und Jungblut, den älteſten Freunden am Tiſch, warf noch ſeine Blaſen auf. Jungbluts ſonſt ſo luſtige Feueraugen irrten melancholiſch über die Tafel, auf der ſchon der Nachtiſch erſchien; „lieber Lorenz!" ſagte er nach einem rührend leiſen Seufzer mit ſeiner ſchonendſten Stimme, „die Fahrt im Taxameter hierher — eine Mark dreißig — nimm's nicht übel — ich hab' ſo ein Gefühl, wie wenn ich hier nicht auf meine Koſten komme." Lorenz hob den Kopf, in geſpielter Entrüſtung: „Mein lieber Jungblut, nimm's nicht übel, ich hab' dir zugeſehn: allein vom Braten haſt du für zwei Mark genommen!" — Jungblut ſeufzte leiſe; ein gekränktes Lamm ſah nicht mitleidweckender aus als ſein ſchwarzhaariges und ſchwarzbärtiges Geſicht. Er ſuchte ſich an einer Orange und drei Käſeſorten zu

tröſten; nun erſchien auch ſchon der ſchwarze Kaffee. Seine Züge erheiterten ſich, ein ſchönes Staunen verklärte ſie; „ſchau, ſchau!“ ſagte er und blickte Selma, ſeine Nachbarin, an. „Das iſt mir neu, aber ein guter Gedanke, daß der Kaffee ſchon in der Mitte des Diners kommt. Eine Neuerung, die mir gefällt!“

Selma lachte hell auf. Fräulein Riekchen, die Schweſter und Hausfrau des Geburtstagskindes, die mit Jungbluts Humor nicht immer mitfliegen konnte, machte ein beinahe ängſtliches Geſicht; war das Feſtmahl denn wirklich etwas kurz geraten? Edmund Pinelli ſah das und ſtand auf. Sein ſchöner Kopf, vom Wein erregt und wie aufgeblüht, warf die berühmte „ambroſiſche Stirnlocke“ zurück; dem guten Riekchen zulächelnd klopfte er an ſein Glas. „Meine Herrſchaften,“ rief er mit ſeinem klangvollen Rechtsanwaltsbariton, „als geborener oder wenigſtens wohlbeſtallter Verteidiger fühl' ich mich gedrängt, für eine gekränkte Unſchuld zu ſprechen; ſie heißt Riekchen Lorenz, iſt noch unbeſtraft, unbeſcholten und unvermählt. Sie hat für dieſen Feiertag das beſte getan, indem ſie unſre Feſtſtimmung durch die erleſenſten Speiſen und die edelſten Weine auf den erreichbaren Gipfel gehoben hat. Wenn ihr Bruder der anerkannte ‚Helfer‘, der ewig und unnatürlich Gute iſt, ſo iſt ſie die Mithelferin, die ihm die Vorſehung gegeben hat, ſeine Hausſonne, ſeine Herdprieſterin, kurz und gut: ſeine Ergänzung. Durch das beinahe zu lange Feſtmahl erſchöpft — ja, beinah zu lang — aber von Bewunderung und Liebe erfüllt —“

„Und von guten Weinen," warf Jungblut ſanft hell dazwiſchen.

„Bitte ich, mit mir zu rufen: Fräulein Riekchen, die Ergänzung, hoch, dreimal hoch!"

Alle griffen noch einmal zu den Gläſern, ließen Riekchen leben; man umringte ſie und ſtieß mit ihr an. Die gute Seele, das Gegenteil einer Schönheit, auf einer unterſetzten Geſtalt ein halb männlicher, ſchon angegrauter Kopf, dankte und dienerte, mit den Händen abwehrend, als wollte ſie ſagen: wer bin ich denn? Zuletzt kam auch Jungblut; den ſah ſie beinahe ungut an. Er lachte, ſank auf ein Knie, nahm ihre Hand und küßte ſie. „Ach, Sie machen immer Witze!" ſagte ſie und gab ihm einen Klaps auf ſeinen ſchwarzlockigen Schädel. „Au!" ſchrie er, als hätte ſie ihm weh getan.

Nebenan, im Muſikzimmer, erklang ſchon der Walkürenritt; Weiland war ans Klavier gegangen und begann ſeinen Lieblingsmeiſter Richard Wagner zu ſchmettern; „ſeine Fauſt war Wagners Famulus," wie Jungblut behauptete. Bald war die kleine Geſellſchaft um den Flügel verſammelt; denn dieſes „verbummelte Genie", der Weiland, hatte eine elektriſierende Kraft, wenn er am Steinway ſaß und Götter und Helden aus der Walküre oder Götterdämmerung agierte. Aus ſeinen grauen Augen fuhr dann Siegfriedfeuer; ſein bartloſer Theatercharakterkopf ſpielte alles mit, zuweilen ſang er auch leiſe mit, wenn der innere Schauſpieler ſich zu mächtig rührte. Er rubinſteinerte auf den Taſten bald donnernd, bald ſäuſelnd, wie wenn er auch einer von den großen Meiſtern wäre;

was ihm an Technik gebrach (im Alkohol ertrunken! behauptete Jungblut), das ſchienen die Glut ſeiner Gefühle und ſeiner Phantaſie manches Mal und ſo auch heut zu erſetzen.

„Bravo! Bravo!“ ſagte Lorenz, der Hausherr, als Weiland auch noch den Feuerzauber hingeſtürmt hatte. „So wotanmäßig haſt du lange nicht geſpielt!“

„Gelt, Bruder?“ erwiderte Weiland, dem die Augen glühten, und zerrte an ſeinem Schläfenhaar, daß es ihm faſt in den Fingern blieb. „Ich hab's in mir, Bruder! Wenn ich ſo mäßig getrunken hab' wie heute, dann tun mir Sapelnikoff und Buſoni nichts!“

„Schmeckten dir meine Weine nicht?“

„Doch, doch. Göttertrank. Aber wo ſo viel Damen ſind! Da erwacht die Tugend. Da geh' ich dann freilich auch mit 'nem moraliſchen Jammer nach Haus: hab' den Göttertrank zu wenig geehrt!“ — Weiland ſtand auf, durchbohrte den guten Lorenz mit einem herzbrechenden Blick und ſeufzte. „Wotanmäßig, ſagſt du. Was hilft das alles. Es iſt eine gemeine Welt!“

Edmund Pinelli trat näher, er lächelte. „Was hat man dir, du armes Kind, getan?“

„Was man mir getan hat!“ Weiland warf die Augen gen Himmel. „Ich ſag's ja: an ſo 'nem Märtyrer wie ich geht die Welt vorüber. Mitfühlendes Verſtändnis? Nicht für einen Groſchen! — Ich ſollt' den Wotan nicht klavezimbeln, ſondern ſingen; hab' ich die Mittel dazu oder nicht? Wer iſt denn dieſer Caruſo, zum Beiſpiel? Etwas mehr Kehle, die mag er haben; aber mehr Bruſt und mehr Hirn hab' ich!

Na, damit hausier' ich. O ja, sagen die Direktoren und die Agenten; alle Achtung, Herr; aber wie kommt's, lieber Herr, daß Sie schon so viele Jahre auf dem Buckel haben und den Wotan und die großen klassischen Rollen doch noch nie gespielt? — O ihr Hundeseelen! Für so 'ne Menschentragödie habt ihr keinen Animus, keine Nieren —"

Edmund fiel ihm ins Wort: „Mein guter Weiland —"

„Ich weiß schon, was du sagen willst. Einmal haben sie mich den Wotan singen lassen, da war ich be—"

Weiland warf einen Blick auf die Damen, deren Gegenwart er vergessen hatte, und ließ es bei der ersten Silbe bewenden. „Da warst du leider entnüchtert," sprach statt seiner Edmund weiter, „und die Geschichte wurde ungemütlich."

„Und ein zweites Mal," nahm Lorenz das Wort, „da kamst du leider gar nicht zum Singen, weil du —"

„Kurz, der Alkohol!" sagte hinter Lorenz Jungbluts helle Stimme.

Weiland schaute einen der Männer nach dem andern an, mit immer trüberem Blick. „Na ja, die Geschichte meines Elends habt ihr nicht vergessen; Gott segne euer Gedächtnis. Aber daß ihr so einen Riesenkampf vor Augen habt —"

Edmund lächelte wieder: „Was für einen Riesenkampf?"

„Daß ein Mann wie ich nicht auf dem Schlachtfeld liegen bleibt, immer wieder aufsteht — wie die nach der Hunnenschlacht — und gegen das grünäugige Scheusal Alkohol weiterkämpft —"

„Alle Achtung!“ entgegnete Lorenz der Gutmütige. „Aber, Alter, wenn du immer wieder in den Chauſſeegraben fällſt —“

„Da liegt man weich, Bruder, der bringt nicht um. Ich komm' doch noch hoch —“

„Monte Carlo! Poker!“ rief Edmund.

„Na ja; noch ein Feind. Der koſtet Geld, weiter nichts. Übrigens bin ich eine Tragödie, das ſag' ich ja ſelbſt! Aber die Bühne — die Bühne — Gott hat mich für die Bühne geſchaffen; ich werd's euch noch zeigen, ihr geliebten Freunde. Als Sänger oder als Schauſpieler — alles eins — ich hab beides in mir. Und der Tag wird kommen —“

Weiland drehte ſich herum, er fühlte ſich ſanft vom Klavier geſchoben; „na, was iſt?“ ſtieß er etwas gereizt hervor. Er ſah Jungblut und Mary Evans, die junge Amerikanerin, am Flügel ſtehn. „Nichts für ungut,“ ſagte Jungblut, der ihn ein wenig nach rechts gedrängt hatte; „es ſoll noch etwas Muſik gemacht werden, da ſtanden uns eben zwei im Weg, ein Sänger und ein Schauſpieler. Miß Mary will ein paar Lieder ſingen —“

„Die Herr Jungblut komponiert hat,“ ſetzte Mary Evans hinzu. Ihre großen blauen Augen ſahen den Mann, der eine Tragödie war, liebenswürdig mitfühlend an.

Weiland trat ſofort ritterlich zurück, ſich in ſeiner etwas theatraliſchen Weiſe verneigend; eine Werdende wie ich! dachte er. Sie war ihm auch eine Augenweide, beinahe eine Herzensweide, dieſes allerliebſte Dirndl aus Neuyork; ſo ein reines und keuſches Profil, ein

prachtvolles ſonniggelbes Haardach, Seele in den Augen. Sie war vor etwa vier Jahren nach Berlin gekommen, um bei dem weitberühmten Geſangmeiſter Adam Jungblut zu lernen, und hatte erreicht, daß ſie als ſeine gereifte Schülerin die zu ihm kommenden vorzubilden hatte. Kurz, ſie war ſeine Beſte, ſein „Liebling"; manche meinten, nur zu ſehr. . . . Jungblut ſaß und präludierte, um ſie zu begleiten; Mary ſtand und ſang. Es war ein Eichendorffſches Lied, mit Geſchmack vertont, es erinnerte jedoch an dies und das. Sie ſang es aber mit ihrer nicht großen, doch lieblichen, wohlgeſchulten Stimme ſchmeichelnd ſeelenvoll; es ging zu Herzen, weil ſie es ſang. Am Schluß klatſchten alle Beifall, Weiland neidlos mit. Sie mußte noch ein zweites ſingen, auch von Meiſter Jungblut; in dem war mehr Feuer, mehr Sturm, ſie zeigte, daß ſie auch ſtürmen konnte. „Bravo! bravo!" rief Lorenz, der ſo gern Talente bevaterte. „Jetzt Konzerte geben! Hinaus in die Welt!"

„Sie haben recht," ſagte Frau Fritze, Meiſter Jungbluts Frau, ſtand nun aber auf; ſie hatte weniger zugehört als den ſchönen Edmund betrachtet, die jüngſte Flamme ihres leichtentzündeten Herzens, ſie wollte mehr in ſeiner Nähe ſein, ſozuſagen in ſeiner Luft. „Wenn nun aber draußen der Frühling iſt!" ſprach ſie weiter und wies auf die offene Tür zum Balkon. „Da ſag' ich auch wie Lorenz: hinaus in die Welt!" Sie nahm ohne weiteres Edmunds Arm — er ſträubte ſich nicht — und zog ihn auf den mit Blumen geſchmückten Balkon hinaus, der faſt zimmergroß war. Einer der

ſchönſten Apriltage verging eben in milde, windſtille Nacht. Der Blick ſchweifte frei und weit, links bis zur Siegesſäule, die vor dem angegrünten Tiergarten aufſtieg, gradaus über den ſchlafenden, ſpiegelnden Humboldthafen zum langgeſtreckten Lehrter Bahnhof hinüber, von dem die Züge der Stadtbahn kamen und zu dem ſie gingen. Auf dem hohen Damm und der langen Brücke zogen ſie wie durchglühte Schlangen über den Hafen hin, oft aneinander vorbei, daß die vielen Lichter ineinanderfloſſen; dann trennten ſie ſich wieder und verſchwanden nach rechts und nach links.

„Das iſt doch noch ſchöner als meines Mannes Muſik," ſagte Fritze Jungblut und hängte ſich feſter an Edmunds Arm.

„Das glaub' ich nicht," ſagte Jungblut heiter, der ihr mit Mary Evans gefolgt war — die andern kamen langſam nach; „aber ein beneidenswerter Kerl, der Lorenz: an ſo 'nem Ausblick zu wohnen!"

Lorenz nickte vergnügt: „Ja, es lebe das Alexanderufer. Das ſchönſte in Berlin."

„Wie reizend die Stadtbahnlichter auf dem Waſſer ſpielen," ſagte Mary in ihrem beſten Deutſch; ſo richtig war's nicht immer. „Bei Nacht iſt es hier noch ſchöner als bei Tag!"

„Und es wird einem ſo großſtädtiſch zu Mut," ſetzte Weiland hinzu. „Das Leben marſchiert ſo majeſtätiſch vorbei."

„Ja," ergänzte Riekchen mit beſcheidenem Stolz auf ihren Balkon; „die Züge raſſeln ſo hübſch, aber nicht zu laut!"

Fritze Jungblut atmete die weiche, feuchte Nachtluft ein; sie wäre so gern mit Edmund hier allein gewesen, vor solchen Versuchungen fürchtete sie sich nicht. „Göttlich, göttlich ist's!" stieß sie zwischen den kleinen Zähnen, den üppigen Lippen heraus. „Hier müßte nun Pinelli Geige spielen; das wär' das rechte. Edmund, geigen Sie! Recht was Wunderschönes!"

„Wie soll ich das machen?" erwiderte Edmund. „Meine Geige ist ja doch nicht hier."

„Ach, man soll sie holen! Ich will Ihre Geige hören, Edmund. Ich will Ihren großen Strich, Ihr süßes Adagio, das will ich hier hören. Stehn Sie nicht so wie 'ne Bildsäule da." Sie drückte seinen Arm: „Seien Sie galant! Seien Sie lieb!"

Fritze Jungblut hatte viel Glück mit Männern, mehr als ihre Tugend ertragen hatte; an diesem Abend hatte sie kein Glück. Edmund, der vielgeliebte, seit zehn Jahren fast grenzenlos verwöhnte Edmund, fühlte heute nichts bei der Nähe dieser hübschen Frau, die in ihn vernarrt war; er hörte kaum, was sie sprach, er hatte nur Augen für zwei, die ihm Rätsel waren: bedeutete er ihnen etwas oder nicht? Die beiden Rätselhaften standen beieinander: Mary, die Neuyorkerin, und Selma Behrend, das Fräulein aus dem Grunewald. Busenfreundinnen, verwandte Seelen, doch von der Natur verschieden gemacht: Mary mehr die Zierliche, Feingebaute, mit beinahe kindlich holdem Profil, Selma höher, schlank, fast mager, das Gesicht von ihrer schönen, aber kühnen Nase beherrscht. Beide edle Gestalten und Gesichter, in den blauen Augen

der Amerikanerin wie in den gelblich grauen der Deutſchen der Geiſt der Jungfräulichkeit; — nein, nein, dachte Edmund, Mary Evans Jungbluts Geliebte? Das glaub' ein andrer als ich. Die ſind alle beide noch unberührt! — Aber *inwendig*, wie ſteht's denn da? Warum ſagt mir nichts, gar nichts, ob ſie auch etwas für mich fühlen wie all' die andern — oder ob ſie, ſie allein gegen mich Marmor ſind? Das *reizt* mich! Sie reizen mich. ...

So war ihm das noch nie geſchehn. Oder war es ihm nur gleichgültig geweſen, wenn's einmal geſchehn war? Hier, gegen dieſe beiden empörte ſich ſein Selbſtgefühl; er fühlte die Pein, die Verwundung eines ſo ſchauerlich verwöhnten Ich. Durch ſeine Schönheit, ſeine Beredſamkeit, ſeinen verführeriſchen Bariton, ſein Geigenſpiel, ſeinen Erobererſinn von Erfolg zu Erfolg getragen — und hier wie vor einer Mauer und nicht wiſſen, was dahinter iſt?

„Nun wie ſteht's, Fräulein Selma?" hörte er ſich plötzlich ſprechen. Es hatte ihn geradezu gewurmt, daß ſie ſchon ſo lange in die Luft ſah und ſchwieg. „Haben Sie das Oberlehrerinnenexamen nun gemacht oder nicht?"

Sie ſah ihn flüchtig an und nickte. „Ja, ich hab's gemacht."

„Und Sie wollen nun wirklich —"

„Lehrerin werden? — Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, was ich will. Kann mich nicht entſchließen. — Bitte, reden wir lieber nicht von mir; der Abend iſt ſo ſchön."

Weichſt du mir immer aus? dachte Edmund. Er ließ ſich nicht hindern: „Warum ſoll man nicht von Ihnen reden? Der Menſch iſt doch mehr als ſo 'ne Stadtbahn oder ſo ein Waſſerbecken. Erlauben Sie: warum haben Sie denn die Prüfung beſtanden, ſo viel dafür geſchanzt und ‚gebüffelt', wenn Sie jetzt —"

„Na, was ſoll ſie jetzt?" rief Jungblut aus. „Das wär' ja doch ein Skandal, ein Unſinn, wenn ſo ein reizendes, temperamentvolles, kunſtbegabtes Fräulein Kinder abrichten wollte! Eine reiche Kommerzienratstochter aus dem Grunewald! Die ſoll im Schönen leben, baſta, punktum!"

„Ach, was reden Sie!" fiel ihm Selma ins Wort. „Etwas können ſoll ſie, etwas leiſten ſoll ſie. ‚Kommerzienratstochter' — was für ein greuliches Wort; als wäre das ein Lebenszweck oder ein Beruf, wie Uhrmacher, Seemann, Oberförſter. Ich will etwas tun auf der Welt! Ich fühl' nur noch nicht den Lehrberuf in mir — oder hab's verloren. Was andres — was Größeres —"

Sie brach ab, ſie mochte nicht weiter von ſich reden. Ihre Augen gingen wieder mit den langen Glühwürmern, den Stadtbahnzügen, über den Humboldthafen hin und her.

„Liebes Fräulein Selma!" begann Edmund wieder, mit dem weichſten und freundlichſten Ton ſeiner ſchönen Stimme. „Warum ſich ſo verſtecken vor uns? Hier ſind doch nur Freunde. Wenn Sie was Größeres wollen, bravo, herrlich! Wir ſind alle Ohr. Das Ohr des Herzens —"

„Des Herzens?“ fragte Selma, ohne ihn anzuſehn.

„Nun ja, natürlich; Freundesherzen. Wenn ein junges Mädchen wie Sie ſich höhere Ziele ſetzt —“

„Selmachen,“ fuhr Lorenz' gute Stimme dazwiſchen, „rücken Sie doch heraus!“

Das Mädchen wandte ſich zu Lorenz hin, jetzt gefügiger: „Ach, was wollt ihr? Es iſt ja nichts. Ich bin ja nichts. Es geht mir nur ſo durch den Kopf: als Schriftſtellerin, für die Frauenſache — und als Rednerin —“

„O jerum!“ rief Jungblut. „Die Frauenſache, die Frauenfrage. Alſo mit dieſer Seeſchlange ſind wir noch nicht fertig?“

„Wir fangen ja erſt an,“ erwiderte Selma.

„Wir fangen erſt an? Wollt ihr Amazonen werden? Sollen wir Männer die Kinder kriegen?“

Selma lächelte: „Ach Sie guter Meiſter Jungblut. Sie verſtehen ja nichts davon. Singen wollt' ich ja gern von Ihnen lernen, wenn ich Stimme hätte; aber was wir Frauen auf der Welt zu tun haben, da frag' ich lieber bei andern nach!“

„Dann fragen Sie, bitte, bei Schiller nach; der hat's ſchon gewußt. Wenn Sie vielleicht ſein Gedicht ‚Würde der Frauen‘ kennen —“

Selma nickte: „O ja; ich hab's ſogar einmal auswendig gelernt.“

Jungblut hob die Stimme und in etwas ſonderbar ſingendem Tonfall deklamierte er:

„Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Herzen entzückendes Band —"

„Ach, ach, was Sie sagen!" unterbrach ihn Selma. „Schiller sagt es etwas anders:

Flechten der Liebe beglückendes Band!"

„Na, das ist ja doch dasselbe," gab Jungblut zurück. „Und dann in einer der folgenden Strophen — da wir der auch für den Minderbegabten deutlich:

Aber zufrieden mit stillerem Ruhme
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie eifrig mit lieblichem Fleiß;
Freier in ihrem gebundenen Wirken —

Geben Sie acht, Fräulein Selma! Da kommt's! Das sind goldne Worte!"

„Ja," sagte sie, „ich geb' schon acht. Aber die eine Zeile haben Sie wieder falsch zitiert; es heißt:

Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß."

„Aha!" rief nun Riekchen. „Witze machen kann er, aber richtig zitieren kann er nicht!"

Jungblut schüttelte sein schwarzes Gelock: „Großer Schiller, du hast so schön über die Würde der Frauen gedichtet, warum hast du nicht auch ein Carmen über die Rachsucht der Frauen gemacht! — Aber daß ich auf seine hohe Weisheit zurückkomme, Fräulein Selma:

Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er —
der Mann —
in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Und dann in der allerletzten Strophe — Sie sehn, ich weiß alles, alles:

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Zepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die —
Löschen die Zwietracht, die —

Na, darauf kommt's nicht mehr an. Aber auf das, meine Liebe, kommt's an:

Aber mit sanft überredender Bitte —

Nicht mit Volksversammlungen, will Schiller sagen, nicht mit dem gleichen Wahlrecht wie wir, nicht mit Reichstagsreden —"

„Sondern mit Gardinenpredigten," warf Lorenz hinein.

„Meinetwegen, ja! Im ehelichen Schlafgemach! Im Tempel der Liebe! Da, da ist die Frauenfrage zu lösen; da herrscht die Würde der Frauen!"

Ach du armer Mann, dachte Selma. Was hast du an deiner Frau für den Tempel der Liebe und die Würde der Frauen? Sie lächelte aber nur und erwiderte: „Auf Ihre schönen Worte und auf Schillers schöne Verse will ich nur eine Zeile entgegnen, in der ist die ganze Frauenfrage, die ‚Seeschlange' beisammen —"

Jungblut hielt sich die Hände hinter die Ohren, wie um besser zu hören: „Ah, da bin ich neugierig!“

„Wenn es bis heut immer hieß: Selbst ist der Mann! so soll's nun auch heißen: Selbst ist das Weib!“

Selmas Wangen erglühten; was für ein schönes, charaktervolles, edles Gesicht! fuhr durch Edmund hin. Er sah von ihr auf Mary Evans, die eben vor sich nieder träumte, fast noch reizender anzuschauen. „Denken Sie auch so, Fräulein Mary?“ fragte er.

Sie schlug die blauen Augen auf, ihr Schönstes; „ja wie denn n i ch t?“ antwortete sie. „Das versteht sich nun doch endlich von selbst; oder nicht? Unabhängigkeit vom Mann. Auch wenn es gar keine Männer gäbe auf der Welt. Und wenn es Männer gibt —“

„Bis jetzt gibt es ja noch,“ bemerkte Lorenz.

„Ja, ja; ich will sagen: und wenn es einen Mann gibt neben der Frau — wenn die zwei ein Paar sind — dann soll doch jeder tun, was er kann, und jeder soll sein, was er ist.“ Sie hob die Arme ein wenig: „Es wird mir nur so schwer, das auf Deutsch zu sagen. Ich glaube, es klingt immer etwas anders, als ich sagen will. Aber was Selma sagte, das meint es: Selbst ist das Weib!“

Lorenz brummte etwas, das Mary nicht verstand. „Geben Sie mich recht oder nicht?“ fragte sie.

Seine vergnügten Augen lächelten sie an: „O, sehr; ich bin immer sehr für s e l b st. Aber so wie jener alte Grieche: Nicht zu sehr!“

„Das sagst du, weil du der H e l f e r bist,“ sagte

Edmund neckend. „Du brauchſt Frauenzimmer, die noch Hilfe brauchen; das iſt ja natürlich. Aber erlauben Sie mir noch eine Frage, Fräulein Mary —"

„Bitte, fragen Sie."

Wie ſie da beide ſtehn! dachte Edmund. Als gäb' es ſchon wirklich keine Männer auf der Welt — und insbeſondere keinen Edmund Pinelli — als läg' der unter ſeinem Friedhofſtein! — Er nahm ſich zuſammen, wie wenn er als Verteidiger vor dem Gerichtshof ſtünde: „Nur ſo 'ne kleine praktiſche Frage, an die praktiſche Amerikanerin. ‚Wenn die zwei ein Paar ſind,' ſagten Sie — ein Mann und eine Frau. Da handelt ſich's doch auch um L i e b e, nicht wahr —"

„Ich denke," erwiderte Mary trocken.

„Da ſ ch m i l z t doch ſozuſagen das Selbſt ein wenig; das Selbſt gibt ſich hin, es will aufhören reines Selbſt zu ſein; kurz, eine gewiſſe Entſelbſtung — nicht wahr. So war's wenigſtens ſeit Adam und Eva, und ich habe mir eingebildet, es bleibt immer ſo. Und die Frau — ſo haben wir immer gedacht — die Frau iſt ſo recht zur Liebe geſchaffen; ſie iſt noch m e h r, viel mehr zur Liebe geſchaffen als der Mann, weil ſie die edlere iſt. Wenn alſo das Leben der Frau auf dieſen Höhepunkt, ſagen wir: auf ſeinen G i p f e l kommt — denn der iſt es doch — ſoll es da noch immer heißen: Selbſt iſt das Weib?"

Mary lächelte obenhin: „Wohl ein bißchen anders; bei dem M a n n und bei der F r a u. B e i d e ein bißchen weniger ſelbſt. Alſo dann bleiben ja beide gleich. Iſt die Frau edler? Ich weiß es nicht. Wenn

ſie deswegen unfrei würde, oder geknechtet würde — o, dann ſoll ſie nicht!"

„Dann ſoll ſie nicht edler ſein?"

„Nein, das ſoll ſie dann nicht. Warum mehr Liebe haben als er? Nicht zuſehr! hat Herr Lorenz geſagt, und der alte Grieche."

Ein ſchönes Stück Marmor! dachte Edmund. Und die andre auch; wie ſie da ſtehn, wie ſie beide lächeln — als lächelten ſie über mich! — Er fühlte ſich faſt verwirrt, verblüfft; ein Zuſtand, den er ſeit ſo vielen Jahren nicht mehr kannte. Heuchelten ſie nur? Waren ſie feine, kluge Evastöchter, die ihr Herz ſo verſtecken können, wie ein Taſchendieb ein Goldſtück verſteckt? Trotzten ſie ſeiner Macht, die ſie doch verſpürten? Daß ſo eine Seele kein Fenſter hat! Daß ſo eine Bruſt ſich nicht öffnen läßt!

„Da iſt die Geige! Da iſt die Geige!" rief Frau Fritze plötzlich. Lorenz, den ſein Diener leiſe hinausgerufen hatte, trat eben wieder in die Tür, eine Geige im Arm, ein vergnügtes Lächeln über ſein ganzes rötliches Geſicht. „Ja, da iſt Edmund Pinellis Geige," ſagte er und ſchmunzelte, und ſchwenkte ſie einmal durch die Luft. „Ich hab' heimlich hingeſchickt — Luiſenſtraße — hab' ſie holen laſſen. Im Muſikzimmer liegt der Fiedelbogen. Jetzt muß er ſpielen, da hilft ihm nichts."

„Sie Göttermann!" rief Fritze Jungblut. „Bravo Lorenz! Lorenz hoch!" riefen die andern. Lorenz genoß die allgemeine Überraſchung und freute ſich nach ſeiner Art: er rieb ſich die innere linke Hand mit den

Fingerſpitzen der andern, zwinkerte mit den Augen und wiegte ſich.

Ja, ja, ja, dachte Edmund, ich will geigen; für e u ch b e i d e da! Und will ſo geigen wie nie! — Er hatte das Talent vom Vater geerbt, raſtlos ausgebildet; er fühlte ſich als Künſtler, wenn er auch niemals öffentlich geſpielt hatte: dort wollte er nur der gefeierte, gefürchtete, geliebte Gerichtsredner ſein. In kleineren, erleſenen Kreiſen führte er ſeinen Bogen gern; vor allem vor ſchönen Ohren und Augen, durch die er in weiche Herzen eindringen wollte. ...

„Wie ſteht's, Weiland? Haſt a Schneid?" fragte er. Mit Weiland am Klavier hatte er ſchon oft gegeigt, mit und ohne Noten. Weiland nahm ſtumm ſeinen Arm, führte ihn ins Zimmer hinein und zum Flügel; die Geſellſchaft folgte, Fritze klatſchte Beifall. Edmund ſah umher, die beiden „Rätſel" ſuchend; ſie waren beiſammen geblieben, ſetzten ſich Stuhl an Stuhl ihm faſt gegenüber. Er tauſchte leiſe ein Wort mit Weiland, was ſie ſpielen wollten, nahm den Bogen, prüfte die Violine; ſie war ſchnell geſtimmt. Der „Tragiſche" am Flügel begann. Edmund ſetzte ein. Hinter den beiden Rätſeln erſchien Fritze Jungblut, die mittelgroße, noch nicht zu volle Geſtalt blieb aufrecht ſtehn; die hellbraunen Augen verließen ihren Geiger nicht. Edmund ſchien ihren warmen Blick faſt fort und fort zu erwidern; er ſah aber das, was vor ihr war. Während er mit einer Art von wütender, zorniger Inbrunſt die Saiten ſtrich, all ihre Zauberkraft hervorzulocken ſuchte, befragte er die beiden jungen, jungfräulichen

Geſichter, beſtrahlte ſie mit ſeinen brennenden Augen, wie es die Sonne tut, wenn ſie Knoſpen öffnet.

Es war eines von Weilands und Edmunds Lieblingsſtücken, eine nicht klaſſiſche, nicht vornehm reine, aber kräftig ſeeliſch-ſinnliche Muſik. Die Spieler wetteiferten, ſich aneinander entzündend; heut hat er ſeinen guten Tag! dachte Edmund; Weiland ſtaunte: heut ſpielt er wie der Teufel! Fritze berauſchte ſich, ihre Wangen glühten. Die beiden aber, die vor ihr ſaßen — war denn über die der Froſt gekommen? An ihnen rührte ſich nichts. Sie hörten und ſahen ſo gelaſſen zu, wie wenn vor ihnen ein paar Automaten ſpielten. Einmal oder zweimal ſchauten ſie einander an und nickten, als ſagten ſie: ah ja, das iſt hübſch! oder: das machen ſie nicht übel! — Zwei angeſtellte Kritiker! dachte Edmund ingrimmig; es ärgerte ihn wütend, daß er fühlte: ich fange vor Wut zu zittern an. Sie ſpielen mir einen Poſſen, es iſt abgekartet — oder ſie ſind behext! behext! — Er hätte ihnen gern den Bogen vor die Füße geworfen, die Geige hinterdrein. Nur ſein Stolz hielt ihn feſt. Nicht mehr zittern! Geigen, geigen! Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, er tat aber Strich auf Strich bis zum Schluß.

Fritze klatſchte nun überlaut, ihn mit ihren Rehaugen verzehrend; Lorenz rief ſein „Bravo, bravo!“ Selma und Mary nickten freundlich, trocken, und klatſchten dann auch ein wenig, ſanft, mild, ſymboliſch. Einen Augenblick vergaß ſich Edmund: in ſeiner Erbitterung verneigte er ſich ironiſch tief, wie von ſo warmer Huldigung übermannt. Dann faßte er ſich, und auf

ſeinem wohlgeformten Geſicht erſchien nur noch ſein gewohntes, beſcheidenes Siegerlächeln.

Jungblut trat zu ihm. „Wenn ihr den Beethoven ebenſo wacker ſpielt wie das, dann alle Achtung!“ ſagte er, die ſchwarzen Augen zuſammenkneifend. Edmund fühlte den Stachel, der aus dieſen Worten hervorguckte; er tat ihm aber nicht weh, ihm war eine a n d e r e Stelle wund. Wie ein verzogenes Kind nur nach Hauſe will, wenn es ſich in einer Geſellſchaft nicht genug beachtet findet, ſo lag ihm auf der Bruſt: hinaus! hinaus! Hier nicht länger bleiben! Er hängte ſich in Fritzes Arm, die eben ſeine Hand ergriff: „Was ſagten Sie bei Tiſch? Ob ich heut abend noch zu Ihnen komme? Wenn Sie wollen, ich bin bereit!“

Fritzes Augen wurden übergroß, ſie ſtrahlten vor Dankbarkeit. „O wie gut, wie gut! Ja, dann gehn wir, gleich. Sie haben wie ein Gott geſpielt. Nicht wahr, Adam, wir gehn!“

Adam Jungblut verbeugte ſich; wenn ſeine Frau ſo entſchloſſen und entſchieden ſprach, dann ſtimmte er gewöhnlich zu. „Was, ihr wollt ſchon fort?“ brummte Lorenz.

Fritze nickte und gab ihm die Hand: „Es war ſchön, Lorenz; es war reizend, Riekchen. Gott ſegn' euch ſo weiter! — Guten Abend allerſeits!“

Raſche, ſtrahlende Abſchiedsgrüße, kurze Händedrücke, und mit ihrer Beute, ihrem Geiger rauſchte ſie hinaus.

* * *

Eine Stunde ſpäter ſaßen Selma und Mary in Marys Zimmer am Lützowufer; die Spiritusglühlichtlampe brannte auf dem Tiſch. Selma hatte in ihrem Wagen die Herzensfreundin heimgefahren und war mit ihr hinaufgeſtiegen, um ihre neue Wohnung zu ſehn; Mary war umgezogen, ſie wollte dem Meiſter Jungblut näher ſein, der weiter oben an demſelben Lützowufer wohnte. Auf dem Sofa ſitzend blickte Selma in der kleinen „Bude" umher, von Wand zu Wand, die ihr bekannten Bilder wiederfindend, die üblichen Allerweltsmöbel auch; ſie ſchüttelte den Kopf. Sie verzog die Lippen. „Was haſt du?" fragte Mary, die Philoſophin. „Ich bin gerne hier. Da unten iſt der ſtille Kanal, und die ſchönen Bäume. Was iſt dir nicht recht?"

„Ach, ſo eine ſchöne Perſon ſollte ſchöner wohnen. Ich ſag' das nicht als ‚Kommerzienratstochter', um Gottes willen, nein; aber — ein bißchen mehr Poeſie!"

Mary lächelte: „Das Zimmer iſt ſicher ſo ſchön wie ich. Mehr kann ich nicht zahlen. Sag', wie findeſt du's?"

„Klein, aber ſchofel, mein Herz. — Weißt du, was ſchofel iſt?"

„O ja. Ich verſtehe ja jedes deutſche Wort; kann's nur oft nicht ſagen und ſ u ch' mir eins. Schofel — ach, das tut mir nichts. Seit meine Leute in Amerika arm geworden ſind, iſt mir jedes Zimmer recht; auf dieſes Sofa kann man doch ſ i ţ e n, nicht? Und die Vermieter ſind gut für mich; und ſie kochen gut. Und ich hab' mein gutes Klavier!"

Selma legte einen Arm um Mary, die ſich zu ihr geſetzt hatte: „Ach ja, du haſt recht. F ü r ſ i ch ſ e l b e r

ſorgen, wie du! Alles andre iſt Trödel und Tand. Wenn ich ſo ſingen könnte wie du, und ſo Stunden geben —"

„Du kannſt andres, du!"

„Ich hoff's. O was träum' ich alles. Wenn das alles nichts würde, dann ſchöſſ' ich mich ja tot!" Selma lächelte aber unverzagt: „Das ſag' ich nur ſo; werd' ſchon was erreichen. Selbſt, allein, ohne Mann wie du! — Ach ja, dieſer Amerikaner, der plötzlich herübergekommen iſt, um dich heimzuführen — dieſer Ritter Toggenburg — iſt er wieder fort?"

Mary nickte, mitleidig und heiter zugleich: „Geſtern abend fort. Ich konnte für ihn die Muſik nicht opfern; nein, ich konnt' es nicht. Und die Freiheit auch nicht! Ein ſehr guter Menſch, ich glaube; aber wenn die Liebe fehlt. Das heißt, meine Liebe; er hat mich ja ſchon in Neuyork gewollt. Ich hab' nicht gewollt. Ach, my dear, wozu die Liebe? Wie bei Lorenz dieſer Edmund ſagte: da ſchmilzt das Selbſt, und es gibt ſich hin. Warum ſoll es das? O wie ſchön, wenn die Gefangenen im Fidelio ſingen: O Freiheit! O Freiheit!"

Selma mußte lächeln: die „Freiheit" klang ſo ſchwärmeriſch. Auf einmal ſtand ſie auf, eine feine, roſige Glut ſtieg ihr in die Wangen. „Dieſer Edmund.... Was er nun wohl denkt? Er ſtürmte ſo weg mit dieſer ſchrecklichen Frau; ob er ſich vielleicht geſagt hat, die treiben ihren Spott mit mir, das iſt Komödie? Er iſt ja ſo klug!"

„Findeſt du ihn gar ſo klug? Ich weiß nicht. Ich

denke, wer sehr eitel ist, der ist nicht sehr klug! — Und wenn er das gedacht hätte, dann wär' er wohl nicht fortgestürmt, sondern hätte uns ausgelacht."

Selma nickte langsam: „Ja, da hast du wohl recht. — Aber was denkt er nun? Wofür hält er uns? — So raten *wir* jetzt an *ihm* herum." Sie atmete tief: „Wir haben uns aber gut gehalten; nicht? Heut so wie noch nie!"

Mary lächelte etwas kleinlaut: „Ich muß dir etwas Kommisches sagen: mir wurd' es manchmal furchtbar schwer. Wenn seine Augen so entsetzlich tief in mich fragten und forschten, dann wurde mir bang wie ein Kind; in der Schule, vor dem Lehrer, weißt du. Dann sah ich heimlich, ein Moment, auf *dich*; und du saßest da wie Moltke, auf dem Bild von Lenbach — und das stärkte mich. Du hattest so ein Feldherrngesicht; ach, das hab' ich *garnicht*. Aber durch dein Profil kriegt' ich wieder Mut!"

„Mir war manchmal inwendig zum *Lachen*, Mary; ich hatt' *Übermut*!"

Mary schüttelte den Kopf: „Ach, den hatt' ich nicht. — Du bist viel, viel tapfrer als ich. So, wenn ich vor den Leuten singen soll — kommisch, wie viel Angst ich hab'. Und zwei ganz verschiedene Ängste hab' ich: eine, was mich besser singen läßt — o, die ist gut — und eine, die mich steif und unsicher macht — o, die ist nicht gut. Dann kenn' ich auch noch eine *dritte*: die kam auf mich, als du mir zuerst davon sagtest: halten wir zusammen, Mary, bleiben wir kalt und wie Stein gegen diesen Herzenbrecher, machen wir unsre Herzen vor

ihm zu, wie Auſtern ihre Schalen! — O Gott, wie macht man das? dacht' ich. Mein Herz hat noch nie in einer Auſter geſteckt. Es war immer offen. Jetzt lerne ich erſt unoffen werden; das iſt aber eine ſchwere Sache, ſchwerer als Sanskrit!"

Selma drückte Mary an ſich, mit einem zärtlichen Lächeln: „Ach ja, du biſt rührend dumm — biſt ſo viel beſſer als ich. Aber gegen dieſen Edmund, hatt' ich da nicht recht? Sie werden alle wie toll vor ihm. Sie drehen ſich nach ihm hin, wie die Sonnenblumen. Und ſie fliegen dann wie die Motten ins Licht! — Wir zwei wollen bleiben, dacht' ich, was wir ſind; frei von Edmund Pinelli, frei von all dem würdeloſen Unſinn; pfui über unſer Geſchlecht! Und wir wollen damit anfangen, daß wir ihm wie M ä n n e r gegenübertreten — — na, worüber lachſt du?"

„Über die M ä n n e r, mein Schatz."

„Du weißt doch, was ich meine. Nicht wie ſchwache Rohre, die ſich vor ihm biegen und neigen — auch nicht wie zwei vom weiblichen Geſchlecht, die ſich für den Mann begeiſtern und vor ſeinem Bariton niederknien — nein, wie Mann vor Mann. Oder Menſch vor Menſch! Sein Bart und ſein Baß gehen uns nichts an; iſt er geſcheit, hat er ein gutes Herz, eine ſchöne Seele, gut; ſeine ſchönen Augen kümmern uns nicht. Und nie ſoll dieſer eitle Mann ſich ſagen können: da ſind wieder zwei, die ſich in mir ſonnen, die meinen Siegeswagen mitziehen möchten; die ſchreib' ich rot in mein Buch!"

Mary ſah ihren Namen mit roter Tinte hineingeſchrieben, mußte wieder lachen.

„Na, und haben wir uns ſeitdem gut gehalten oder nicht?“ fuhr die triumphierende Selma fort. „Und hätten wir uns ſo gehalten ohne das Komplott? Du mit deinen empfindſamen Ohren, die auch ſchon die Baritonkrankheit kriegten —“

„Nein, nein, ſo ſchlimm war's noch nicht. Aber das iſt wahr, ich hab's mehr im O h r. Eine ſchöne Stimme — eine edle, weißt du —“

„Ich hab's mehr im A u g'. Ich hatte aber gleich den Glauben, und den hab' ich noch: zuſammenhalten, zwei wie wir — und dieſem männlichen Siegerhochmut unſern Freiheitsſtolz entgegenſetzen — und uns ſo frei von ihm zeigen, wie wir vielleicht noch nicht ſind — das macht uns dann vollends frei! Darin ſteckt eine Macht, ein Zauber, nicht?“

Mary nickte ſtumm.

Selma ſchauderte, die Hände hinter dem Kopf verſchränkt, zurückgelehnt: „Was ſind es eigentlich für ſchreckliche Geſchöpfe, dieſe Herzenbrecher! Dieſer Edmund Pinelli — ein guter Menſch, ſagen ſeine Freunde — aber wenn der Weg ſo wie über Leichen geht! War denn Don Juan gut? Und wenn ich zuſehe, wenn ich's an mir ſelbſt verſpüre, wie dieſer Edmund die Frauenzimmer mit ſeinen Blicken zu verzehren, zu hypnotiſieren ſucht — ach, all dies Moderne: wie er ſich uns zu ſuggerieren, einzuflößen, aufzuerlegen ſucht. ... Das hat er wohl von ſeinem Freund, dem Pſychologen, dem Nervendoktor, gelernt!“

„Jungblut meint, das hat er," versetzte Mary, die vor Mißgefühl mit den Schultern zuckte.

Selma stand auf: „Das empört mich so gegen Edmund, diese Schlangenblicke, wie wenn wir kleine Vögel wären; das weckt allen Trotz, allen Stolz in mir! Da fühl' ich so recht: das ist der Kampf zwischen Mann und Weib. ... Neulich Nachts lag ich da und dachte: Ja, und war das nicht immer so? Haben sie's nicht von Anfang an so gemacht, die Männer — die Edmunds — nein, eigentlich das ganze Geschlecht — um uns zu besiegen, um uns zu beherrschen? Hypnotisieren wir das Weib! Lullen wir es ein, bringen wir ihm im Seelenhalbschlaf, in der Geistesdämmerung unsern Willen bei! Suggerieren wir ihm, daß es seine Aufgabe, sein Beruf, seine Seligkeit ist, uns zu gehorchen; daß sie nur entarten, verkümmern, wenn sie frei sein wollen; daß ihre Freiheit eben darin besteht, unsern Willen zu tun! — Und so brachten sie's dahin, die Hypnotisierer, die Verdummer, daß die jungen Mädchen es mit süßer Wonne lasen, wenn die Goethesche Iphigenie sagt:

Gehorsam fühlt' ich immer meine Seele
Am schönsten frei!"

Selma schlug auf den Tisch: „Nein, das lügt man uns vor! Nein, das hab' ich nie mit Wonne gelesen; ich hab' auf die Erde gestampft. Ich will nicht über euch herrschen, aber euch auch nicht gehorchen; ein freier Mensch will ich sein. Gegen euch Hypnotisierer wehr' ich mich, so lang' ich atmen kann! — Und darum

ſagt' ich dir damals, Mary, in meinem Zimmer am Grunewald: laß uns zuſammenſtehn gegen dieſen Edmund, der einer von den Hypnotiſierern iſt, einer von den ſchlimmſten; laß uns einen richtigen Frauenkampf kämpfen, ſeinen Hochmut täuſchen, ſeine Eitelkeit wild und krank machen, den Herrn Eroberer in die Irre führen; bis der Herr begreift, daß das Weib doch ſtärker iſt als der Mann, wenn es ſich nur nicht einlullen ließ!"

Selmas Wangen brannten. Mary ſah ſie mit Entzücken an; ſie erhob ſich auch und nahm Selmas Hände: „Du! My love! So ſchön warſt du ja noch nie. So hab' ich noch kein deutſches Mädchen geſehn — hab' auch noch keine ſo reden hören. Wenn du drüben bei uns ſo geſprochen hätt'ſt, vor unſre Studentinnen, ſie trügen dich auf ihre Schultern herum!"

Selma lächelte. „Ach, ich gehe lieber auf meinen zwei Füßen, weißt du; — aber zu meinen Mitmädchen reden, donnern, das möcht' ich — wenn auch nicht in Amerika — lieber hier, im Tiergarten, im Grunewald." Sie reckte ihren Arm in die Luft hinaus: „Manchmal r e i ß t's mich, Mary! — Nun muß ich mir aber den Hut wieder aufſetzen und Adieu ſagen und nach Hauſe fahren; meine Kutſche wartet. Uns ſollen ſie nicht fangen, was? Uns ſollen ſie nicht unſre Freiheit rauben. Wir zwei auf dem Rütli!"

Sie lachte und umarmte die „Blauäugige"; dann war ſie aus der Tür.

* * *

Um dieſelbe Stunde ſaßen Lorenz und Weiland im Café Bauer, Unter den Linden, an einem kleinen Pfeilertiſch in der großen Halle. Als Weiland als der letzte Gaſt von Fräulein Riekchen Abſchied nahm, hatte er Lorenz beredet, noch ein wenig mit ihm „in die Welt“ zu gehn; „die Welt“ waren die Kaffeehäuſer und Weinkneipen und alles, was dem ähnlich war. Lorenz kam ſelten in dieſe Welt; im Café Bauer ſchaute er beinahe wie ein Provinzler umher und vertiefte ſich in die großen Wandgemälde, die ſo farbenreich ſchilderten, wie die Hallodris und die ſüßen Mädels im klaſſiſchen Altertum gelebt hatten. Wie manches Jahr hatte er das alles nicht geſehn! „Und ich weiß doch noch,“ ſagte er tiefſinnig, „wie dieſes Café Bauer aufgemacht wurde und den Berlinern und den Fremden einen mächtigen Eindruck machte; ein Kaffeehaus, das die ganze Nacht nicht geſchloſſen wurde; es war beinahe, als finge Berlin in dem Augenblick an, eine Weltſtadt zu ſein!“

„Mag ſein,“ erwiderte Weiland, der ſeinen Eiskaffee ſchlürfte; „ich lag ja wohl damals noch an der Mutterbruſt. Nun erzähl mir aber mal, Bruder, was ich dich ſchon lange hab' fragen wollen: ſie nennen dich den ‚Helfer‘ — als wäre das dein Lebensberuf, oder als wärſt du ſo auf die Welt gekommen. ‚Helfer‘ — eine ſchöne Sache. Ich hab' aber wohl wenig Talent dazu; arbeite nicht viel in dieſer Branche, wie die Geſchäftsreiſenden ſagen. Wie biſt du zu dem Namen gekommen, Menſch?“

Lorenz zuckte mit den breiten Schultern. „Ja, wie fliegt einem ſo was an? Irgend ein Übertreiber ſagt's,

das gefällt den alten Weibern — unter denen ja auch viele Mannsleute sind — und sie sprechen's nach! — Ich war in meiner Jugend das Gegenteil, glaub' ich: ein fideler Egoist, furchtbar fleißig, aber für meine Sachen; das vom Vater geerbte Landgut für ein Heidengeld verklopft, meine Fabrik gegründet, umgeschmissen, was Neues unternommen, wie ein Hund geschuftet, wahnsinnig viel Geld verdient, eines schönen Morgens Millionär. Dann — dann kriegt' ich den Bildungsdrang; lesen, lesen, lesen. Gemeinnützige Unternehmungen sehn. ‚Edel sei der Mensch!' Ich kriegte das Idealistische;" Lorenz ließ seine Stimme sinken, murmelte nur so hin: „es war auch der l i e b e G o t t dabei. — Na, kurz, wenn man a n d e r s wird! Das Schuften und Geldmachen freute mich nicht mehr. Mit dem Mammon was Gutes tun! Meine große Fabrik wurde vergesellschaftet; ich bin nur noch der Hauptaktionär dabei. Und mich hier und da etwas nützlich machen, diesem oder jenem was sein, in die Bucht springen, wie man sagt — das ist nun ein Teil meines Lebenszwecks. So ist das gekommen!"

Weiland trank einen Likör nach dem Eiskaffee; das war für ihn der Kreislauf der Dinge, das hatte die Natur so gewollt. „Na, und nun hilfst du immer so weiter, bis du in den Himmel kommst."

Lorenz lachte in sich hinein: „Ach du lieber Gott! Da gehören a n d r e hin. So ein Vorbeihelfer wie ich!"

„Vorbeihelfer?"

„Ja, mein guter Junge. Wenn ich schon einen

Beinamen haben ſoll, das wär' wohl der rechte! — Guten Willen, o ja, den hab' ich; und gewöhnlich auch große Roſinen im Sack; aber nachher findet ſich, ſie ſind verſchimmelt." Die guten, ſtrahlenden Augen zuſammendrückend, lächelte er den „Mann mit der Tragödie" redlich liſtig an: „Dir hab' ich ja auch einmal helfen wollen; dich von dem Unſinn kurieren, den du mit dir treibſt; — ja, ja, ja, mein Alter. Hab' das ſo klug, ſo fein angefangen, du haſt's gar nicht gemerkt. Es hat aber dennoch gar nichts genützt! — Na, und nun laſſ' ich dich ſo gehn, wie du gehſt; denn darin bin ich wie der Löwe, weißt du: einmal fehlgeſprungen, dann nicht wieder! — Nein, nein, nein, laß gut ſein; ich ſag' dir's nicht. Hab' mich an dir ſchon genug blamiert. Überhaupt — blamieren — wie oft ich mich ſchon als Helfer blamiert hab', das ahnt ja kein Menſch! Da war eine junge Dame — iſt ſchon lange her — ich glaub', ich hab's noch niemand erzählt. Die hieß Henriette X. Y., und lebte nicht hier, ſondern anderswo; und da lebte ich eine Zeitlang auch — und ſah ſie oft auf einer Kaufmannsbrücke in dem kleinen Seehafen auf und nieder gehn, immer allein, immer ſchwarz gekleidet, immer mit ſo einem blaſſen, vornehmen, feinen, aber furchtbar traurigen Geſicht. Und ſo mager war ſie; nicht ſchön; aber ſo, daß man immer hinſehn mußte; du biſt gewiß eine Ariſtokratin, dacht' ich, was für einen Gang du haſt. Und wenn man dich herausfutterte — denn ſie ſah förmlich etwas verhungert aus — und wenn man dich vergnügt machte und dich glücklich machte, dann bekämſt du

noch ein ſchönes Geſicht! — Na, und da war ich ſchon bei meiner Helfomanie: dieſes arme Geſchöpf Gottes glücklich machen! ſo gleichſam als Gottes Lohndiener, weißt du. Und von meinen Bekannten dort hört' ich: ſie iſt Lehrerin, todeskrank geweſen, ſonnenarme Jugend, Vater von Adel, hart, lieblos, grauſam; ſie lebt nun allein, ärmlich, ſtolz, hat keine Freude am Leben. Hat aber einen vornehmen Sinn!"

Weiland ſtützte die Arme auf, nickte. „Ich kann mir's ſchon denken. Da biſt du dann —"

„Nein, mein Junge, du kannſt dir's nicht denken; kannſt dir's g a r n i ch t denken. Wenn wir hier nicht im Café Bauer ſäßen und du mich nicht mit dieſen Siegfriedsaugen anguckteſt, dann erzählt' ich dir die ganze verrückte und verlogene Geſchichte nicht! — Sie fühlt ſich auch ſo ungeliebt, ſagten mir die Leute, und iſt dabei ſo liebebedürftig, und will's doch nicht zeigen. Kurz, dacht' ich, Sonnenſchein! Sonnenſchein! In die Sonne muß ſie! Und eines Morgens ſchreib' ich an ſie meinen erſten Brief. Ohne Unterſchrift; äußerſt ehrerbietig; es gehe mir ſo wunderbar: hätte durch Zufall oft das Glück, ſie zu ſehn, fühlte ſie ſo von Trauer und Herzeleid und Seelenadel und tiefrührender Vornehmheit umſponnen — ja, umſponnen; dieſer Brief hatte was Lyriſches. Und ich hätte gezögert und gezaudert, aber es ließe mich nicht los, müßt' ihr endlich einmal ſagen: ihr Schickſal und ſie ſelber ginge mir bis in die Träume nach. Weiter wollt' ich natürlich nichts, als das einmal ſagen; hätte ja kein Recht, zu nichts. Aber aus tiefbewegtem Herzen alle guten Wünſche!

— Na, darauf antworten konnte ſie ja nicht, wußte nichts von mir. Zwei Tage ſpäter — ein zweiter Brief. Dabei ein ſchöner Blumenſtrauß. Hätte ewig ſchweigen wollen, könnte aber nicht. Ihr Bild verfolge mich Tag und Nacht. Durch dieſen Blumenſtrauß möchte ich ihr ſagen — und ſo weiter und ſo weiter; all das lyriſche Geplauſche weiß ich natürlich nicht mehr. Nach zwei Tagen ein zweiter Blumenſtrauß, diesmal ohne Brief. Den nächſten Tag ein längeres Schreiben: was ich mir alles über ſie erfragt und gehört; und wie ich nun vor Mitgefühl und Verehrung und Bewunderung vergehe; es auch noch anders zu nennen wagt' ich nicht. Aber wie es mich dränge, ihr irgendwie beizuſtehn, zu nützen, zu helfen; zu ‚helfen': da war das Wort. Ob ich hoffen dürfe, daß ſie mir eine freundliche Zeile erwidere und mir geſtatte, ſie aufzuſuchen; es wäre für mich ein unendliches Glück! — Ein paar Buchſtaben und ‚poſtlagernd' gab ich als Adreſſe. Und wahrhaftig, am nächſten Tag —"

Weiland fiel ihm in die Rede: „Erlaub mir ein Wort, Bruder. Warſt du wirklich in das Mädel verliebt?"

„Verliebt? — Ja und nein. Wie ſoll ich das ſagen? Ich ſtürzte mich ins Waſſer. Ich will helfen, helfen! Wenn ich dabei draufging — das heißt, wenn ſie mich beim Schlafittchen nahm und wir Mann und Frau wurden — mir liegt nicht ſo viel an mir; der geborene Onkel! Aber einer edlen, niedergebrochenen Seele das Selbſtvertrauen, den Lebensmut, die Heiterkeit, das Glück wiederzugeben, wenn mir das gelang, dann war

ich was, dann hatten ſie da oben Freude an mir! — Aber ja, zugleich und daneben war ich auch verliebt! — Alſo am nächſten Tag ein Briefchen von ihr, zwei Zeilen: ‚Es wird mich freuen, wenn Sie mich beſuchen‘. Ich ging zur angegebenen Stunde hin; Donner und Doria, mir war ſchwach zu Mut! Kannſt dir's denken, Alter: mit dieſem viereckigen, rötlichen Geſicht, der ſchiefen, formloſen Naſe —“

„Aber die ſchönen Augen, Bruder. Und die breite Bruſt, die hohe Geſtalt!“

„Biſt ein guter Kerl. Sie nahm mich mir auch nicht ſo übel, wie ich dachte; ſie kam mir etwas befangen, natürlich, aber lieb entgegen, als wär' ich ſchon ſo ein Sonnenſtrahl, wie ſie ihn erſehnt hatte, als wärmte ſie ſich an mir. Kurz — was iſt da viel zu ſagen — ſie glaubte an mich — und glaubte dann wieder nicht — und ich log mich immer tiefer hinein, und meine Lügen wurden immer wahrer — und eines Abends um acht waren wir verlobt. Regelrecht verlobt! Sie war mittlerweile aufgeblüht — ich ſag' dir, zum Erſtaunen. Der Marmor hatte Farbe gekriegt, die Hagerkeit hatte Fülle gekriegt; nicht viel, aber allerliebſt. Hübſch war ſie geworden! Ich hatte ihr auch unter allerlei Vorwänden und Scherzen gute Weine, gute Delikateſſen gebracht, ihren Arzt geſpielt, ſie wieder ordentlich eſſen gelehrt. Henriette, ſagt' ich, es hat ſich gezeigt, daß ich die rechte Medizin für dich bin; alſo nimm mich weiter, nimm mich bis ans Ende! Und ſie fiel mir um den Hals — das iſt Tatſache — und ſagte mir ſo ſchöne Sachen, wie meine eigene Mutter

nicht; und wer uns damals gesagt hätte: ihr heiratet euch d o ch nicht, wie hätten wir den ausgelacht!"

„Und w a r u m dann nicht?" fragte Weiland, in dramatischer Spannung, so wie er sie liebte, mit großen, horchenden Augen.

„Ach, mein guter Junge. Wie ich dir schon sagte: es ist so eine Sache, das Helfen. Jeder Mensch ist so ein organisches Ding für sich; da hängt alles zusammen, seine Schicksale kommen aus seinen Eigenschaften; a l l e nicht, das nicht — aber wie er sie trägt, wie er sie v e r a r b e i t e t, das kommt doch aus seinem Ich, und da läßt er sich wenig stören und auch wenig helfen! — Wir lebten nun als Verlobte, aber noch nicht öffentlich; es sollte noch allerlei aus dem Weg, ihr sehr zuwiderer Vater, ihre Schule, ihre — — na, das interessiert dich nicht. Indessen, so allmählich merkt' ich: da stellt sich auch allerlei i n den Weg! Sie war gesünder und hübscher geworden, aber auch selbstbewußter — da fehlte nichts. Sie hatte mich von Anfang an so ziemlich wörtlich genommen, meine Verehrung, meine Bewunderung, meine Hingebung; jetzt war sie d u r ch u n d d u r ch davon überzeugt, daß ich ihr gehörte. Sie hatte mich an ihr Herz genommen, da war nun auch mein einziger Platz. Ich war als der ersehnte Sonnenschein in ihre Tür getreten, in ihr Leben gekommen, nun sollte ich auch i m m e r scheinen — und zwar nur für sie. Was ein Mensch alles vom andern fordern kann, so hatt' ich das noch nie erlebt! Hast du je ein empfindliches, an dir hängendes, eifersüchtiges Weib —"

„O ja!“ ſagte Weiland und warf die grauen Augen gen Himmel.

„Unſinn! Das lügſt du. Du haſt Henriette nicht gekannt! — Alſo dann ſag' auch nichts. Menſch, ich habe gelitten! Manchmal, wenn ſie ſo ihren großen Tag hatte, hab' ich dageſeſſen und gedacht: o Vater X Y., o Schickſal, o all ihr Menſchen, von denen ſie verkannt und verlaſſen wurde — ihr ſeid alle unſchuldig! Aber einen Eſel kenn' ich, der ihr die erſten drei Briefe ſchrieb, der ihr helfen wollte. Den macht ſie nun glücklich — und wenn ſie ihn noch lange ſo glücklich macht, dann wird er verrückt! — — Ach, mein guter Junge, was für ein ſchönes Gefühl. Ich meine, daß ich im Café Bauer ſitze und dir eine Geſchichte aus der Vorzeit erzähle — Kellner, noch einen Eiskaffee! — und daß es ſchon Mitternacht iſt und noch viele Leute im Café, und auch Frauenzimmer — aber Henriette iſt nicht dabei. Auch nicht in Berlin. In Argentinien iſt ſie, oder daherum. Und es geht ihr gut, hör' ich — aber ohne mich. Wie gut man an ſo 'nem Tiſchchen ſitzt, das iſt nicht zu ſagen!“

Weiland lächelte, faſt etwas enttäuſcht. „Ihr habt euch ohne eine Kataſtrophe, friedlich und gemütlich getrennt?“

„Gemütlich — das iſt nicht das Wort. Damen von dieſer Art ſind ja nicht gemütlich. Das geht auch nicht ſo von Mittwoch auf Donnerstag; da iſt Flut und Ebbe und Flut; aber endlich Ebbe. Sie wollte auch nicht, in ihrem Adels- und Menſchenſtolz, daß ich ihr zum Abſchied mit einem vor Sorgen ſchützenden

Kapital helfen ſollte; ‚ich hab' d i ch gewollt und nicht dein Geld!‘ — Auf einen langen, letzten, beſchwörenden Brief gab ſie endlich nach. Dann kam der Friede, der war ſchön. Ich hab' ſie noch bis Hamburg gebracht; von da fuhr ſie ab, in die ‚neue Welt‘. Als ich dem Schiff nachſah, dacht' ich: an dieſer Erfahrung, mein guter Lorenz, haſt du nun genug. So zu helfen iſt Unſinn. Nie, nie, nie mehr! — — Na, ein Vierteljahr oder ſo ungefähr hab' ich's auch gehalten. Seitdem — helf' ich weiter!“

Weiland hatte wieder ein Gläschen Likör in der Hand; er hob es gegen Lorenz und trank ihm zu. „Dem Don Quichote vom Alexanderufer! — Wie ſagt der Berliner: ‚Wat allens in Jottes Tierjarten jroß wird!‘ — So großartig verrückte Geſchichten könnte ich nicht machen. ‚Eroberer‘, wie Edmund, dazu taugt' ich eher; wenn mich auch die Mutter Natur ſtiefmütterlicher ausgeſtattet hat. Ach, ich wollt' aber auch das E r o b e r n laſſen, wenn dieſe Kerle mich ſingen oder ſpielen ließen. Nur drei große Rollen, Bruder! Dann wär' ich durch! Dann hieß' es in allen deutſchen Hauptſtädten: wo iſt Weiland? Her, her mit Weiland! — An ſo 'nem Tiſchchen hier ſitzt man gut, ſagſt du; ich dacht' aber eben: wann ich wohl erſticke, weil man mich nicht ſpielen läßt! — Komödie, Komödie ſpielen; meinetwegen im L e b e n, wenn ich nicht auf die Bühne ſoll. Wie Garrick bei Hogarth, oder wo war's. Einmal Schickſal machen — durch mein Talent. Ein Bombentalent. Eine Schickſalsrolle! Im L e b e n, Bruder!“

„Ja, ja," flüsterte Lorenz; „aber bitte, etwas weniger laut!"

Aus der Tiefe des Saals, der sich langsam leerte, kamen einige junge Frauenzimmer, wohlgekleidet und wohlgewachsen; daß sie aber nicht zur „guten Gesellschaft" gehörten, konnte Lorenz wohl sehn. Sie wollten hinaus und gingen an seinem Tisch vorbei; eine von ihnen, die hübscheste, größte, blickte Weiland von der Seite an und stand still. „Guten Abend!" sagte sie mit gedämpfter, angenehmer Stimme. Weiland drehte den Kopf herum. „Ah!" sagte er sehr erstaunt. „Bist d u's! — Walli, sind S i e's!"

„Ja, denken Sie, ich bin's," erwiderte das Fräulein. Ihre Begleiterinnen gingen weiter, beinahe bis zum Ausgang, blieben dann wartend stehn.

„Wieder in Berlin? Warum? — Ich dachte —"

„Ja," sagte sie, „ich dachte auch. Aber dieses Leipzig — ‚ein klein Paris' heißt's im Faust — mit der Zeit wird's so langweilig, daß du die Motten kriegst. Da hab' ich manchmal im sogenannten Park gesessen und die Schwäne gefüttert und mir die schönen Verse vorgesagt:

Berlin, Berlin is 'ne jettliche Stadt,
Wenn man immer det netige kleene Jeld hat!

Und als ich das Nötigste übrig hatte, bin ich hergefahren!"

„Und Sie bleiben nun wieder hier?" fragte Weiland, noch immer verdutzt.

Sie nickte. „Wissen Sie, was Heimweh ist?"

„Wo wohnen Sie denn, Walli?“

Sie nannte ihm Straße und Haus. „Einstweilen! Wenn das so berühmte und beliebte Glück endlich kommt, auf das ich schon so lange warte, dann such' ich mir ein anderes Dach!“

Lorenz betrachtete das Mädchen mit wachsendem Erstaunen; die große, schöne Gestalt, die klugen Augen, die feine Sprache — dazu ein unbenennbares Etwas, das von besserer Herkunft sprach. Oder täuschte ihn das? Kannte er diese „andre Welt“ zu schlecht? — Sie erwiderte seinen Blick, gleichfalls aufmerksam. Ihm fiel dabei irgend etwas auf, das er nicht verstand.

Sie hatte eine Hand auf den Tisch gelegt, Weiland legte einen Augenblick die seine darauf: „Ich wundre mich doch, Walli. Sie wollten Berlin für immer —“

Walli fiel ihm ins Wort: „Nicht wahr, es ist sehr merkwürdig, daß ein junges Mädchen so inkonsequent ist!“

„Was haben Sie denn in dem ‚langweiligen‘ Leipzig so lange getan, außer Motten kriegen und Schwäne füttern?“

„Hab' wenigstens viel gelesen; das war noch mein Bestes. Was denken Sie, hab' schwere Bücher studiert. Wissen ist ja Macht, knowledge is power.“

Lorenz stieß, ohne es zu wollen, einen Laut der Verwunderung aus. Sie studiert! Sie kann Englisch! dachte er. Weiland lächelte; Walli auch.

Es kam nun aber etwas andres in ihr Gesicht, ein Ernst, der allmählich tiefer und schöner wurde, den sie offenbar zu verschleiern, zu verjagen suchte; er blieb

aber doch ſtehn und es wurde etwas wie Wehmut daraus. Sie blickte im Saal umher, dann wieder auf Lorenz, deſſen Ausdruck ſie zu beſchäftigen ſchien, dann zu Boden. Sie drückte eine Weile die Augen zu. „Gute Nacht!“ ſagte ſie dann.

Weiland ſah ſie mitleidig an; „oh!“ machte er. „Was für ein klägliches Stimmchen. Iſt die bekannte Melancholie wieder da?“

„Ach was Melancholie. Das haben Sie ſich nur immer eingebildet; ſo was hab' ich nicht. Mir fielen nur eben Verſe ein. ... Kennen Sie das von Viktor Hugo? — Ich wollte ja aber gehn. Meine ſogenannten Freundinnen warten —“

„Laſſen Sie ſie warten; das kennen ſie. Sagen Sie die Verſe!“

„Ach, es iſt dummes Zeug. Aber hübſch.“ Walli drückte wieder die Augen zu; mit ganz eigenem, weichem Wohllaut fing ſie an:

„Puisqu'ici bas toute âme —

Nicht wahr, nun lachen Sie, daß ich Ihnen das erzähle. Das iſt auch zu komiſch!“

„Ach, du biſt verrückt,“ flüſterte Weiland. „Wir lachen nicht. Noch einmal anfangen! — Sei ſo gut!“

Walli hatte die großen, gelblich grauen Augen aufgeſchlagen, ſie machte ſie wieder zu:

„Puisqu'ici bas toute âme
Donne à quelqu'un
Sa musique, sa flamme,
Et son parfum —

Weiter weiß ich's nicht. — Das hab' ich noch ſo aus alten Zeiten. Es klingt hübſch, nicht wahr. Und darum fällt einem ſo was immer wieder ein!"

Lorenz ſchüttelte vor Staunen den Kopf; ihm war zugleich windelweich zu Mut. Dieſe Verſe, aus ſo 'nem Mund! Und ſo ſchön geſprochen! — Er wollte ſtumm bleiben, er konnte nicht: „Erlauben Sie — mein Fräulein. Eine Frage; Sie geſtatten. Wo haben Sie dieſes vortreffliche Franzöſiſch her? Und — und dieſen Vortrag? Ich bin ganz perplex. Mir fällt dummerweiſe nur dies dumme Wort ein. Nein, ich bin gerührt, wenn ich das ſagen darf. — Wunderſchöne Verſe!"

Das Mädchen ſah ihn lächelnd, aber mit dem Lächeln der Freude an: „Ich danke Ihnen. Wie gut von Ihnen, daß Sie mir das ſagen. — O ja, ſchöne Verſe — kannten Sie ſie nicht?"

Lorenz ſchüttelte den Kopf.

„Aus den voix intérieures. Ja, der Mann hat recht: ſolche innere Stimmen, die hat man. Die wollen dann und wann heraus. Wenn einem — — Lieber Herr, ich dank' Ihnen. Sie haben ſo ein gutes Geſicht!"

„Ich? Mit dem Rot und der Naſe?"

„Sie haben ſo gute Augen, Herr. — Nun muß ich aber wirklich gehn. Die beiden Gänſe da hinten, die winken und die drohen mir. Alſo — gute Nacht!"

Sie ſuchte mit einem Ausdruck wiedererrungenen Übermuts zu ſcheiden; es miſchte ſich aber doch noch etwas von der voix intérieure hinein. Sie grüßte einen nach dem andern, mit anmutiger Neigung des

gut geformten Kopfes; dann ſchritt die große, jugendſchlanke Geſtalt zur Tür hinaus.

Lorenz ſah ihr nach, bis ſie draußen war. Endlich wandte er ſich zu Weiland zurück, in deſſen Zügen ein geheimnisvolles, ernſtes Lächeln lag. „Du — Alter — ſag einmal: was iſt denn das für ein Frauenzimmer? Die — die man nicht vorſtellt, und die ſo feine Manieren hat und alle Sprachen ſpricht und ſolche Antworten gibt?“

Weiland dämpfte die Stimme, jetzt noch mehr als Lorenz: „Ja, wenn ich dir das ſage — wirſt dich wundern, Bruder. Ich ſag's aber auch nur für d i ch! — Ein abnormer Fall; eigentlich ein a b ſ ch e u l i ch e r Fall; es ſoll ja aber offenbar alle Fälle geben, die Natur läßt keinen aus. Das Mädel, dieſe Walli — eigentlich Valentine — iſt aus einem guten Haus; der Vater war Kommerzienrat, Millionär, und ein hochgeachteter Herr; er iſt aber tot. Er lebte aber noch, als dieſe ſeine jüngere Tochter, in der offenbar das Ewigmännliche eine verhängnisvolle Rolle ſpielt, als die ſich einem jungen Sportsmann in die Arme warf; hat er ſie verführt? w o l l t e ſie durchaus verführt ſein? Man weiß es nicht. Sie ging jedenfalls mit ihm durch — eben erſt aus der höheren Töchterſchule 'raus — und ſchrieb ihren Eltern: Ich komm' nicht wieder; laßt mich, wo ich bin! — Ja, wo war ſie denn? Ihrem erſten Galan ſchon davongelaufen und in andern Armen; und ſo ging es weiter und weiter; ſie wurde ‚eine Solche‘. Hier, wo ihre Eltern lebten, hier in Berlin! — Na, Berlin iſt groß; ſie hatte ſich

einen andern Namen gegeben; eine Weile wußte man nichts von ihr. Endlich entdeckt man ſie; Entſetzen der Familie! Der Vater will ſie nie wiederſehn, kriegt einen Schlaganfall, legt ſich hin und ſtirbt. Die Mutter, eine edle Samariterin, ſchickt ihr einen rührenden Brief: komm zurück, dir ſoll vergeben ſein, wir vertuſchen alles, komm in Gottes Namen! — Aber Walli, die eine ſolche Mutter und eine ideal edle Schweſter hat — Brüder hat ſie nicht — Walli, die im Wohlleben ſchwimmen, in eigner Equipage fahren kann, Walli ſchickt einen Zettel zurück; Inhalt ungefähr: Ich kann nicht. Zu ſpät. Laßt mich ſo. Verſchwinden will ich, weg von Berlin; dann forſcht mir aber nie mehr nach! — Und ſo ging ſie nach ich weiß nicht wo; von da ſpäter nach Leipzig; dort lernt' ich ſie kennen. In dem Park, von dem ſie ſprach! Sie fiel mir ebenſo auf, wie heut abend dir. Ich ſetzte die Bekanntſchaft fort, nicht aus Verliebtheit — Gott ſei Dank, das nicht! — aber aus pſychologiſcher Neugier; du verſtehſt, Bruder —"

Lorenz nickte; wer verſtand ſo etwas beſſer als er. „Mir graut aber, muß ich dir ſagen. Was für ein Geſchöpf!"

„Sie kann von dieſem Leben nicht laſſen. Von Zeit zu Zeit kommt ein Anfall von Schwermut, von Selbſtverachtung, von Sehnſucht nach einer andern Exiſtenz, nach ‚guter Luft', wie ſie ſagt; aber ſie hält den Anfall aus und lebt dann ſo weiter. Sie gewann Vertrauen zu mir, da hat ſie mir ihre Geſchichte erzählt. Sonſt erzählt ſie's keinem. Du kannſt denken, das ging mir im Kopf herum! Ich kannte ja ihre Familie! kenn' ſie

heute noch! — Mußt' ihr aber schwören, sie ‚ihren Leuten' nicht zu verraten. Hab's auch natürlich nicht getan. Und nun hat doch das Heimweh, oder was sonst — — nun seh' ich sie hier im Café Bauer wieder, mitten in Berlin!"

„Du kennst die Familie, sagst du." Lorenz heftete die klugen, mehr noch guten Augen auf Weilands bartloses Schauspielergesicht. „Sie hat eine ideal edle Schwester, sagst du. Und der Vater ist tot; nach einem Schlaganfall gestorben. ... Mensch! Wenn das alles wahr ist — und Kommerzienrat —"

„Nun ja doch," antwortete Weiland zögernd.

„Dann kenn' ich die Familie a u ch!"

Lorenz sprach leise, tonlos, so erregt er war. Weiland murmelte: „Nun ja, du kennst sie. Die Behrends im Grunewald. Ich hab's aber nur d i r gesagt. Es bleibt i n d i r!"

Lorenz antwortete nicht. Ihn übermannte der Fall so sehr. Walli Selmas Schwester! Walli Selmas Schwester! Er wiederholte sich das fort und fort. Darum sein erstes Sichwundern über Wallis forschenden Blick; die Ähnlichkeit der Augen: bei beiden Schwestern gelblich grau, tiefliegend und groß. Sonst — wie verschieden! ganz, ganz! Von außen, von innen. ...

„Ich kann's noch nicht fassen," murmelte er endlich.

„Du kamst erst ins Haus, als die Walli fort war; als —"

„Vor drei Jahren, ja. Hatte sie nie gesehn! Es hieß damals überall, sie hätte sich gegen den Willen der Eltern verlobt, sei mit ihrem Bräutigam durchgegangen,

nach Amerika; und ſei dort verſchollen. Im Haus ſprach man nie von ihr. Wie in ‚Des Sängers Fluch‘: Verſunken und vergeſſen!“

Weiland nickte: „Ja, man konnte nicht verſtoßener ſein. Das war Vater Behrends Werk; ſein letztes. Er hatte auch das Ganze ſo umgedichtet; nachdem er ſie verflucht hatte. Und doch könnte man ſagen —“

Er ſtockte.

„Was?“

„Na, er war doch ein rechter Hallodri geweſen. Walli hatte wohl von ihm geerbt!“

Lorenz ſtand auf, es ſchüttelte ihn, er mochte nicht mehr ſprechen.

* * *

Der nächſte Tag war wie ſeine Vorgänger ein Apriltag, der Mai ſpielte; einen früheren und ſchöneren Frühling hatte man wohl lange nicht geſehn. Auch in den Tannen des Grunewalds rührten ſich ſchon die jungen Triebe; in den Straßen des Vororts „Grunewald“ aber, die unmittelbar an den alten Forſt grenzten — die Villa Behrend gehörte dazu — dort begrünten ſich alle Gebüſche in den jungen Gärten, und auch in die Laubbäume kletterte der Lenz hinein. Dieſer Frühling iſt ein Wunderkind! dachte Mutter Behrend, die Kommerzienrätin, als ſie aus ihrem Haus in den Garten trat, einen Korb am Arm, einen ſinnreich geformten Aufheber in der Hand; denn ſie ging nicht gern durch die Gartenwege, ohne ſie von Abfällen zu ſäubern, Nettigkeit und Ordnung zu machen. Es war Nachmittag,

die Sonne ſank; ſie ſchien aber noch zwiſchen den Tannen herein. Die erſten Schmetterlinge irrten umher. Finken und Meiſen und Droſſeln ſangen. Aber auch die ſtummen, langſamen, hungrigen Raupen krochen ſchon an den Zweigen und Stielen entlang; die böſeſten Feinde, die Frau Behrend auf der Erde hatte. Sie hatte denn auch einen ſcharfen Blick für ſie, den Raupenblick, wie ihn Selma nannte. Ihr träumeriſcher Schritt ward jetzt ſchneller, ſie ergriff ſo eine Feindin mit der Hand, warf ſie auf die Erde und zertrat ſie.

„Na, warum lächelſt du ſo?“ ſagte ſie zu Selma, die unter einer der ſtehengebliebenen Grunewaldtannen ſaß — in der Kolonie muß jeder Villenbeſitzer die alten Tannen ſchonen, ſo weit es angeht — und auf ein Tiſchchen aufgeſtützt las. „Kritiſierſt du deine alte Mutter?“

Die Kommerzienrätin war noch in den guten Jahren, trotz mancher körperlichen und ſeeliſchen Leiden wohlerhalten; ihrer geliebten Selma ähnlich, doch ſchwächer und zarter gebaut.

„Ich hab' nur immer das Gefühl,“ erwiderte Selma, „wenn du eine Raupe mordeſt: der Raupe tut's v i e l l e i c h t weh, aber dir g e w i ß!“

Mutter Behrend ſchüttelte den Kopf: „Das iſt doch ein Unſinn. Wenn ich einfach meine Schuldigkeit tue, meinen Garten pflege; das hab' ich übernommen. Da tut's doch einem vernünftigen Menſchen nicht weh, wenn er Unkraut wegſchafft; und die Raupen gehören doch auch dazu! — Was lieſt du da wieder Schönes, Aufregendes? Dir glühn ja die Backen.“

Selma ſchlug auf das Buch, ſie hatte die Geſchichte eben ausgeleſen: „Das iſt einmal ein famoſes Weib! Eine Heldenmutter!"

„Wie heißt die denn?"

„Gräfin Katharina von Schwarzburg heißt ſie; ſie hat gelebt als Luther lebte; hat als Witwe in Schwarzburg-Rudolſtadt regiert. Schiller hat die Geſchichte erzählt, mußt ſie leſen, Mutter: ‚Herzog von Alba bei einem Frühſtück auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt, im Jahre 1547'. Wie dieſer fürchterliche Spanier, vor dem die Welt zitterte, mit ſeinem ſiegreichen Heer durch Thüringen zieht und ſeine Leute den Saubegardebrief nicht achten, den der Kaiſer Karl V. der Gräfin ausgeſtellt hatte, ſondern ihren Bauern das Vieh wegtreiben; aber die Gräfin — ein Götterweib! — ſie bewaffnet ihre ganze Dienerſchaft, geht hinein zum Alba und dem Herzog von Braunſchweig und ſo weiter, die in ihrem Schloß beim Frühſtück ſitzen; und als ſie über ihre Beſchwerden lachen: das ſei nun einmal Kriegsgebrauch! da donnert ſie ihnen zu: Meinen armen Untertanen muß das ihrige wieder werden (Selma blickte in das Buch hinein), oder bei Gott! Fürſtenblut für Ochſenblut!"

Sie hatte eine Fauſt erhoben, ihre Augen blitzten ſo, daß der Mutter das Herz im Leibe lachte; die lächelte aber doch. „Wie frech du die Gräfin geſpielt haſt, Mädel! als lebten wir noch in den rohen Zeiten und nicht in der gemütlichen Kolonie Grunewald. Du würd'ſt wohl vor dieſem Herzog Alba deine hof-

fähigſte Verbeugung machen, wenn er jetzt hereinkäme —"

„Ich?" Selma ſchnellte in die Höhe. „Ich hätte dieſem Spanier — — ich weiß nicht, ob mir auch die drei Worte eingefallen wären: Fürſtenblut für Ochſenblut — himmliſch! göttlich! — aber ich wäre ja ſelig geweſen, hätt' ich ſo eine Aufgabe als Heldin für mein Volk gehabt. Und wenn's auch zu meinem Verderben ausgegangen wäre —"

„Alſo damals ging's gut aus?"

„Na, und ob!" rief Selma. „Ihr Fürſtenblut floh ihnen aus dem Geſicht; ‚Herzog Alba veränderte die Farbe', ſagt Schiller. Mußt es ſelber leſen. Katharina ſiegte; und von da an hat ſie die Heldenmütige geheißen!"

Frau Behrend lächelte wieder: „Wie kriegeriſch meine Tochter iſt."

„Wie unkriegeriſch meine Mutter iſt!"

„Ach mein gutes Kind — das vergeht einem ſo mit der Zeit. Ja, ich bin jetzt froh, wenn ich meinen Frieden hab'. Ich hab' lieber mit der ſtillen Natur als mit den lauten Menſchen zu tun. Sieh doch her, wie das alles grünt! Wie es treibt! Jedes Jahr dasſelbe Wunder — daß man hinknien könnte. Wo du hinſiehſt, Leben und Schönheit!"

Sie nahm einen friſch ergrünten Zweig in die Hand und liebkoſte jede Blattknoſpe mit den ſchönen Augen.

„Na ja," ſagte Selma; „aber ſo langſam, ſo langweilig geht's in der Natur; jeden Tag ein Schrittchen. Und das Schrittchen, das ſieht man nicht." Sie hob

beide Arme: „Es muß was los ſein in der Welt! Kampf muß ſein! Fürſtenblut für Ochſenblut! — Heut abend trink' ich ein ganzes Glas auf die Katharina von Rudolſtadt. Wenn's nur viele ſo gäbe, ſolche Katharinas! Eigentlich iſt's doch eine Schande für unſer Geſchlecht: wie wenig ‚Mordsweiber' man in der ganzen Weltgeſchichte findet. Semiramis und Tomyris und Katharina die Zweite — —" Sie ſuchte weiter, einen Zeigefinger am Kopf.

„Edle Märtyrerinnen," entgegnete die Mutter mit traurig lächelndem Blick, „die kannſt du zu Tauſenden finden."

„Nun ja; aber die ſiegten nicht!"

„Ach meine gute Selma — ſo iſt auch die Welt nicht: es ſiegt ſich nicht ſo leicht. In der Jugend glaubt man's! Denkſt du, deine Mutter hat's nicht auch geglaubt? Ich war wohl ebenſo ſchwärmeriſch und — und übermütig wie du. ‚Wer nur kämpft, der ſiegt auch!' — Na, dann kam das Leben. Man liebt, man — heiratet, man —"

Man kämpft den Kampf mit dem Mann, wollte ſie ſagen; ſie blieb aber ſtecken, wie ſchon ſo oft. Lerne nur erſt die Männer kennen, wollte ſie ſagen; die brutalen Männer! Sie gehn ihre Wege, wir ſollen nur den des Mannes gehn. Sie ſind untreu, wir ſollen tugendhafte Lämmer ſein. Sie ſind roh, gewaltſam, wir ſollen zart ſein und hold und ‚weiblich'. Und wenn wir auch einmal wild und gewaltſam werden, dann ſiegen ſie mit der rohen Kraft! — So war es der Frau Behrend ergangen; und am tiefſten, am längſten hatte ſie ihres

Mannes wilde, immer wieder untreue Sinnlichkeit gekränkt. Konnte sie davon zu seiner Tochter reden? Sie brachte es nicht übers Herz. Diese jungfräuliche, reine Selma, die mit der ganzen Liebefähigkeit ihrer goldenen Seele um den Vater trauerte. ...

„Kurz, man sieht, wie das Leben ist," setzte sie nach einer raschen Gedankenflucht etwas trocken lehrhaft hinzu, um nur nicht zu klagen. „Immer Kompromisse — und kleine Entsagungen — und kleine Kämpfe, bei denen nicht viel zu gewinnen ist. Siehst du, und so freut man sich endlich, daß man seinen Garten und seinen Frieden hat!"

Selma stand auf und ging umher. Ja, und so täuschen sich die Mütter! ging ihr durch den Kopf; sie wußte oder sie ahnte viel mehr von des Vaters Abenteuern, als die Mutter dachte; sie litt schwer daran. Aber davon nie ein Wort! — So schwiegen sie nun einander an, nicht zum erstenmal. „Ich wollte nur noch sagen, Mutti," nahm Selma endlich das Wort, „was ich mir vorhin zusammenphantasierte, während ich den Schiller las. Die Gräfin Katharina war Witwe; ich dachte mir eine jungfräuliche Fürstin — eine Königin oder Kaiserin — die zum Herrschen geboren ist, weißt du; sie will aber nur das Edle, Große, sie will ihr Volk zu allem Guten und Tapfern und Schönen erziehn. Wer ihr aber dabei in den Weg tritt, auf den los wie ein Mann! — Das Volk will, sie soll heiraten, so sind ja diese Völker — aber das will sie nicht. Laßt mich, wie ich bin! Ich bin selber Manns genug, um euch zu regieren. Bin ich's oder nicht? — Sie werfen die

Hüte in die Luft, sie rufen Ja! Ja! sie jauchzen ihr zu. Nun, dann laßt mich und folgt mir so, wie die Engländer Shakespeares ihrer jungfräulichen Königin Elisabeth folgten! Ich brauche keinen Mann! Ich brauche nur einen großen Lebenszweck, und den hab' ich in meinem Volk! — Wer nach meinem Tod —"

„Da kommt Lorenz," sagte die Mutter, ungern unterbrechend; es tat ihr doch himmlisch wohl, wenn ihre Einzige — Walli war „tot" — sich in so lebensmutigen, himmelanfliegenden Phantasien erging. Lorenzens große, breite Gestalt kam aus dem Haus, den Hut schon in der Hand; die Sonne traf noch eben den kahlen Gipfel auf seinem Kopf. Er näherte sich mit Verbeugungen, nicht so ganz schlicht wie sonst; vor der Kommerzienrätin angelangt, küßte er ihr die Hand. „Mir scheint, das Wetter will umschlagen," sagte er mit seinem trockenen (heute etwas erzwungenen) Humor; „da wollt' ich doch geschwind noch einmal vorschauen, eh' Ihr Garten im Kladderadatsch ersäuft!"

„Sehr lieb von Ihnen," entgegnete Frau Behrend, die ihn herzlich gern hatte; sie wußte sich keinen besseren Freund. „Sie sind nicht in Ihrem Wagen gekommen?"

Er schüttelte den Kopf: „Den hab' ich heut verliehen —"

„Das geschieht wohl oft —"

„Die Elektrische fährt ebenso gut. Und von da zu Fuß!"

Er nickte der Kommerzienrätin zu, sie wußte nicht, warum; er sah dann Selma, der er die Hand drückte, mit scharfen Augen und niedergezogenen Brauen an;

darauf griff er nach dem Buch auf dem Tisch. „Was lesen Sie da? Schiller. Sehr nützlich! Schiller, der verkannte; ich höre ja, die moderne Jugend trampelt auf ihm herum. Gewiß sehr mit Unrecht; was hat der Mann geleistet. Ich komme nur so selten dazu, in dem Mann zu lesen! Der beste Freund, den Goethe hatte; das will schon was sagen. ..."

Er warf wieder ein paar Blicke auf Selma. Er schaute in das Buch hinein. „Herzog von Alba bei einem Frühstück ..." Er lachte. Darauf fing er an, in geschwollener Rede, wie sie wohl noch nie ein Mensch von ihm gehört, über Schillers unsterbliche Verdienste und welterschütternden Genius zu reden.

Selma nahm ihm das Buch aus der Hand, das er dabei auf und ab bewegte, und legte es wieder auf den Tisch; „aber was soll der Unsinn, Lorenz?" sagte sie und lächelte. „Sie sind doch sonst immer gradheraus. Sie gucken mich so an, wie wenn — — und Sie lachen plötzlich, und Sie sprechen über Schiller wie ein schlechter Aufsatz — entschuldigen Sie. Mir scheint, Sie wollen mir was sagen; aber nur für mich. Hab' ich recht?"

Lorenz errötete wie ein guter Junge. Mit all seiner Ehrlichkeit erwiderte er dann: „Natürlich haben Sie recht!"

„Also dann ist's gut. Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Sie und ich, wir dürfen doch miteinander ein Geheimnis haben. Wir gehn in mein Zimmer hinauf und da erzählen Sie mir, was es ist."

Frau Behrend nahm ihren Korb, in den sie dies und das gesammelt hatte, und ging: „Nein, nein,

bleibt nur hier! Ich will doch ins Haus. Wahrhaftig, er sieht etwas geheimnisvoll aus; er hat so 'ne ‚umwölkte Stirn', wie's die Dichter nennen. Lieber Freund, ich seh' Sie wohl noch!"

Sie grüßte und verschwand in der Tür. „Nun, was wollen Sie mir?" fragte Selma und setzte sich. „Hier sind wir am weitesten von den Menschen weg. Aber warum machen Sie ein so ernstes Gesicht?"

Lorenz setzte sich auch; es erschienen auf einmal Perlen an seinen Schläfen, er hatte mit einem Seufzer zu tun. „Das ist gar kein Seufzer," begann er dann; „es ist nur die Ungewißheit, die mit mir hergefahren ist: was wird Selma sagen? Ich glaub' aber, daß Sie eine Aufgabe zu erfüllen haben. Sonst tät' ich ja auch den Mund nicht auf. Wird mir schwer genug!"

„So reden Sie! Was ist es?"

„Ihre Schwester ist wieder hier. Will hier so weiterleben wie bisher — ich weiß alles, Selma. Durch Weiland — der sie kennt —"

Selma, die tief erblaßt war, runzelte die Stirn, ihre Lippen zuckten: „Woher kennt er sie?"

„Das ist Nebensache. Heute nacht, im Café Bauer, haben wir sie gesehn; und es hat sich so gefügt, ich hab' sie ein wenig kennen gelernt. Sie hat Ihre Augen, Selma — — bitte, hören Sie mich recht ruhig und freundlich an. Sie hat Ihre Augen; und von Leipzig, wo sie war, hat sie das Heimweh hergetrieben, sagt sie; und ich glaub', es ist nicht das gemeine Heimweh: in ihrer Seele, da arbeitet was. Sie hat die Augen zugedrückt und französische Verse gesprochen — die haben

in ſie hineingeleuchtet. Sehnſucht nach dem Verlorenen, Heimweh nach dem wahren Leben, nach — — kurz, das lag darin. Wenn Jeſus ſo einen Menſchen ſah —"

Selma fing an zu zittern. „Was wollen Sie von mir?"

„Wenn Jeſus ſo einen Menſchen ſah, dann fühlte er ſeine göttliche Sendung: dieſe Seele retten! — Bei Ihnen liegt nun die Sache ſo, daß Sie ihre Schweſter ſind. Sie müſſen verſuchen, Selma, ſie zu retten —"

Sie fuhr vom Stuhl empor. „O Gott!"

„Ich hab's Ihnen nicht ſagen ſollen, daß ſie wieder hier iſt. Hab' ſchweigen ſollen gegen jedermann. Ich hab' mich aber enthalten, dem Weiland mein Wort zu geben; mir fuhr in dem Augenblick durch den ganzen Menſchen: Walli Selmas Schweſter! Und, wie ſo was in einem aufblitzt: Da kann niemand als Selma helfen! — Dann zu Hauſe, in meinem Bett, da hab' ich natürlich ſchlecht geſchlafen: ſoll ich ſchweigen oder ſoll ich ſprechen? Iſt da noch zu helfen? Wenn dieſe unglückliche Walli ſo weiterleben will. ... So oft mir aber dieſer Gedanke kam: ‚ſo weiterleben', gab's mir einen Ruck. Nein, das darf ſie nicht! In ihr iſt auch einer, der will es nicht! — Und ſo lange der Menſch nicht tot iſt, nicht wahr, iſt ihm noch zu helfen. Sie waren zwei gute, liebreiche Schweſtern; das hat mir mehr als einer erzählt. Sie, als die ältere, hatten himmliſche Geduld mit ihr — hat man mir erzählt — Walli bewunderte Sie. Aus ſolchen Wurzeln kann noch wieder was wachſen, wenn die rechte Stunde kommt. Die iſt jetzt gekommen!"

Selma ſtarrte in die Abendluft. Eh' dieſer Lorenz kam, ihr Traum, ihre Phantaſie: von der jungfräulichen Königin. Nun grinſte wieder das Geſpenſt ins Haus: die Dirne. . . . Die Schande. . . . Ein todkaltes Grauen lief an ihr hinab. „O Gott, wozu leb' ich noch?" brach aus ihr hervor. „Ein Fluch liegt auf unſerm Haus! Wir ſind gebrandmarkt, wir alle mit. Uns iſt nicht zu helfen!"

Lorenz legte ſeine große Hand auf ihre, nahm ſie und drückte ſie. „Liebe Selma, es iſt umgekehrt. Sie ſollen das Haus von dem Fluch befreien, dazu ſind Sie da. Durch Ihr edles Tun und Sein ſollen Sie ihm neue Ehre machen. Und ſo 'ne Aufgabe ſteht jetzt vor Ihrer Tür!"

Er erzählte ihr alles, was er mit Walli erlebt hatte; Wort für Wort, ſo gut er's wußte. Auch „Puisqu'ici bas toute âme" — — Selma wußte es weiter: ſie hatte die Verſe einſt mit Walli gelernt. Sie ſprach ſie und Tränen füllten ihre Augen. Lorenz ſtand auf; er riß ein Blättchen aus ſeinem Taſchenbuch: „Hier ſchreib' ich Ihnen ihre Adreſſe hin; hab' ſie mir gemerkt. Sie ſollen mir ja jetzt nicht ſagen, ob und was Sie tun wollen; dazu iſt die ſtille Nacht. Die Nacht iſt uns nicht bloß zum Schlafen gegeben, auch zum Überdenken. Und ſo wünſch' ich Ihnen eine gute Nacht!"

* * *

Der Wunſch des guten Lorenz ging in Erfüllung und auch nicht: Selma hatte eine üble Nacht. Ehe ſie ſich ſchlafen legte, hatte ſie, da ſie noch entſetzlich wach und lebendig war, von einem ſtarken Ungarwein

getrunken; doch diesmal fehlte ihm alle Kraft, sie einzuschläfern, er steigerte nur die Unrast im Hirn. Die Straße und Hausnummer von Wallis Wohnung — sie hatte sie vom Zettel abgelernt, um sich Mut zu machen — kam nun wie im Fieberrausch immer, immer wieder; sie mengte sich in jeden Gedanken, wie das ewig wiederholte Peitschenknallen eines Fuhrmanns, der draußen auf der Straße wartet. Geh' ich morgen hin oder nicht? kam dann hinterdrein. Muß ich oder nicht? — In den drei Jahren, seit Walli fort war, hatte Selma sie wie tot gedacht; ihrer reinen, keuschen Seele war es auch unmöglich, sich ein Wesen wie die in seiner ganzen schrecklichen Lebendigkeit zu denken. Für sie lag's im Sarg, unter der Erde. . . . Nun in deren Tür treten, als wär' sie's noch? Ihr in die offenen, trotzigen Sünderaugen sehn? Die entweihten Lippen wieder reden hören? — Es überschauerte sie. M u t zu allem, den fühlte sie! Mut, gegen L ö w e n zu kämpfen, wenn es eine Menschenseele retten gilt; Todesfurcht zu überwinden — sie hatte es in ihren Phantasien so oft getan. Aber vor der gräßlichen, unausdenkbaren Sünde stehn. . . .

Endlich fand sie doch ein wenig Schlaf. Unsinnige Träume schreckten und weckten sie; dann dämmerte sie wieder ein, sank wie in tiefste Tiefe hinab. Gegen Morgen hatte sie noch einen Traum, der sie grausam quälte: Straße und Hausnummer — sie war hingegangen, die Treppen hinauf, sie trat in eine Tür. Es war Wallis Zimmer; die lag in eines Mannes Armen, der sie küßte; W e i l a n d! dachte Selma.

Nun sah sie aber das Gesicht des Mannes; es war Edmund Pinelli. . . . Sie fühlte es wie ein Schwert in der Brust. O Gott, welch ein Schmerz! — In dem Augenblick erwachte sie.

Als sie endlich im vollen Licht des Tages, gebadet, angekleidet auf ihre Terrasse trat, in den Wald hinaussah, war sie wieder die Starke, die Tapfere, die sie immer sein wollte; „ja, ja," sprach sie vor sich hin, „er hat recht! ich muß!" Sie hörte sich so sagen und ihr war, als höre sie durch ihre Stimme einen andern, höheren Willen sprechen; als verlange so die unsichtbare Macht von ihr: erfülle eine heilige Pflicht! — Sie wartete bis elf Uhr, dann fuhr sie in die Stadt. An dem Platz, auf den Wallis Straße mündete, stieg sie aus; als ihr Wagen umgekehrt und verschwunden war, ging sie langsam, noch einmal alles was sie sagen wollte überdenkend, dem gefürchteten Hause zu. Ja, es war eine Furcht, die scheue, angstvolle Furcht der Jungfräulichkeit, die ihre Brust beklemmte und die Haare auf ihrem Scheitel hob. Als wär's ein Kanossagang — das Wort kam ihr in den Sinn, trat ihr auf die Lippen — oder als ginge es in einen Höllenraum, so wankte sie in das Haus hinein. Hinten über einen engen Hof kam sie zu der Tür, die nach oben führte; halbdunkle Treppen, verblaßte Läufer, dunstige Gerüche. Sie hielt sich an den Geländern fest, zog sich dran hinauf; einmal, zweimal blieb ihr der Atem aus, sie stand still, hörte ihr schlagendes Herz, predigte sich Mut und überwand ein Gefühl, das ihr übel machte. Endlich stand sie vor der Schicksalstür. Neben einem porzellanenen

Namensschild — offenbar die Vermieterin — sah sie einige Visitenkarten angenagelt; ein Ehepaar, eine Tipewriterin; auf einer dritten stand: Valentine Holland. Das war Walli, die Schwester. . . . Sie drückte auf die Klingel. Ein etwa zehnjähriges Mädchen öffnete. Ja, Fräulein Holland sei zu Hause. Dort sei ihre Tür. Auch auf der Tür stand der Name: Valentine Holland. Selma ging hin, drückte die Augen zu. Das Herz in der Brust tat so weh. Sie hielt's aus und klopfte.

„Herein!" hörte sie. Als sie eintrat, sah sie sogleich ein Sofa, auf dem Walli im Morgenkleid ruhte; beide Hände lagen hinter ihrem Kopf, die Augen schauten mit müdem Blick. Auf einem Tisch neben ihr stand das Frühstück, wie es schien noch unberührt. Selma machte die Tür wieder zu, lehnte sich daran. „Ich bin's," sagte sie. „Ich höre, du bist hier —"

Walli sprang auf, wie plötzlich zum Leben erwacht. „Selma!" stieß sie hervor; sie ward bleichgrünlich blaß. „Was soll das? Du? Wie kommst du hierher? Hat Weiland —?"

„Bitte, laß das," sagte Selma, auf diese Frage gefaßt. „Es kommt nur darauf an, daß du's wirklich bist — und daß ich nun hier bin, deine Schwester — also gewiß nicht dein Feind. Ich möchte dir nur Gutes sagen, dich —"

„Hat mich dieser Schurke verraten? Oder der a n d r e — ich weiß nicht, wer der andre ist? — Wohl ein Freund von dir? Wollt ihr mich wieder aus Berlin vertreiben? Soll ich wieder in die Welt hinaus? Ich

bin auch ein Menſch; laßt mich doch meines Weges gehn, laßt mich, wo ich bin!"

Das iſt Wallis Stimme, dachte Selma. Das iſt ihr Geſicht. Alles andre iſt wie ein ſchrecklicher Traum; es macht mich verrückt! — „Bitte, hör mich an," ſagte ſie, ſich zum Reden zwingend. „Was hab' ich dir denn je — — Aber laß mich hier niederſitzen; die Kniee oder was, die wollen nicht. Was hab' ich dir je zuleide getan, daß du gleich denken mußt: meine Schweſter Selma will mir Böſes tun? — Daß ich hier bin, das weiß kein Menſch. Auch die Mutter nicht. Ich hab' nur an unſre Jugend gedacht — wo wir uns ſo lieb hatten — und daß du vielleicht Hilfe brauchſt — oder irgendwas. Der Weg, den du gegangen biſt — ſei ruhig, ich will nichts von unſerm Kummer ſagen, und auch ſonſt kein Wort. Du biſt ihn gegangen. Aber man kann auch auf ihm müde werden — nicht wahr. Man kann wohl gar denken: ob es denn keinen Rückweg gibt? Nimm an — bitte, nimm einmal an, ich hätte geträumt — du weißt, ich träumte früher ſo viel, und erzählte dir dann oft ſo wunderliche Sachen. Ich hätte dieſe Nacht geträumt, du kämſt zu mir ans Bett und ſagteſt: da bin ich wieder, Selma. Bei euch war's doch ſchön. Soll ich wieder bei euch bleiben? Wollt ihr mich behalten?"

Es war etwas in Selmas Stimme, das Walli gegen ihren Willen rührte; das Herz ward ihr groß, alte Kindergefühle erwachten, ſtiegen ihr bis zu den Augen hinauf — ſie erſchrak vor ſich. Sie ſprang ſo plötzlich auf, daß Selma verſtummte; dann trat ſie

ans Fenſter, Selma ſollte ihr naſſes Geſicht nicht ſehn. „Na, wie ging's dann aus?“ ſagte ſie gegen die Fenſterſcheibe, ſo hart und kalt wie ſie konnte. „Wie endete dann dein ſchöner Traum?“

„Das will ich dir ſagen. Ich bin aufgewacht und hab' mir gedacht: Vielleicht kommt ſie einmal wirklich ſo! Ach, dann ſoll ſie's erleben, an Mutter und mir, daß wir Menſchen ſind; daß es noch immer ſo iſt wie in dem Brief, den dir Mutter ſchrieb — nach Vaters Tod. Ja, komm wieder! hab' ich gedacht. Schweſter Walli, komm! Alles läßt ſich machen und wenden, wenn es nur gute Menſchen ſind. Wir fahren mit dir, Gott weiß wohin; niemand erfährt, wohin. Wenn wir dann wiederkommen — wir haben dich aus Amerika geholt, oder wie ſonſt; wir ſind einig, glücklich. Wir leben noch eine Weile ganz, ganz in der Stille; dann in der Welt — wie einſt —“

„Ei ja ja!“ fiel ihr Walli ins Wort; „man hört's, daß du eine barmherzige Schweſter biſt!“ Sie wandte ſich herum und lachte. „Die verlorene Tochter — ein Kalb geſchlachtet. Maria Magdalena. Lauter Tugend, Tugend! Wohl gar noch 'ne Heilige! — Nein, Schweſter, nimm's nicht übel: dazu taug' ich nicht. O, du meinſt mir's gut, das hör' ich ja, das glaub' ich; aber wie dir doch wohl im ſtillen vor der Walli Holland graut, die du wieder an deine Bruſt nehmen willſt, ſo graut mir vor eurem gottſeligen Paradies. ‚Ganz, ganz in der Stille,‘ ſagteſt du. Da wurde mir ſchon ſchlecht! Und ‚dann in die Welt‘ — die Welt kenn' ich ja. Da war mir ja wie dem Fiſch im Sand. Ich vergeh'

in ſo 'ner ehrbaren Stille, und ich ſterb' in der ‚Welt'!"

„Walli! — O Gott!"

„Ja, was hilft dein o Gott. So in Bildung und Comme il faut und Entſagung wie ihr, ſo kann ich nicht leben! Ich kann nicht ohne Liebe leben! Auch unſer Vater hat's nicht gekonnt. Ich hab' ſein Blut — und ich will's auch haben — das Leben iſt ſonſt grau in grau; ſo kommt man doch zu etwas Glück!"

„Gott im hohen Himmel!"

„Nun ja — du und ich, wir ſind ſo verſchieden wie Schwarz und Weiß, wie Schatten und Licht. Solang' ich das nicht wußte, als dummes Kind, hab' ich zu dir hinaufgeſchaut; warſt mir wie ein Engel. Jetzt muß ich lachen über die Engel: was haben ſie für Spaß von der Welt? Ich hab' mehr davon als ſie und du! Ring nur nicht die Hände; es iſt doch ſo. Ja, ja, ja, wie ich lebe, da iſt auch viel Erbärmliches, Schofles, Grausliches dabei; aber wo denn nicht? In eurer guten Geſellſchaft nicht? In eurem Haus am Grunewald nicht?"

„Walli! Schweſter Walli! — Puisqu'ici bas toute âme —"

„Ach!" rief Walli aus. „Hat dein Freund dir das auch erzählt? Und da haſt du dir dann wohl gedacht: ich will zu ihr gehn!? — Das iſt wie die Seifenblaſen, die wir als Kinder machten; es macht ſo Vergnügen, die bunten, ſchönen Kugeln in den Himmel hinauf — aber eh ſie da ankommen, platzen ſie. Backfiſchgefühle! In den ſchlechten Zeiten, in der Langeweile, im grauen

Elend kommt so ein Heimweh danach. Aber auf die schlechten Zeiten folgen g u t e Zeiten; und die Backfischgefühle zerplatzen dann. Ich will dir nur noch sagen, meine engelhafte Barmherzige, und dann sind wir fertig: gestern abend sind die guten Zeiten wieder eingerückt, mit Pauken und Trompeten. Du kommst einen Posttag zu spät! Ich hab' einen Freund gefunden — so einen feinen, goldenen, liebenswürdigen hatte ich noch nie. Der wunder denkt, was für 'ne Perle ich bin. Der mir ein weiches, warmes, reizendes Nest — — Dann aus dieser elenden Bude heraus!"

Ich kann nicht mehr! dachte Selma. Gott, Gott, du siehst, ich wollt' alles tun. Nun sagt sie mir das. Lorenz, ich hab' getan, was Sie wollten!

Sie konnte Wallis Gesicht nicht mehr sehn. Sie stürzte aus der Tür.

Zweites Buch

Weiland ging mit aufgespanntem Regenschirm — es war ein nasser, kühler, unerfreulicher Maitag, fast eine Woche später — die Luisenstraße entlang, um Edmund Pinelli endlich einmal wieder zu besuchen. In Weilands Leben war es so, seine Freunde kannten ihn so: zuzeiten stürmte er ihnen Tag für Tag ins Zimmer, seine hochfliegenden Pläne und Hoffnungen oder seine Melancholien vor ihnen auszuströmen; zuzeiten verschwand er ihnen aus dem Gesicht, als wäre er gestorben, begraben. Jungblut hatte ihn denn auch den Mister Unstet getauft. Es geschah nicht selten, daß er sich beim schönsten Wetter tagelang (mit und ohne Getränke) in seine „Bude" einschloß; dann trieb er sich wieder bei Sturm und Regen halbe Tage in Berlin umher und zog von Freund zu Freund als durchnäßter Schmetterling weiter. Als er jetzt die beiden Treppen zu Edmunds eleganter Wohnung hinanstieg, glaubte er schon auf dem Vorplatz dessen Stentorstimme zu hören; muß wohl eine Täuschung sein! dachte er. Aber von Edmunds Diener eingelassen brach er in ein Lächeln aus (so pflegte er diesen Vorgang zu nennen):

Digitized by Google

aus einem der anstoßenden Zimmer scholl ein leidenschaftlicher Vortrag heraus, den ein ebensolches Auflachen unwiderstehlich komisch unterbrach. Dann sprudelte wieder unaufhaltsame, sich bis zum Pathos steigernde Rede; sie schloß mit den Worten: „Und ich sage Ihnen, es *wird* nicht sein, denn es *kann* nicht sein!"

„Ach, es sind wohl die zwölf Geschworenen da," sagte Weiland zu dem Diener, der ihm Mantel und Schirm abgenommen hatte, „und Herr Pinelli setzt ihnen die Unschuld eines vierfachen Raubmörders auseinander."

Der Diener, der Weilands tiefernstes Gesicht sah und nur sein bescheidenes Pflichtteil von Menschenverstand hatte, schüttelte den Kopf. „Nein, er ist allein, es ist niemand da. Er übt sich nur im Verteidigen."

Weilands Ernst wurde noch tiefer: „Ah, dann werde ich den Raubmörder machen!" Er klopfte an der nächsten Tür und trat ein.

Edmund, in einem schwarzen Orleansröckchen, die „ambrosische Stirnlocke" tief im Gesicht, stand mitten im Zimmer auf dem persischen Teppich und begann eben den nächsten Teil seiner Rede: „Hoher Gerichtshof! Meine Herren Geschworenen!" Das Klopfen hatte er überhört. „Teufel, sieht man dich wieder einmal!" rief er dann mit derselben Stimme. „Ich dachte, du wärst im Luftballon zum Nordpol gereist!"

„Guten Morgen, Edmund," sagte Weiland und schüttelte ihm die Hand. „Wenn ich dich in einer

großen Aktion störe, so schmeiß mich raus. Cicero pro Sexto Roscio Amerino — oder wie hieß der Kerl? — Ich wußte gar nicht, daß du so 'ne neue Sache unter Händen hast."

„Ich auch nicht; ich hab' auch keine. Es war eben nur Phantasie, weiter nichts; hab' mir so was vorgespielt."

„Was? Auch du, Brutus, ein Nebenbuhler? Gehn jetzt auch die Rechtsanwälte unter die Komödianten?"

Edmund strich sich mit der Hand über das plötzlich ermüdete, nervös abgespannte Gesicht: „Ach du lieber Herrgott, nein. Ich wollte mich nur — zerstreuen; ablenken; mir was vormachen. Jetzt nehm' ich dich als Ablenkung vor die Brust; guten Morgen, du verrückter Kerl. Warum hat man dich seit dem Geburtstagsmahl bei Lorenz gar nicht mehr gesehn?"

Weiland warf sich in einen Stuhl. „Weil ich plötzlich einen Haufen Geld — — ich hab' nämlich ein unerwartetes Glück gehabt. Mein Vater, der ein merkwürdig gescheiter Mensch war — auch in Geldsachen —"

„Von denen sein Sohn nichts versteht —"

Weiland nickte: „Von denen sein Sohn nichts versteht — also noch in seinen letzten Zeiten hatte mein Vater von einem halbverkrachten Unternehmen eine Menge Aktien spottbillig gekauft: ‚die kommen noch wieder hoch!' Sie kamen dann aber lange nicht hoch; und in meinen finanzblinden Augen war das nichts als bedrucktes Papier, aus dem man nur noch Fidibusse machen konnte. Aber eines Tages, so hinter meinem

dummen Rücken, war das Unternehmen ‚ſaniert‘ — ſo ſagt ihr Geſchäftsmenſchen ja wohl — und eine grandioſe Weltkonjunktur kam dazu, das behaupten ja die Zeitungen. Und kurz, Weilands Sohn kriegte vor drei, vier Wochen ſchlagtreffend plötzlich eine höchſt erheiternde Dividende, einen Haufen Geld!“

„Und den haſt du dann verſoffen,“ ſagte Edmund trocken.

„Was iſt das für ein häßlicher Ausdruck. Der ſollte nie gebraucht werden, wenn von Weilands Sohn die Rede iſt! — Ich habe mich ‚mit dem Geld beſchäftigt‘; ja, das kann man ſagen. Ich hab’ einen Teil davon ‚flüſſig gemacht‘. Ich hab’ mit Hilfe dieſes Geldes allerlei durſtige Kehlen glücklich gemacht, auf edle Männer der Weltgeſchichte Hochs ausgebracht — auch einmal den Verteidiger der Unſchuld Edmund Pinelli leben laſſen. Du warſt nicht dabei, das geb’ ich zu. Aber ſollt’ ich dich um vier Uhr morgens von deinem unſchuldigen Lager reißen, deinen heiligen Schlaf morden, dich in die Höhle des Laſters ſchleifen? Das widerſtrebte mir, Bruder. Ich bin zuweilen durſtig, aber ſchlecht bin ich nicht!“

„Alſo das Geld iſt verſoffen,“ ſagte Edmund und legte vor dem Spiegel ſeine Verteidigerlocke zurecht.

„Von einem Teil dieſes Geldes kann man es wohl ſagen. Wir ſollten aber lieber von dem ſchönen Edmund ſprechen. Warum ſieht der ſo vergeiſtigt blaß, ſo beunruhigend intereſſant aus? Und was liegt ihm auf dem vielumworbenen, vieleliebenden Herzen, daß er ſich zerſtreuen und ſich was vormachen muß?“

„Ach du dummer Kerl.“ Edmund warf ſich auf den Diwan und ſchob ſich ein weiches, ſeidenes Kiſſen unter den Kopf. „Du kannſt mir doch nicht helfen, wenn ich dir's auch ſage.“

„Das iſt zu raſch geurteilt, mit Verlaub, Herr Löwe. Ich weiß, ich bin nur eine Maus gegen dich, ſo 'ne graue kleine Maus, der nichts glücken will; und du Elender, dir fallen die intereſſanteſten Verbrecher und die liebreizendſten Evastöchter in den Schoß. Aber du weißt, wie jene Maus jenem Löwen — — Ach, wie ſieht der ſchöne Edmund jetzt jammerwürdig lebensſatt aus. Und wie ſeufzt er kläglich. Was iſt dir, Löwe?“

„Wenn du mich noch einmal den ſchönen Edmund nennſt, dreh' ich dir den Hals um. — Haſt du in dieſer ganzen Zeit auch keine Selma Behrend und keine Mary Evans geſehn?“

„Die beiden, die dir ſo ſpröde tun?“

„Tun?“ — Edmund richtete ſich auf, daß er ſaß. „Woher weißt du das?“

„Was, du Vielgeliebter?“

„Daß ſie mir nur ſpröde tun? Haſt du ihnen ins Herz geſehn?“

„Aber das ſeh' ich ja ihren Augen an. Sie winden ſich ja doch unter deinem Zepter, du verwöhnter Prinz. Aus Mädchenſtolz zeigen ſie's nur nicht; haben auch einen hohen Sinn!“

Edmund forſchte, erregt wie es ſchien, in Weilands Theatergeſicht. „Wann haſt du dir das zuſammengereimt? — Kommſt du ſchon wieder von der Flaſche?“

Weiland verneinte mit dem Zeigefinger: „Heute? Nicht einen Tropfen, Bruder. So früh am heiligen Morgen trink' ich ja doch nicht!"

„Und du glaubst doch, die beiden Mädels —"

Edmund mochte nicht weiterſprechen. Es zuckte etwas auf ſeinem nervöſen, ſchwachgefärbten Geſicht. Weiland ſtaunte ihn an, er ſah nun erſt ganz, wie wunderlich, wie patientenhaft der Mann daſaß, wie wenig er heut die Herrſchaft über ſich hatte, die ihm ſonſt nicht fehlte. „Ja, wie iſt dir denn?" fragte er dreiſt, mit unverzagter Neugier; als fühlte er: der Mann da wünſcht ſein Herz auszuſchütten. „Was kann ſo einem wie dir dran liegen, ob ſo ein paar Mädels zum Heer der in dich Verliebten gehören oder nicht?"

Edmund lächelte, den Mund verziehend, ſein Herz verſteckend: „Nicht wahr, das iſt dumm. Unwürdig dumm. Es ärgert mich ſchon den ganzen Morgen, daß ich ſo ein — Teetopf bin. Darum fing ich vorhin an, eine Rede vor zwölf Geſchworenen in Steifleinen zu halten! — Was geht dich das an? frag' ich mich ja ſelbſt. Biſt du denn durch deine Erfolge ſo verdorben, Menſch, daß du es nicht aushältſt, wenn zwei, ſage zwei Eis und Marmor ſind? — Aber nein, das iſt es nicht. Wenn ich's wüßte — na, gut! Nur es nicht zu wiſſen — und nie dahinterzukommen — und mich wie zum Narren gehalten zu fühlen — das macht mich verrückt. Das hab' ich ja noch nie erlebt!"

„Weil du allerdings ein furchtbar verwöhnter —"

„Und zwei ſolche Mädels! Zwei ſo prachtvolle

Rätſel — ſo fein, ſo vornehm, und ſo reizend dazu! Die bewegen ſich vor mir — ja, wie ſoll ich ſagen — wie wenn ſie an ihren jungen Schultern ein Paar Flügel hätten und umflatterten mich, bald nah, bald fern; und verfolgten mich mit ihren großen Augen, reizten und umlächelten und äfften mich: wenn ich ſie dann irgendwo faſſen und halten will, fließen ſie wie Nebelgeſtalten weg. Das iſt ja des Teufels! — Sie gehn mir auf die Nerven; ich geſteh' dir, Weiland, manchmal denk' ich, ſie machen mich krank. Wollen ſie mich zum Narren machen, oder bild' ich mir das nur ein, weil ich ſchon ungeſund bin? — Neulich fuhren wir zum Wannſee, die beiden und Jungbluts und Lorenz mit Riekchen und noch ein paar und ich; und nahmen dort einen Dampfer, den wir hinbeſtellt hatten, und fuhren auf der Havel bis Potsdam und bis Schildhorn herum. Es war alles ſchön, der Tag reinſter Frühling, Mary Evans ſang, Selma ſprach uns Goetheſche und andre Gedichte — ich dachte mir: ſo hat vielleicht Sappho ihre Verſe geſprochen; — wahrhaftig! Kurz, es war wie ein ſchöner Traum. Ich hatte ſo ein reizendes, verwunſchenes Gefühl, als wär' ich wieder Primaner und in alle beide verliebt. Aber die — ja, die! Wieder, als ſchwebten und flatterten ſie, und ſowie man näher kommt, wie Schmetterlinge weg. Die ſchönſten Verſe mit ſchönſtem Gefühl geſprochen, wundervolle Lieder wundervoll geſungen — aber wenn dann ein lebendiger Menſch mit warm gewordenem Herzen — ein Menſch wie ich — der doch ſonſt — — kein Hauch! keine Erwiderung!

Stein!" — Edmund ſprang auf, vor Weiland hin, packte deſſen Schulter und ſchüttelte ſie. „Menſch, was tuſt du, was fängſt du an, wenn dir ſo was geſchieht? Behältſt du dein bißchen Sinn und Verſtand, oder wirſt du auch nach und nach verrückt?"

„Ich geh' in die Kneipe und beſaufe mich," antwortete Weiland.

„Das kann ich nicht. Dazu taug' ich nicht. — Ich taug' aber auch nicht zu ſolchem Sinnieren und Rätſelraten und mich auf dem Diwan wälzen; pfui, das iſt ja die reine Entwürdigung, das iſt Mord! Wenn man keinen Schritt weiterkommt! — Etwas herausbringen, erſpüren, erforſchen, das kann ich ja doch ſonſt. Hab' ich das gezeigt oder nicht? Bei all meinen Verteidigungen und Prozeſſen und — — nie iſt mir etwas ſo ſchwer geworden wie in dieſem gottverbotenen Fall. Ich kann auch in Frauenſeelen hineingucken — hab' es oft genug erprobt. Warum hier denn nicht? Das macht raſend, Menſch. Da krümmt ſich das ganze angeſpießte, nichtswürdig gefolterte Ich. Da möchte man — — Na, was lächelſt du ſo. Willſt dich über mich luſtig machen? Kannſt du nicht was Beſſeres tun, kannſt du mir nicht h e l f e n?"

Weiland lächelte nun erſt recht, mit dem ganzen Mienendurcheinander eines Charakterſpielers: „Das will ich ja eben. Darum lächle ich. Bin ja doch dein Freund, Bruder. Und der Fall, der reizt mich. Meine Phantaſie kriegt Flügel!"

„Na, wohin fliegt ſie denn?"

Weiland ſetzte ſich auf einen Tiſch, auf dem nur eine

Flaſche mit Waſſer ſtand, bewegte ſeine dichten, ſchwarzen Brauen auf und nieder, wie ein Inſekt ſeine Fühlhörner, und ſah dem andern mit ſeinem ſchärfſten Blick in das aufgeregte Geſicht. „Schau — du willſt dahinterkommen, wie es in dieſen beiden Mädchenſeelen ausſieht: ob ſie etwas für Edmund Pinelli fühlen oder nicht. Du willſt es wiſſen, weil du etwas für ſie fühlſt: denn aus — na, ſagen wir: aus Eitelkeit biſt du in beide etwas verliebt. Und ſo wurmt es dich ſchauderhaft, daß die ſpaniſche Wand vor ihren Herzen nicht umfallen will! — Was macht man denn da? Das kann dir am beſten ein Schauſpieler ſagen; einer, den man nicht aufkommen läßt, der aber bis über die Ohren talentvoll iſt. Der ſagt dir —"

„Na, was?" unterbrach ihn Edmund voll Ungeduld.

„Schauſpielerei! Komödie!"

„Was heißt das?"

„Zum Beiſpiel — du biſt tot. Die beiden Mädels, dieſe Kletten ſitzen beieinander; da kommt einer und meldet dich tot. Er muß es natürlich mit der nötigen Kunſt, mit Vorbereitung, mit Steigerung melden; ſo daß die jungen Mädchenherzen wie mit einer Keule, oder wie mit einem Donnerſchlag —"

Edmund fiel ihm in die Rede, faſt ohne Stimme: „Ach, du biſt verrückt."

Weiland zuckte die Achſeln. Sie waren beide eine Weile ſtill. Erſt als Edmund ſich abgewandt hatte und durchs Zimmer ging, ſprach Weiland hinter ihm

drein: „Ich bin übrigens nicht verrückt. Jede Sache muß natürlich gemacht werden, sonst ist sie nicht die Sache! — Wenn du morgen plötzlich hörst: Fritze Jungblut ist tot, dann zeigt sich und dann weißt du, ob du sie wirklich gern hast oder nicht."

Edmund warf sie mit einer nervös verneinenden Bewegung weg.

„Und wenn morgen Selma Behrend oder Mary Evans plötzlich hört, du bist tot, dann zeigt sich, ob sie wirklich Marmor war oder nicht!"

Edmund ging zur Tür und dann wieder zum Fenster hin. Er murmelte in sich hinein. Am Fensterbrett blieb er stehn: „Ein ganz verruchter — toller — famoser Gedanke! — Aus welcher Komödie hast du den?"

„Aus mir selbst. Hab' ich denn keinen eigenen Kopf?"

Edmund sah ihn an, als untersuchte er das. Dann ging er wieder zum Diwan und warf sich hin. „Das ist doch wirklich —!" stieß er nach einem blasenden Atemzug heraus. „So wird einem was ins Ohr gesetzt! — — Du Phantast. Mit deiner Alkoholphantasie. — — Na, und wenn das geschehen ist? Wie wird man dann wieder lebendig?"

„Da kommt's drauf an, wie die Marmorfrage gelöst ist. Entweder ist es wirklich Marmor — dann hat man sich einen dummen Spaß erlaubt, über den man selber lacht. Oder der Marmor wird tränenweich — schmerzenreich — dann kommt Edmund edel zerknirscht, wirft sich auf ein Knie und — — Das wird er schon machen!"

„Hm! — — Verrückter Kerl." — Edmund starrte

vor ſich hin; „Selma!“ murmelte er, mit ganz anderem Ton. Er faßte ſich aber geſchwind; ſchaute lächelnd in die Luft, als ſähe er ſich ſo, als ſähe er ſich's machen. — „Na, und wer *meldet* den Mädels das?“

„Einer, der's verſteht.“

„Ein guter Schauſpieler, meinſt du.“

„Natürlich.“

„Wen meinſt du denn? Wer tut mir das?“

Weiland ſaß auf dem Tiſch, ohne ſich zu regen. „Na, natürlich *ich*. Dein Freund.“

„Hättſt den Mut dazu?“

„Mut? Was heißt Mut?“ — Weilands Geſtalt wurde lebendig; ſeine Brauen gingen wieder auf und nieder, ſeine Augen blitzten. „Wer die Kraft hat, der hat den Mut. Und den *reißt* es, Bruder! — Gib mir ſo 'ne Aufgabe, Donnerwetter, da will ich euch zeigen, wer ich bin. Da ſollt ihr mich — — da würd' man ſehn!“ Er ſprang vom Tiſch herunter und ſtand wie ein großer Charakterſpieler in ſiegesgewiſſer Poſe da. Dann ſah er aber auf Edmunds Geſicht ein kleines, unheimliches Lächeln, gab die Stellung auf, verſank ins Nachläſſige, Schlichte; zog ſein Taſchentuch und klopfte ſich ein Stäubchen oder Fädchen von der Hoſe weg.

„Kurz, ich bin zu haben,“ ſprach er in einfachſter Natürlichkeit auf den Teppich nieder.

„Weiland! Guter Kerl!“

„Na ja.“

„Menſch! Ich will dir ſagen —— Aber wir ſprechen das ein andermal zu Ende: da kommt jetzt mein Stenograph, der mir ſein Morgenwerk bringt. Ich muß

ſeine Maſchinenſchriften ſtudieren, revidieren, ſignieren, expedieren. Und dann — — Du wirſt hören. Ich laſſe von mir hören. Adieu!"

* * *

Mary Evans kam einige Tage ſpäter aus ihrem Haus am Lützowufer; es war Vormittag, die Sonne ſchimmerte leiſe durch den Wolkenvorhang, ohne ſich zu zeigen; Marys beide Hunde ſprangen vergnügt umher, auf dem ihnen bekannten Weg vorauf, der zu Jungbluts führte. Ihre Herrin ging langſam, träumeriſch, aber auch vergnügt; ſie liebte dieſen Weg unter den friſchgrünen Bäumen, am Kanal entlang, auf deſſen tiefdunklem Waſſer die großen Kähne mit Mann, Weib und Kind ſo gemütlich lautlos dahinſchwammen; oder ein kleiner Schleppdampfer puſtete beſcheiden vor ihnen her. Sie hatte ſich frühlingshaft licht gekleidet, da das Wetter mild war; und wenn ſie auch noch nicht wie Selma Behrend zur miederloſen Reform übergetreten war, hatte ſie wenigſtens die hohen Krägen abgeworfen und ging mit offenem Hals und in kurzen Ärmeln dahin. So fühlte ſie ſich leicht und frei. Sie fühlte wohl auch, daß ſie den Hals und die Arme gerne zeigen konnte: die ſchon kunſtverſtändige Selma hatte das alles „liebe, holde Formen" genannt.

Eine Kinderſtimme fing an zu ſchreien; es wurde ein Gezeter daraus, Mary fuhr aus ihrem Traumdämmern auf und ſah ein paar kleine Mädchen vor ſich über die Straße laufen. Sie rannten vor Marys Teckeln davon; einer verfolgte ſie, ſuchte ihnen in die

Röckchen oder gar in die Beinchen zu beißen. „Karo!“ rief Mary empört. Karo blieb ſtehn; er kam aber nicht, er wedelte nur mit dem Schweif, als wollte er ſagen: ich laſſe das Ding ja ſchon in Ruh, die Sache iſt keine Schläge wert! — „Karo!“ rief ſie wieder. Die Kinder rannten weiter, ein Mann ſchalt auf die Teckel ein, wie es ſchien, auch auf ihre Herrin. Mary ward blutrot; ſie hielt ſehr darauf, daß ihre Hunde, ihre Lieblinge, ihr Ehre und keine Schande machten. Nachdem ſie ſie endlich herangeherrſcht hatte — die Kleinen und der Mann verſchwanden um die Ecke — kehrte ſie um und ging mit ihrem kleinlauten Gefolge bis zu ihrem Haus zurück. „Hier bleiben!“ rief ſie den Teckeln zu, die ſich unterwürfig duckten. Sie ſtieg ihre Treppen wieder hinauf und holte die Hundepeitſche, die in ihrem Zimmer beim Ofen an der Wand hing; nicht um den Karo zu züchtigen — das tat ſie nicht gern — aber ihn ſo zu bedrohen, daß er und ſein Bruder den Mut verlören, die Jugend von Berlin wieder zu bedrängen.

So kam ſie denn herunter, ſtellte dem Hund ſein Unrecht vor, ſchwenkte die gefürchtete Waffe in der Luft und wanderte von neuem am Kanal hinunter; die Teckel zogen ehrbar mit. Vor Jungbluts Haus angelangt befahl ſie den beiden, draußen zu warten — daran hatte ſie ſie gewöhnt, wie denn die drei überhaupt in ſelten getrübter Harmonie miteinander lebten — und ſtieg in den zweiten, Jungblutſchen Stock. Im Vorzimmer legte ſie die Peitſche ab, klopfte an des Meiſters Tür und trat in ſein Arbeitszimmer, in dem er in ſeiner braunen Lodenjoppe eine Zigarette rauchte

und schrieb. „Guten Morgen, Mädel," sagte er mit besonderer Herzlichkeit. „Ich fürchtete schon, Sie kämen heut nicht, da Sie sonst so unfrauenzimmerlich pünktlich sind."

„Ich hatte eine Störung," erwiderte sie, „wurde aufgehalten. — Warum machen Sie ein so sehr heiteres Gesicht?"

„Weil ich grade einen Menschen brauchte, der mir ein angenehmer Anblick ist, den ich gern hab', der — —" Jungblut schaute halb hinter sich, nach den andern Zimmern. „Man erlebt so viel, das — ungemütlich ist! — Mit Ihnen wird einem immer gut. — Also die Arien von Händel und Beethoven wollen Sie mir heut vorsingen, die Sie den Mädels einpauken wollen. Haben Sie selber fleißig gepaukt?"

„So gut es ging," sagte Mary, mit den Achseln zuckend. „Ich war oft halb tot mit Stunden und Besorgungen und Besuchen und so. Es ist wirklich kommisch, das heißt, es ist schrecklich, wie kurz die Tage sind und wie man sich zersplittert."

Jungblut lächelte: „Wenn man sich nicht so zersplitterte, wären sie vielleicht nicht so kurz. Ihr junges Volk habt zu wenig Respekt vor dem Wert der Zeit! Ihr lebt so, als hättet ihr dreihundert Jahre vor euch; und vielleicht sind's nicht dreißig. — Da macht sie wieder ein furchtbar nachdenkliches — — Hab' ich recht oder nicht?"

„O, ich glaube wohl. — Ich — wie soll ich sagen — Sie nennen es nachdenklich. Ich bin mir, für mich, eine schwer interessante creature —"

„Was? W a s ſind Sie?"

„Ich drücke mich wohl ſchlecht aus im Deutſchen. Ich meine: wenn man mir Gutes oder Böſes ſagt, gibt es mir nur ein Punkt mehr, worüber ich nachdenken muß. — Sie lachen mich aus!"

„Nein, mein Herz, das nicht; aber ich merke immer wieder, daß Sie eine G r ü b l e r i n ſind. Solange Sie dabei ein ſo natürliches, richtiges Frauenzimmer bleiben, iſt's ja noch kein Unglück!" — Er ging zum Flügel und legte Notenbücher auf. „Alſo fangen wir an!"

Mary ſang; er ſpielte. Sie ſang die italieniſchen Texte der alten edlen Arien mit etwas engliſcher Färbung, aber mit ſchön italieniſcher und klaſſiſcher Empfindung; ſie hatte ſich in dieſen Berliner Jahren tiefer und tiefer hineingelebt. Jungblut ließ ſie ein Stück nach dem andern ſingen, unterbrach ſie gar nicht. Er nickte nur wohl einmal; ſummte auch wohl ein leiſes „Hm!" — Sie wunderte ſich mehr und mehr; er hatte Tage, wo er viel und oft ſehr temperamentvoll unterbrach. Endlich ſang ſie nicht mehr und ſchaute ihn bänglich fragend an.

„Nun?" ſagte er. „Sind wir fertig?"

„Ja."

„Dies war das letzte?"

„Ja."

„Na alſo!" — Er ſtand auf, legte die Noten beiſeite und machte den Flügel zu.

„Ja — aber Sie ſagen mir nichts. Bin ich ganz vollkommen oder unverbeſſerlich ſchlecht?"

Jungblut lächelte, aus Vergnügen über dieſe Frageſtellung, und ſtrich ihr langſam über das weiche, üppige Haar. „Sie ſind beides n i ch t; — oder — oder auch b e i d e s, mein Herz! Es kommt jetzt alles ſo warm, ſo vornehm, ſo innig heraus, da iſt nichts zu ſagen. Da kann ich Ihnen nur gratulieren: fertig! — Dann gibt's aber noch das ſogenannte T e m p e r a m e n t — fuoco — brio — da werden wir nicht einig. Davon ſollte noch ein Schuß hinein; ſo das ewig Männliche — das, was ich Ihnen immer gepredigt hab'. Sie laſſen ſich aber nicht beirren, ſchwimmen ſchönhalſig, edel wie ein ſchneeweißer Schwan Ihren Strom hinunter. Alle Achtung, ein ſehr hübſcher Anblick — aber — was ſoll man da ſagen — der Falke, der Adler fehlt!"

Marys innige blaue Augen ſahen den ſchwarzäugigen, ſchwarzhaarigen Meiſter (er begann erſt zu ergrauen) unverſchüchtert an. „Verzeihen Sie — ich verſtehe nicht. Warum ſoll denn ein Schwan auch ein Adler ſein? Wenn er nur ein richtiger Schwan iſt —"

„In der M u ſ i k ſind die Schwäne a n d e r s, Kind. Da iſt alles anders! Da muß der Schwan wohl auch einmal wie ein Löwe brüllen; der Komponiſt kann's verlangen. Während Sie jetzt ſangen und den Schwan machten, hab' ich manchmal, ſo ſtill für mich, wie ein Löwe gebrüllt!"

„Das e w i g M ä n n l i ch e, ſagen Sie," erwiderte ſie ſanft. „Verzeihen Sie, warum muß i ch das haben? Ich bin doch für das ewig Weibliche gemacht. Ich war noch nicht ein Moment ein Mann. Iſt es nicht viel-

leicht so, daß Sie, wenn Sie singen, das ewig Männliche haben sollen, und das andre ich? Weil doch die Natur —"

Sie sprach nicht weiter, sie wunderte sich, wohin sie sich gedacht hatte. Die Natur — die Natur! Wenn die Natur so ganz recht hatte, mehr als alle Meister, wenn die Verschiedenheit von Mann und Weib auch in der Kunst, der heiligen Kunst das Letzte und Größte und Schönste blieb — und so fühlte Mary, so fühlte sie tief — hatten dann die Frauen recht, die das Weib dem Mann so gleich machen wollten? Schossen sie dann nicht am Ziel vorbei? Lächelte nicht die Mutter Natur dazu?

Ihr war, als sähe sie sie aus den Wolken lächeln. Ihr war auch auf einmal, als verstünde sie da etwas, das ihr kluger und geliebter Meister nicht verstand. Sie lächelte ihn nur an und blieb stumm.

„Na, Sie wußten wohl nicht weiter," sagte er gemütlich; sie verstanden einer den andern nicht. „Ich hab's Ihnen ja auch immer gesagt: in der Kunst kommt man mit der Natur nicht weit! — Aber lassen wir das heut; was nützt das. Bei jedem Menschen kommt ein Punkt, da fängt seine Unverbesserlichkeit an!" — Jungblut sah wieder hinter sich, nach den andern Zimmern, und seufzte. „Da sitzt zum Beispiel eine — mit der kann man schon Jahre und ganze Bibliotheken reden, sie bleibt, wie sie ist! — Ach, Mary; gute Mary. Ich muß mich heut einmal los werden. Ich bin recht ein armer Kerl, ein geschlagener Mann! Diese Frau da drinnen. Sie könnte und sollte ihren hübschen

Mund halten, denn sie kokettiert stark mit Männern — das wissen Sie so gut wie ich —"

Ach, armer Meister, dachte Mary; wenn sie das nur täte!

„Aber diese Fritze muß nun auf mich bis zum Wahnsinn eifersüchtig sein; das ist eine Plage wie im Tartarus! Und ich bin doch nicht so schlimm. Tändeleien, ja; dafür ist man Künstler, mit Künstlerinnen. Aber nie was Ernstes! Da behüt' mich Gott! Wo mir das Herz einmal aufgeht, bei einem lieben, schönen Talent, einer feinen Seele — wie bei Ihnen, Mary — da halt' ich mich mit aller Gewalt im Zaum, wie ein Stoiker. Na, da stehn Sie ja, ein klassischer Zeuge. Hab' ich schon je was begehrt?"

Mary ward rot, aber sie lächelte. „Nein, gewiß nicht, Meister. Und das dank' ich Ihnen."

„Aber immer beargwöhnt! immer belauert! immer angefochten! Das ertrag' der Teufel! Seit ich mit der Fritze lebe, hat sie mich schon mit Dutzenden meiner Schülerinnen im Verdacht; ach was Dutzende; Hunderte! Wenn eine nicht einäugig ist, 'nen Buckel und ein falsches Bein hat, so ist sie meine Liebste. Da möcht' man doch lieber einen eisgrauen Kammerdiener als 'ne hübsche Hausfrau haben —"

„Aber Herr Jungblut —!"

„Und da möcht' man doch lieber einmal wirklich schuldig werden; dann wüßte man doch, wofür man in der Hölle ist!"

„Meister!" sagte Mary. Die blauen Augen blickten ihn so ernst, so tief, so schön an, daß es ihn fast überlief.

Es lief ihm aber auch eine Schönheitsfreude, ein wohliges Gefühl über die Haut; wie gut ihr dieſe moraliſche Entrüſtung ſteht! dachte er. So hübſch war ſie noch nie!

„Ach, ich red' ja nur ſo," erwiderte er. „Laſſen Sie die edlen Augen nur in Ruhe, Mary; der Meiſter bemeiſtert ſich ja. Wie Sie blicken können! Wie wenn ein junger Cherub oder Seraph ins Zimmer tritt und ſo mit den himmelblauen Augen ſagt: Adam Jungblut, mit ſo gottloſen Wünſchen kommt man nicht bis zu uns! — Jetzt lächelt ſie. Das ſteht ihr noch beſſer. Da wird der Seraph wieder ein Menſchenkind und hat ein ſüßes Geſicht! — Ach, wenn ſo ein Mädel — das ſo innig ſingen kann — einen armen, geplagten Muſikanten und Hausvater nur einmal ein ganz klein wenig tröſten, ein biſſel aufrichten wollte! Ich hab's noch nie ſo nötig gehabt wie heut. Wie mitleidig Sie lächeln; das tut gut. Was für ein herziges Grübchen dabei in die Wange tritt; in die Cherubswange. Wenn man das einmal ſtreicheln dürfte —"

Sie rührte ſich nicht, ſie lächelte weiter. Jungblut wurde mutig und ſeine ſehnſüchtige Hand glitt ihr langſam über die Wange hin.

„Sie ſtreicheln ſie ja, Sie tun es ja," ſagte Mary, die gutherzige.

„Hui, und das ſchöne goldgelbe Haar!" Er ſtreichelte es auch; als wäre ſie wirklich ſo ein Engel, grad vom Himmel gekommen, und als wäre das nur eine Huldigung des Geſanglehrers Jungblut an den Gottesboten. Mary hielt noch ſtill. Jetzt beugte er ſich vor

und küßte ihr Haar. Sowie ſie das fühlte, trat ſie zurück.

„Nein! Nun iſt's genug!"

„Ach, Kind, Kind. Was tu' ich denn? Ich begehr' ja nichts — nur 'nen kleinen Troſt. Ein Almoſen!" Er lächelte; er legte einen Arm um ſie, ſeine Augen ſuchten ihren Mund.

Sie runzelte die Stirn, ſchob ſeinen Arm von ſich weg. „Bleiben Sie vernünftig!"

„Mary! Seien Sie nicht ſo herb! Seien Sie gut!"

Er ſtreckte noch einmal die Hand nach ihr aus; in dieſem Augenblick öffnete ſich die Tür zum nächſten Zimmer und Frau Fritze erſchien. Jungblut fuhr ein wenig zurück. Mary erblaßte. Hatte die Frau gehorcht? In ihren Rehaugen blitzte etwas Gefährliches auf, in ihre Wangen ſtieg eine heiße Röte. Ihr Geſicht ging hin und her, von Mary zu ihrem Mann und von dem zu Mary.

„Guten Tag, gnädige Frau," ſagte Mary nach einer kurzen, aber unheimlichen Stille, jetzt vollkommen gefaßt. Fritze antwortete nicht. Jungblut nickte der Mary zu: „Alſo die nächſte Stunde am Montag, um dieſelbe Zeit. Oder paßt Ihnen eine andre beſſer?"

Mary ſchüttelte den Kopf. „Ich komme, wann Sie wollen."

„Alſo Montag morgen."

Sie nickte. „Sie hatten heut ſo viel Geduld mit mir; ich danke Ihnen. Auf Wiederſehn. Adieu!"

Mary gab dem Meiſter die Hand, grüßte die Frau noch einmal und ging.

* * *

Auf dem Vorplatz nahm Mary ihren Hut und die Hundepeitſche; ſie horchte ein paar Augenblicke nach Jungbluts Zimmer zurück; dort war alles ſtill. Unwillig verwundert über Frau Fritzes Benehmen — auch beim Abſchied hatte ſie ihren Gruß nicht erwidert! — ſtand ſie noch ſtill, ihr Mädchenſtolz empörte ſich. Durfte ſie ſo fortgehn? als wäre ſie eine Art von Sünderin, die man beleidigen darf? Hätte ſie nicht fragen müſſen, ſtatt hinauszugehn: Frau Jungblut, warum antworten Sie nicht auf meinen Gruß? — Sie ärgerte ſich über ſich ſelbſt, ſie erbitterte ſich gegen dieſe Frau. Eine ſchlechte Frau, die ihren Mann mit andern Männern betrog, alle ſagten es; die dabei die Stirn hatte, dem Betrogenen durch Eiferſucht das Haus zur Hölle zu machen; die jetzt auf ſie, die unſchuldige Mary, einen Blick geworfen hatte — was für einen Blick! — Ihr amerikaniſches Blut ward wild. Wieder hineingehn? dachte ſie. Ihr zeigen, was an american girl iſt? ſie ſo klein machen, wie ſich's gehört?

Sie ſtand noch unentſchloſſen da, als in Jungbluts Zimmer das Klavier leiſe angeſchlagen wurde, aus einer andern Tür aber die rundliche Wohlgeſtalt der Frau Fritze heraustrat. Sie ging mit einem böſen Lächeln auf Mary zu: „Ah! Sie ſind noch hier. Das dacht' ich. Die Stunde war doch wohl noch nicht aus, nicht wahr; nach meiner Uhr wenigſtens nicht. Und

auch nicht nach — — Sie wollten wohl wieder hineingehn, Fräulein Mary? Oder wollten Sie nicht?"

Mary zitterte vor Zorn; ihren Augen verging faſt das Sehn. „Warum ſollte ich wieder hineingehn? Von was reden Sie?"

„Wovon ich rede? Von Ihnen und meinem Mann! Es fing ja eben an, intereſſant zu werden; oder war es das ſchon, eh' ich kam? Ich hörte ſo merkwürdige Worte — da wollte ich denn doch auch dabei ſein — natürlich: ich bin ja doch die Frau. Ich hab' leider die Dummheit begangen, einen Mann zu nehmen, der mit all ſeinen Schülerinnen anbandelt — eine nach der andern. Und dieſe Muſikmädels, o Gott! die laufen ihm ſelber nach, bieten ſich ihm an!"

Mary tat einen Schritt gegen Fritze; nur einen; ihr Stolz hielt ſie dann zurück. Aus ihren Wangen verging aber alles Blut. „Ich verbiete Ihnen, Frau Jungblut, ſo von Muſikmädels zu ſprechen, wenn ich gegenwärtig bin!"

„Ah! ah! Sie verbieten mir was! Sie mit Ihrem freien Sinn — der ſo gern zu Worte kommt — der ſo edel tut — aber zuletzt iſt es ja doch nichts andres als das freie Weib! Und da finden Sie an Ihrem lieben, verehrten Meiſter den richtigen freien Mann!"

Wie ich ſie haſſe! dachte Mary. Ihr fuhr aber noch das deutſche Witzwort durch den Kopf, das ihr ſo gut gefallen hatte: „Eiferſucht iſt eine Leidenſchaft, die mit Eifer ſucht, was Leiden ſchafft." Sich an ein ſchwaches Gefühl von Mitleid klammernd gab ſie noch eine letzte Antwort: „Sie ſind krank, Sie ſind blind, Frau Jung-

blut; Sie irren ſich. Ich bin ſeine Freundin, ja, aber weiter nichts!“

Fritze lachte auf. „Freundin! Solche ‚Freundinnen‘ wie Sie kann er viele haben!“

Es ging wie ein Schlag durch Mary hin. Ein Aufſchrei wollte ihr aus der Kehle, aber den unterdrückte ſie; ihr Arm hob die Peitſche und zuckte ſie wie einen Blitz auf Fritze nieder. Kanaille! dachte ſie nur, ohne es zu ſagen. Fritze fuhr zuſammen, ohne einen Laut. Ihre Lippen öffneten ſich, ihre Augen ſtarrten; ſo hatte ſie noch nichts auf der Welt überraſcht. Mary ſchlug weiter, in wilder, heiliger Wut, ohne zu ſehn, wohin ſie traf. Fritze, ſinnlos verſtört, ließ die Peitſche wie aus den Wolken, vom Himmel her auf ſich niederfallen; ſie hob nur einen Arm, das Geſicht zu ſchützen.

„So!“ murmelte Mary endlich, ließ die Peitſche ſinken. Sie ſah das erbärmliche, vernichtete Geſchöpf mit einem Blick voll Verachtung an; es kam ihr ein dunkles Bedürfnis, noch ein Wort zu ſagen. Ihr fiel aber nichts anderes ein, ſo ſagte ſie nur „Good bye!“ und ging aus der Tür.

* * *

Von der Erregung noch durchzittert, durchglüht, gejagt, ſchritt Mary eine Weile mit großen Schritten am Kanal dahin; ſie konnte noch nicht denken, nur fühlen, und was ſie fühlte, wußte ſie nicht. Allmählich nahm in ihr eine Schwäche zu; nach dieſer gewitterhaften Entladung wurden ihr die Muskeln oder die

Nerven matt. An einem Baum, der ihr in den Weg kam — sie ging so schräg — blieb sie aufatmend stehn; sie lehnte sich gegen ihn. Sie fing an, sich in die Klarheit zu denken: wie war das geschehn? Wie war ihr das gekommen, daß sie auf einmal die Peitsche schwang? — Es war wie von selber gekommen, oder als hätte ihr jemand den Arm geführt. Sie schüttelte tief erstaunt den Kopf: wann hätte sie so etwas von Mary Evans gedacht? Dann zog ihr ein zufriedenes, befreiendes Lächeln über das Gesicht; o, die kennt mich nun! dachte sie. O, es mußte sein!

„Mary! Mary!" hörte sie hinter sich rufen. Sie öffnete die geschlossenen Augen und schaute nach rückwärts um den Baum herum. Jungblut kam gegangen, beinahe gelaufen, in der braunen Joppe, ohne Hut auf dem Kopf. Als er Marys Antlitz am Baum hervortreten sah, hob er einen Arm, wie um zu sagen: da bist du ja! Nach wenigen Augenblicken war er bei ihr. „Mädel!" keuchte er. „Da erwisch' ich Sie noch. Ich hoffte es. Wär' Ihnen aber nachgelaufen bis in Ihr Haus. Sagen Sie mir — ich hab' keinen Atem — was ist denn geschehn?"

„Was geschehn ist?" fragte Mary zurück. Da sie nun das gelbliche Gesicht des Meisters mit den fragenden, erhitzten Feueraugen vor sich sah, begann sie sich zu schämen.

Jungblut holte eine Weile Luft; dann sprach er mit halber Stimme weiter, da Leute vorübergingen: „Sie waren ja noch nicht lange aus meinem Zimmer — fünf Minuten, denk' ich — da kommt Fritze wieder zu mir herein! Und wirft sich vor mir auf die Kniee —

wahrhaftig, bei Gott; ich dachte, ſie hat den Verſtand verloren — und ſagt: Adam! ich beſchwöre dich! ich bitte dich von Herzen, verzeih mir! Ich bin ſchlecht geweſen, ich bin eine Sünderin — ſo ungefähr ſagte ſie — ich hab' unſchuldige Mädchen verleumdet, hab' auch dich verleumdet. Hab' dich mit meinen böſen Phantaſien gequält, armer, guter Mann. Ich bin eine erbärmliche Sünderin! — Und ſo noch eine Weile fort. Dann hab' ich ſie aufgehoben — ihr verziehn; natürlich — und ſo aus den Armen iſt ſie mir hinausgeſchwunden und in ihr Zimmer gewankt; da hab' ich ſie ſchluchzen gehört. Holla! denk' ich, war ſie nicht eben mit Mary draußen? Kamen mir nicht in mein Geklimper ſo ein paar laute Worte herein? Und ich bin Ihnen nachgelaufen. ... Da ſteht das Mädel. Eben rot, jetzt blaß. Nu, ſo reden Sie! Was haben Sie meiner Frau geſagt?"

Mary antwortete langſam, mühſam: „Sie hat mir geſagt. Scheußlich böſe Worte. Da hab' ich ſie mit dieſer Peitſche geſchlagen; anders konnt' ich nicht. Und als ich ſie nicht mehr ſchlagen mochte, bin ich fortgegangen."

„Mary! Das haben Sie getan?"

„Ja. Verzeihen Sie. Ich hatte das Gefühl, es muß ſein. Sie hatte mir zu ſchlimme Worte geſagt. Ich konnte es nicht helfen!"

„Verzeihn?" erwiderte Jungblut; er ſah ſie mit ſtaunenden, dann bewundernden, dann blitzenden Augen an. „Wenn da einer Verzeihung braucht, dann bin ich es — weil das meine Frau iſt. Und weil ich

ſie nicht — —“ Sein Blick irrte am Boden hin, ſein Geſicht wurde tiefſinnig. „Mit der Peitſche. Hm! — Das hätt' i ch wohl tun ſollen.“

„Sie?“

„Na ja, ich. — — Sie ſind ein Prachtmädel, Mary!“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Nein, ich ſ ch ä m e mich. Wie kann ein Mädel das tun. — Sie haben aber keinen Hut auf dem Kopf! werden ſich erkälten!“

„Hab' ich keinen Hut?“ Jungblut griff an ſeinen Kopf. „Nein, Sie haben recht. Ich will — — Aber Sie ſich ſchämen? Unſinn. F a m o s! — Es iſt doch was dran, an den ‚neuen Zeiten‘!“ Er betrachtete die Peitſche, nahm ſie in die Hand, liebäugelte mit ihr; gab ſie dann zurück, ſich vor Lachen ſchüttelnd. „Mit der Hetzpeitſche! — Neuengland hoch! — Yankeemädel!“

Er ging im Sturmſchritt zurück.

* * *

Mary kehrte nicht heim, es ließ ihr keine Ruhe; ſie fuhr auf der elektriſchen Straßenbahn zur Kolonie Grunewald hinaus, bis zur Halteſtelle Hundekehle; das letzte Stück wanderte ſie am Walde hin, bis ſie die Villa Behrend erreichte. Sie ſtieg zu Selma hinauf, in den erſten Stock; ſie fand die geliebte Freundin, den darling, auf der Altane oder Terraſſe, auf die ihr Zimmer hinausführte. Die Terraſſe war ſo tief, einem halbbedeckten Zimmer gleich, daß Selma hier ihr Naturleben führen konnte, ohne daß ein Wanderer im angrenzenden Grunewald ſie entdeckte; er hätte ſchon im Gipfel einer Tanne kauern müſſen. Zuweilen

lag ſie, von ihrer Terraſſenhängematte gewiegt, nackt in der Sonne da; oder ſie nahm ſonſt ein Luftbad und turnte dazu. Sie hatte auch ſchon Nächte da draußen geſchlafen. . . . Jetzt ſaß ſie in einem Lehnſtuhl, las, und warf dann und wann einen naturfrohen Blick in den leiſe wogenden Wald hinaus. Sowie ſie aber Mary kommen hörte und die liebe, warme Stimme dazu, ſprang ſie auf und lief ihr entgegen, ſchloß ſie in die Arme.

„Was bringt mein sweet-heart?“ ſagte ſie, nachdem ſie Mary in einen andern Lehnſeſſel niedergedrückt hatte. „Du haſt ſo was in den Augen, das will offenbar heraus. Haſt du wieder eine deiner berühmten Ahnungen gehabt, iſt ſie eingetroffen? Oder iſt dir ſonſt was Gutes geſchehn?“

Marys Buſen ging hoch, ſie atmete ſo tief. „Ach, du lachſt immer wegen meine Ahnungen; ich h a b' ſie aber doch. Auch wenn Briefe kommen, hab' ich gewöhnlich gewußt, daß ſie kommen würden. Aber, o Gott, was ich heut getan habe, das hab' ich nicht geahnt! das war nicht zu ahnen!“

„Jetzt wird's ja wohl auf einmal was S ch r e ck l i ch e s. Es iſt n i ch t was Gutes?“

Marys Augen lachten und umwölkten ſich wieder: „Ja, wohl auch was Gutes; vielleicht. Du wirſt aber denken: himmliſcher Vater, nein, wie war das möglich! — Du haſt mich aber neulich erzählt, wie es dich mit deine Schweſter ergangen iſt; nun muß ich auch m e i n e Geſchichte an dich beichten; hab' auch gleich gedacht: Selma! — Sieh jetzt lieber in den Grune-

wald. Ja, es ist was Schreckliches. Das hab' ich getan!"

„Was denn?"

„Ich hab' eine Dame durchgeprügelt."

„Eine Dame? Du?"

„Ja, mit dieſe Peitſche. Ich hatte ſie für die Hunde mitgenommen — die ſind nun zu Hauſe — und für eine verheiratete Dame hab' ich ſie gebraucht!"

Mary holte wieder eine Menge Atem; dann erzählte ſie alles, von Anfang an, mit ihrer gewiſſenhaften Redlichkeit. Sie verbeſſerte ſich dann und wann, ſich richtiger erinnernd. Zuweilen ſeufzte ſie einmal auf, im voraus. Endlich war auch das letzte geſagt. „So, nun kennſt du mich ganz! — Du ſollteſt nur auch ſehen können mein Scham und Verachtung und alles was ich fühle, daß ich — — daß ich nicht Karo geſchlagen habe, ſondern dieſe Frau!"

„Sondern dieſe Frau!" rief Selma, ſtand auf und tanzte auf der Terraſſe umher. Sie ſtieß Jauchzer aus und ſprang dazu. Dann lief ſie zu Mary und küßte ſie; zog ſie in die Höhe und ſchwenkte ſie herum.

„Selma! Du biſt toll geworden!"

„Ach was. Ich bin entzückt! Ich beneide dich! So was hab' ich noch nie getan. Ich will nur immer was und die andern tun es! — O du — wie wenn der liebe Gott dir Botſchaft geſchickt hätte: gehe hin, meine Tochter, und nimm eine Hundepeitſche und prügle dieſe für meinen Zorn reife, fürchterliche Frau! — Ich hab' dich immer geliebt, Mary, aber ſo noch nie. Mary Evans hoch!"

Sie drückte ſie an ihre Bruſt.

Mary lächelte, aber noch immer konnte ſie's nicht faſſen. „Du haſt mich noch gern! — Du könnteſt mich dir als Hexe oder irgendwas Entſetzliches vorſtellen, nicht wahr, und du biſt mir noch gut!"

„Guten Morgen, meine Damen!" ſagte eine gemütliche Stimme; Lorenz trat vom Zimmer her in die Terraſſentür. „Bitte um Entſchuldigung: ich hab' draußen ſo lange geklopft" — er lächelte — „bis mir niemand öffnete; da bin ich denn ungebeten eingetreten. Schönſten guten Morgen!"

„Desgleichen!" antwortete Selma und gab ihm die Hand. Mary begrüßte ihn freundlich, aber noch etwas in ihre Gefühle vertieft. „Stör' ich?" fragte Lorenz.

Selma ſchüttelte den Kopf. Sie ſah, daß Lorenz ſich die innere Hand mit den Fingerſpitzen rieb; er zwinkerte auch mit den Augen, er wiegte ſich. „Aha!" ſagte ſie. „Ihnen iſt recht was Gutes geſchehn, Sie freuen ſich. Darf man fragen, was?"

Die Frage war überflüſſig, das wußte ſie: Lorenz brauchte Mitfreuer und etwas Gutes verſchwieg er nicht. „Ach, es iſt nichts Beſonderes," begann er auch ſogleich; „nur 'ne angenehme neue Bekanntſchaft —"

„Sie ſind aber doch herausgefahren, um es zu erzählen. Und was S i e ſo mitbringen, das iſt gewöhnlich etwas Sonnenſchein, das haben wir gern!"

Lorenz' vergnügte Augen ſtrahlten: „Bring' ich manchmal Sonnenſchein? Das möcht' ich wohl. Ich ſuch' ihn ja auch, wo ich kann; denn das iſt ja wahr,

Wolken und Nebel und Ungemütliches braucht man nicht zu ſuchen! — Vorgeſtern geh' ich alſo im Tiergarten, mit meinem Freund Doktor Hofer, dem Philoſophen, Reformer, Redner, Sie haben wohl von ihm gehört; und da, wo jetzt die Nachbildung der ſchönen Tuaillonſchen Amazone ſteht, laſſen wir uns nieder. Es ſpazieren da ein paar junge Damen herum, einfach hübſch gekleidet, allerliebſte Geſchöpfe, angenehm anzuſehn; und es fällt uns auf, wie lieb ſie miteinander ſind — ſo recht aneinander vergnügt — zärtlich nicht, das gar nicht — aber rührend heiter, und alles ſpringt von einer zur andern hinüber; ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehn. Sie verſtehn mich? Danke! — Schau, ſchau! denk' ich mir. Das iſt wohl mal wieder was für mich —"

Mary lächelte: „Für den Menſchenfiſcher —"

„Dieſer Weiland nennt mich ſo. Übrigens, ſagen Sie ſelbſt, was kann man eigentlich beſſeres tun? — Alſo dieſe Damen. Sie ſetzen ſich endlich zu uns auf die Bank, da die eine etwas müde wird; der andern fällt ihr kleines Taſchentuch auf die Erde, Hofer hebt ihr das Endchen auf; wir kommen ins Geſpräch. Man ſieht, daß es feine Damen ſind; ſie wiſſen allerlei, ſie ſprechen hübſch; ſie ſind ganz natürlich; und von Zeit zu Zeit ſieht eine der andern in die Augen, ſo ſeelenvergnügt, ſo — na, wie ſag' ich — ſo einverſtanden und ſo einig; es war allerliebſt! Sie hören, daß mein Kamerad der Hofer iſt, der ‚berühmte' Hofer; ſie haben einmal einen ſeiner populären Vorträge gehört, aber in dem Rieſenſaal ganz am Ende geſeſſen, ihn

ſchlecht geſehn; jetzt gezweifelt: iſt er's? Da ſie nun hören, daß er's iſt, ſchauen ſie ſich mit einer ſtillen Wonne an — zum Lachen rührend! — drücken ſich die Hände, flüſtern ſich ein paar Worte zu; die verſtand ich nicht. Kurz — — ich langweile Sie —"

„Nein, nein!" ſagte Selma. Mary ſchüttelte den Kopf.

„Kurz, ſie erzählen uns endlich: die eine war verheiratet, iſt geſchieden, hat die andre kennengelernt, hier in Berlin. Sie ſind wie im Sturm Freundinnen geworden, haben ſich zuſammengetan, in einer Wohnung; ſie ernähren ſich ſelbſt, die eine malt, die andre ſchreibt für Frauenzeitungen, aber auch für andre, über allerlei. Und nun kommt die Hauptſache;" — Lorenz ſah bald Selma, bald Mary an, ſein ganzes gutes Geſicht lächelte ſpitzbübiſch, doch wie Sonnenſchein. „Nun kommt das, warum ich mit dieſer Geſchichte zu Selmachen ging und warum ich ſie Ihnen beiden erzähle! Dieſe jungen Damen — wohl wenig älter als Sie — ſo zu zweien zu leben, als ‚Verbündete', wie ſie ſagen, in der ‚Freiheit', ohne Männer, das beglückt ſie völlig. Wir brauchen keine Männer! ſagten ſie. Ohne Männer lebt ſich's herrlich! ſagten ſie und lachten. Und als ich Selmas Wort von meinem Geburtstag zitierte: Selbſt iſt das Weib! da hätten ſie beinah Hurra geſchrien. ‚Ach wenn es nur immer ſo bliebe!' fing zuletzt die Geſchiedene zu ſingen an, mit einer lieben, natürlich gedämpften, gottvergnügten Stimme; und die andre drückte ihr die Hand und ſang leiſe mit."

„Und keine Mannweiber?“ fragte Selma.

„Ach du lieber Gott! Wie von Eva allein gemacht! Junge Roſen, eine weiß, eine rot. Jetzt werden Sie lachen: wo haben Hofer und ich geſtern zu Mittag gegeſſen? Bei den beiden Verbündeten! Das iſt der Segen, wenn man älter wird, wenn die grauen Haare kommen. Hofer mit ſeinen fünfundfünfzig Jahren, ich mit meinen neunundvierzig, wir flößten ihnen Vertrauen ein; und Hofer, der Reformbündler, kam ihnen ohnehin wie ein Prieſter vor. Ja, bei ihnen zu Mittag gegeſſen! Es war wunderhübſch! Ein kleines, ſüßes Speiſezimmer, beinah wie ein Schmuckkäſtchen; niemand als wir vier. Aber Tiſchkarten, für jeden eine; auf jede hatte die Malerin etwas anzüglich Drolliges gezeichnet und die Schriftſtellerin ein paar luſtige Verſe geſchrieben. Die Schriftſtellerin, Fräulein Renate von Roßberg, hantierte zuweilen unter dem Tiſch; was war's? Eine Spieldoſe, die rührend ſanftmütig die herzigſten Melodien ſpielte. Es war, als wäre die auch ein Frauenzimmer, aber unſichtbar und nur zu hören. Und als gäbe es überhaupt nur Frauenzimmer, und das wär' auch genug!“

„Aber es waren doch zwei Männer da,“ ſagte Selma lächelnd.

„Ja, aber man kam ſich zuletzt vor, als wär' man gar nicht! — Es hatte ſo was Märchenhaftes, das Ganze. — Mir tat am Ende nur e i n e s leid —“

Lorenz hielt inne, die beiden Damen mit ſchelmiſcher Traurigkeit anguckend.

„Was denn?“ fragte Mary.

„Daß die Verbündeten das alles ohne meine Hilfe gemacht haben. Als die Mehlspeise kam, mocht' ich nicht mehr essen; ich kam mir so erbärmlich überflüssig vor!"

Die Mädchen lachten. — Plötzlich fühlte sich Selma am Arm gezupft. „Was ist?" fragte sie.

„Ach, Selma!" flüsterte Mary, in der wieder ein Insektenschwarm von beschwerenden Gefühlen summte. „Nun ist alles aus. Ich kann nie wieder zu Jungbluts gehn!"

„Quält dich das, my dear?" flüsterte Selma zurück. „Sie hat vor ihm auf den Knien gelegen. Sie ladet dich noch wieder zum five o'clock, gib nur acht!"

„Na, und was ich ja noch sagen wollte," rief Lorenz, der sich mittlerweile am Kopf gekraut hatte; „das war ja mein diplomatischer Gedanke, als ich herfuhr: die vier jungen Damen müssen sich kennen lernen! und ich muß das machen!"

* * *

Weiland hatte, wie vorhin Lorenz, draußen an Selmas Zimmertür geklopft; da ihn niemand hörte und niemand antwortete, trat er endlich ein. Er erschien in der Terrassentür, den Hut in der Hand; das Gesicht etwas gerötet, die dichten Brauen hinuntergezogen, um den Mund ein Zucken, das aber nicht Natur war: es gehörte zu der übernommenen Rolle, die er spielen wollte. Ihm war absonderlich zu Mut wie noch nie; prachtvoll aufgeregt: eine Aufgabe nach seinem Sinn — und zugleich einen Berg in der Brust,

ein hölliſches Gefühl. Um gegen dieſes herzbange Gefühl zu kämpfen, hatte er ſich Mut angetrunken; nicht zu viel, beileibe nicht: die Zunge gehorchte ihm, wie er wollte, in ſeinem Kopf war klarer Tag; es war nur ein herrlich frecher Mut, als könnte er übers Waſſer gehn. Er verneigte ſich gegen Selma und Mary, nickte dem Lorenz zu; in allem eine geſpielte ſeeliſche Bewegung, die ſich noch zurückhielt — männlich, tapfer — die aber leiſe auf die Sinne ging. „Darf ich eintreten?“ ſagte er; ſeine grauen Augen trübten ſich ein wenig. „Auch Fräulein Mary hier; ich begrüße Sie; ich hatte Sie vorhin ins Haus treten ſehn. Dann fehlte mir eine Weile der Mut, Ihnen zu folgen; denn was ich zu berichten habe — — Wenn die hochverehrten Damen ſich eben in heiteren Geſprächen ergingen — mit dem guten Lorenz — dann bin ich ein unwillkommener Mann!“

Selma ſtand auf: „Um Gottes willen! Was bringen Sie denn?“ Sie ſuchte auf ſeinem Geſicht zu leſen; es war bleich geworden und ward immer tiefer und tiefer ernſt. Nur eine Art von Lächeln erſchien noch, darin lag aber eine Welt von Traurigkeit. „Warum wird Ihnen das Atmen ſo ſchwer? Was gibt's?“

Weiland zuckte mit den Achſeln: „Man iſt ja doch ein Menſch, Fräulein Selma. Und ſolche Botſchaften bringt man doch nicht gern!“ Er legte ſeinen Hut wie verloren auf einen Stuhl, da er ihn in ſeinen Bewegungen beengte; „ein ſolches Talent!“ ſtieß er dann heraus. „So viele Talente; ungewöhnlich viele. Ein ſo liebenswerter, echter Menſch!“

„Ja, von wem ſprichſt du denn?“ fragte Lorenz ungeduldig; „und was iſt ihm geſchehn?“

„Die ſchönen braunen Augen, Lorenz; aber etwas kurzſichtig; ſein Unglück. Das hätt' ihn ſchon einmal beinah umgebracht: das Auto; du erinnerſt dich. Damals ging's noch gut. Aber diesmal —“

„Sprichſt du von Edmund Pinelli, Menſch?“

Weiland nickte: „Ja freilich; unſer Edmund. Geſtern abend ſpät, am Kanal! Iſt offenbar in der Dunkelheit zu nah gegangen, wo kein Eiſen iſt; hat vielleicht irgendwas beſſer ſehen wollen; — hinein! Muß nun auch nicht ſchwimmen können; jeder Junge, jedes Kind ſollte ſchwimmen lernen —“

Mary zitterte, Selma auch; Selma fiel ihm ins Wort. „Sagen Sie endlich! Was iſt?“

Weiland zuckte die Achſeln: „Ich weiß nur, was die andern berichtet haben, liebes Fräulein Selma; ein paar Schiffer, ein Schutzmann. . . . Sie ſagen, er hat um Hilfe gerufen; die Schiffer, in einem Kahn, ihm nach; er verſinkt. Es iſt Nacht. Nichts zu ſehn! — Als ſie ihn endlich im Morgengrauen finden —“

Weilands Augen lagen auf den Geſichtern der Mädchen, während er ſprach; er ſah, wie ſie ſich verfärbten, wie ihre erblaſſenden Augen an ihm hingen; es war, wie wenn ſie nur verſchiedene Geſichter hätten, aber dasſelbe Gefühl. Na, wie iſt euch nun? fuhr ihm durch den heißen, etwas weinſchweren Kopf. Weiche Mädchenherzen. . . . Nun ja. . . . Natürlich; wen ergreift das nicht? — Aber im Tiefſten, im Innerſten —?

Auf einmal hörte er Marys Stimme, und als

ſchlüge ihm plötzlich das Gewiſſen, fing er an zu zittern. „Tot!“ ſagte ſie. „Er iſt tot! — So reden Sie doch!“

Weiland nickte nur; er mochte nicht mehr reden. Er blickte Mary an, mit Scheu: was wird ſie nun tun? — Sie legte ſich eine Hand aufs Herz; „allmächtiger Gott!“ kam über ihre blaſſen Lippen. „Kann das möglich ſein? So geſtorben! — So ein Menſch! — Sagen Sie's noch einmal, man glaubt es nicht. Ohne Rettung! Tot!“

Weiland nickte wieder; es war wunderlich, wie ihm die Zunge verſagte; klebte ſie am Gaumen feſt? Wie rührend ſah dieſe Mary aus; die großen, ſchönen, himmelblauen Sterne füllten ſich mit Tränen. Die Wangen wurden naß, die Lippen, das Kinn. „O Gott!“ jammerte ſie mit ſchwacher, weicher Stimme, „was für ein Tod! — So jung, ſo jung! — Es iſt nicht zu faſſen!“

„Edmund! Unſer Edmund!“ ſtöhnte Lorenz' Baß.

Selma ſtarrte Lorenz an, da ſie ſeine Stimme hörte; als erwachte ſie. Ihre Augen wurden übergroß, rings von Weiß umfloſſen; die Lippen öffneten ſich ein wenig, es zuckte um die Wangen, ſie bemühte ſich offenbar, zu faſſen, was ſie immer noch nicht verſtand. Ihr Anblick verſteinerte auch die andern, alle blickten nur noch auf ſie. Eine tiefe Stille. Endlich entlud ſich ein entſetzlicher Schrei; er brach aus Selmas Bruſt hervor. Noch ein zweiter folgte. Sie warf ſich aufs Sofa hin, neben dem ſie ſtand.

„Selma!“ rief nun Mary. Sie warf ſich neben Selma auf die Kniee nieder, griff nach ihren Händen,

rief sie mit zärtlichen Jammerworten an; ihr eigener Kummer schien im Mitleid zu vergehen. Lorenz stand schon als Helfer da, suchte die zusammengebrochene Selma aufzurichten; sie sank ihm aber wieder aus den Armen, in eine Ohnmacht hinein, wie es schien. Er eilte ins Zimmer, holte Wasser, labte sie damit — sie nahm es endlich — redete ihr zu. Unterdessen schüttelte sich, wie in innerem Schluchzen, die ganze schlanke Gestalt. Sie schüttelte sich so, daß der vom Mitgefühl halbbetäubte Lorenz dachte: Wär' sie lieber ohnmächtig, da wär' ihr besser!

„Geht, geht, geht!" sagte sie nach stummen Minuten, ihren Rücken zusammenziehend, abgewandt wie bisher. „Laßt mich allein, ich bitt' euch. Ich kann jetzt keinen Menschen sehn! — Der, der Eine, tot!"

Sie ächzte.

Weiland wagte nicht mehr hinzusehn. Ihm war grauenhaft schlecht zu Mut; und als wär' er aus einem Rausch erwacht. Pfui Teufel, dachte er, was hab' ich da gemacht! — Die liebt ihn. — Die andre nicht. — Wär' ich nur erst hinaus!

Er schlich aus der Tür.

* * *

Am Abend dieses Tages saß Frau Behrend in Selmas Zimmer, von banger Sorge matt, in sich zusammengesunken; ihre Augen gingen aber nicht von Selma weg, die auf ihrem Diwan lag. Seit dem Morgenkaffee hatte Selma nichts gegessen, auch nicht das Zimmer verlassen, in das sie nach Lorenz' und

Marys Verſchwinden gewankt war; ſie lag faſt ohne Bewegung, aber meiſt mit offenen Augen da. Die Mutter wußte durch Mary, was geſchehen war; ſie ſchüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf: ihre Tochter ſo erſchüttert? Sie begriff es nicht. Ihr war nie der Gedanke gekommen, daß dieſe Selma für einen Mann ſo viel fühlen könne; und nun gar für Edmund Pinelli....

„Du willſt noch immer nichts eſſen? nein?“ wagte ſie wieder einmal zu fragen.

Selma rührte eine Hand und ſchüttelte den Kopf.

„Aber wenn du wenigſtens ein Bad nähmſt, Kind. Das tut oft ſo gut.“

„Mir tut Ruhe gut. Bitte, laß mich in Ruh'!“

Frau Behrend ſeufzte, aber faſt unhörbar leiſe. Der Kopf ſank ihr gegen die Bruſt. Sie hatte auch gegen die Tochter, die ſo viel tatfriſcher und lebenskräftiger war als ſie, eine ſelbſtverleugnende Fügſamkeit erworben, die der gegen ihren verſtorbenen Gatten nicht glich, aber ähnelte. Nur ihren Platz neben dem Diwan wollte ſie nicht aufgeben, ſolange das Kind nicht ausdrücklich ſagte: bitte, laß mich allein!

Ja, wie iſt das über mich gekommen? dachte Selma wieder; Gott weiß, zum wievieltenmal. Ich bildete mir ein, ich bin frei! — Ja, ich kämpfte wohl. Aber mit Übermut, wie ich damals zu Mary ſagte; o, mit einem Selbſtvertrauen. . . . Und wenn ſie und ich uns verbünden, zuſammenhalten, dacht' ich, dann kann uns gewiß nichts geſchehn! Ich fühlte mich ſo groß: das iſt der große Kampf zwiſchen Mann und Weib, den führen wir gleichſam für unſer

ganzes Geſchlecht. Und wer ſo kämpft, der ſiegt! — Gott im Himmel, ich verſteh' ja wohl nichts davon. Wenn ich in Romanen las: ſie wehrt ſich, ſie kämpft, und ſie merkt nicht, daß ſie unrettbar erlegen iſt — die Liebe hat geſiegt — wie lächerlich war mir das. „Die Liebe hat geſiegt"; wer iſt denn die Liebe? Daß ſie über einen lebendigen, tapferen, willensſtarken Menſchen ſiegen kann, ſie, ein Begriff? — Die vierundzwanzigjährige Selma hatte nie geliebt; auch nicht getändelt, geflirtet; ihr jungfräulicher Stolz war ſo früh erwacht. An den eingebildeten, begehrlichen Männern, an den Jünglingen, ſchon an den Knaben mißfiel ihr ſo viel. Nur als kleines Mädel hatte ſie einmal, durch das Beiſpiel oder das Zureden von ebenſo kleinen „Krabben" angeſtiftet, den Verſuch gemacht, ſich mit einem Knäblein aus ihrer Bekanntſchaft zu „verloben"; es glückte ihr aber nicht, ſie kam eines Tages zu ihrer Mutter: „Leo iſt zu dumm zum Verloben!" und die Sache war aus. Und ſie ging dann all die Jahre wie unberührbar dahin. . . .

Die Augen gegen die Decke gerichtet, die Hände zuſammengekrümmt, zerdachte ſie ſich: mißfiel mir denn nicht ſo viel an ihm? Seine berühmte ſchöne Stimme klang mir oft zu ſelbſtbewußt; ſein Adoniskopf, wie Fritze Jungblut ihn nannte, war mir nicht männlich kräftig genug; ſein Geiſt, ſein „Eſprit" witzelte oder rednerte mir zu gern. Und ſein „Erobern", das war mir ſchrecklich! — Ach, du dummes Kind. Das malteſt du dir alles ſo groß an die Wand, weil du mit ihm kämpfteſt. Haſt dich ja doch an ſeiner

Stimme berauſcht — und in ſeiner Schönheit gefangen — und wenn er beredt und geiſtreich ſprach, wie hörteſt du ihn gern. Ja, nun weißt du alles. Nun prahlſt du nicht mehr vor dir und vor Mary: die andern mögen hineinfliegen wie die Motten, ich nicht! — — Gott, o Gott, und nun iſt er tot. Und alles Gute an ihm — ach, er war ſo gut — und alles, was ihn ſo liebenswert machte — — Hier lieg' ich nun und er iſt tot. . . .

Es iſt nicht zu faſſen! dachte ſie wieder; es iſt nicht zu faſſen! — Heiße Tränen rannen ihr langſam über das Geſicht.

Es klopfte an die Tür, zweimal, aber leiſe. Frau Behrend ging hin und öffnete; Lorenz' große, breite Geſtalt ſtand vor ihr. „Bitte tauſendmal um Entſchuldigung," ſagte er halblaut, „daß ich ſo ſpät noch ſtöre; ich hab' — ich hab' einen guten Grund! Es iſt nämlich ſehr unwahrſcheinlich, daß Pinelli tot iſt —"

Selma fuhr auf, ſie hatte gehört. Den Arm aufgeſtützt, ſtarrte ſie hinaus. Nach einem ſcheuen Zögern rief ſie: „Kommen Sie herein!"

Lorenz trat ins Zimmer. „Wie können Sie das ſagen, daß —?" fragte ſie mit zitternder Stimme. „Da doch Weiland uns —"

„Ja, das ſoll verſtehn, wer's kann," fiel ihr Lorenz ins Wort. „Ich war den ganzen Nachmittag überall herum; keiner weiß etwas! Die Polizei hat nichts gehört; den — Toten hat kein Menſch geſehn. Wie iſt denn das möglich? Man hat ihn freilich auch nicht lebendig geſehn; in ſeiner Wohnung weiß man nichts; ſeit geſtern abend iſt er nicht nach Haus ge-

kommen. Aber jemand dort im Haus — ein kleiner Beamter, glaub' ich; ich hab' ihn geſprochen — der hat uns verſichert, er hätte den Doktor Edmund Pinelli heut vormittag in Potsdam geſehn!"

Selma ſtand auf; ſie ſtarrte in die Luft. Sie ging zur Terraſſe hin. „Die Polizei weiß nichts? gar nichts?" fragte die Kommerzienrätin.

Lorenz ſchüttelte den Kopf. „Nicht das mindeſte."

„Aber mein Gott — wie kann er denn dann ertrunken ſein? und gefunden und —? Und alles, was Ihnen Weiland erzählt hat —"

„Das ſieht nun wie ein Märchen aus! — Weiter weiß ich nichts!"

Bei dem Worte „Märchen" fuhr Selma zuſammen; es zitterte in ihren Armen nach. Sie ſchaute Lorenz ins Geſicht, ſie wollte etwas ſagen; es ging ihr aber nicht über die Lippen weg. Eine unaufhaltſame Unruhe packte ſie; ihre Augen irrten umher, als ſuchten ſie etwas. Sie ging zu der geſchloſſenen Terraſſentür und öffnete ſie; blickte hinaus, in den Abend, in die Waldesnacht; machte dann die Tür wieder zu. Lorenz und die Mutter ſahen einander ſorgend, traurig an. Mit einem langen, leiſe ſeufzenden Atemzug ging das Mädchen zur andern Tür, die nach außen führte. Sie öffnete auch dieſe und ſah hinaus.

„Er lebt!" ſchrie ſie auf.

Die andern ſchauten erſchrocken hin. Da ſtand Edmund, wirklich; er hatte eben klopfen wollen. Er hatte den Hut in der Hand; er war todesbleich.

Selma trat, die Augen auf ihn geheftet, zurück.

Erſt nach einer Weile entkräftete ſie der Schreck; ſie ſank auf den nächſten Stuhl und ſtützte ſich rechts und links auf die ſich feſthaltenden Hände. Edmund trat in die Tür. Selmas Anblick machte ihn ſtumm. Durch ein paar Gebärden bat er die Mutter und Lorenz: laßt mich mit ihr allein!

Frau Behrend, bis zur Hilfloſigkeit verwirrt, ſah die Tochter fragend an. Da Selma ſich nicht rührte — weder ja noch nein — ging ſie ſtumm hinaus. Lorenz folgte ihr. Edmund ſchloß die Tür; darauf ſank er vor Selma aufs Knie. „Ja, ich lebe noch!“ ſagte ſeine weiche, zerknirſchte Stimme. „Können Sie mir das verzeihn? Ja, ich lebe noch; aber nur wenn Sie mir verzeihn. Mein Herz ſchlug für Sie — bei Gott — es iſt ſo nach und nach über mich gekommen — und ich wußte nicht, was das Ihre tut? Und in der wütenden Sehnſucht, Ihnen endlich, endlich einmal ins Herz zu ſehn, hab' ich etwas — Freches gewagt — das wohl ſtrafbar iſt, das nicht leicht zu vergeben iſt. Aber es hat ſich himmliſch belohnt: ich weiß nun — durch Weiland — der das aus Freundſchaft für mich getan hat — wie Sie für mich fühlen. Selma! Vergebung! ihm und mir! Wozu leb' ich denn noch? Für Sie, und mit Ihnen; das iſt meine Hoffnung. Ja, ſehen Sie mich nicht ſo verächtlich ungläubig an. Seit heute mittag — als Weiland kam — ſeitdem iſt alles andre ſo ganz von mir abgefallen; bin mir klar geworden; die große Wandlung, Selma. Einmal mußt' es kommen! Durch dieſes Gottesurteil, ſo möcht' ich's nennen, iſt dieſe Wandlung über mich

gekommen. Endlich Seelenfrieden finden in einer großen, wahren, reinen Liebe; in dem Bund fürs Leben, mit Ihnen!"

Selma hatte zugehört, bald auf ihn niederschauend, bald an ihm vorbei in die Luft; in ihren Zügen regte sich nichts, sie blieben steinern und still. Sie antwortete auch jetzt noch nicht. „Selma!" sagte er, in seiner Verwöhntheit und in seiner rasenden Hoffnung verwundert, daß sie schwieg; „Selma! Ein Wort!" Und da sie nun endlich etwas durchbebte, gab ihm das einen neuen Mut; er hob die flehenden Hände und streckte sie vor, um ihre Kniee zu umfassen. Aber eh' er sie berühren konnte, stieß sie ihn zurück; so plötzlich, daß er fast zu Boden fiel.

„Nie, nie, nie!" stieß sie heraus. „So wirbt man nicht um mich. So bin ich nicht zu gewinnen; haben Sie das wirklich gedacht? Oder was haben Sie gedacht — vor der ‚großen Wandlung'? — Stehn Sie auf. Gehn Sie fort. Mich durch Lug und Trug beinah töten und dann zu mir kommen. . . . Und wenn Sie nun Mary beinah getötet hätten, kamen Sie dann zu ihr?"

„Selma!" rief er aus, mit dem Ton der Wahrheit. „Ich schwöre Ihnen, mein Herz hing an Ihnen; es war nur noch wirr — verdorben — ich geb' es zu. Verdorben bis zur Unklarheit. Diese Prüfungsstunde heut — um die Sie mich hassen — die hat mich mir klar gemacht. Ich konnte nur zu Ihnen kommen. Hassen Sie mich nicht! Ein so großes Herz vergibt. Vergeben und lieben! Selma!"

Sie ſchüttelte den Kopf. „Sie kennen mich noch nicht. Mein Herz iſt nicht ſo groß — aber leicht zu töten.“ Sie legte ſich die linke Hand auf die linke Bruſt: „Sehn Sie, hier iſt alles tot. Wenn ich mehr für Sie gefühlt hab', als gut war — als Sie würdig waren — ſo iſt das nun aus. Verbrannt! Der Stuhl da iſt mir nicht gleichgültiger oder fremder als Sie. Stehn Sie auf und gehn Sie!“

„Ja, ich ſtehe auf,“ antwortete Edmund, „da Sie es befehlen. Gehn kann ich noch nicht. Ich kann noch nicht glauben, daß eine Stunde ſo viel töten kann; daß eine Verwegenheit, eine Untat meinetwegen, die aus der Verzweiflung eines noch unklaren, wirren Herzens kam —“

Sie unterbrach ihn durch eine hinausweiſende Gebärde: „Bitte, laſſen Sie; Sie plädieren hier ja nicht vor Gericht. — Zweimal lieben, das kann ich nicht. Und Sie — warum ſoll denn nun ich es ſein? Sie haben ja Mittel genug, andre zu gewinnen!“

„Nein, bei Gott! Ich ſchwöre Ihnen —“

„O, o! Schwören Sie nicht!“

„Ich will nie mehr, nie irgendwen gewinnen, nur Sie. Meine Vergangenheit iſt zu Ende, Selma! Ich gelob' es Ihnen. Ich bin ein anderer Menſch! Ich will ſühnen, büßen; hören Sie doch das noch an. Ja, ja, ich will Ihrer würdig werden, durch Reue, Buße, Abwendung vom ganzen weiblichen Geſchlecht — das mir nichts mehr iſt. Nur Sie! — Sehn Sie mich doch noch einmal an. Mit ſolchen Augen wie Ihre kann man doch in Herzen ſehn. Schauen Sie mir

doch durch die Augen ins Herz. Sehen Sie da nicht, daß ich nun ganz zu Ihnen gehöre, daß ich büßen will, daß ich Wahrheit ſpreche?"

„Ich ſehe nur, daß Sie mich durch Ihre Blicke bezaubern, hypnotiſieren, betören wollen. Laſſen Sie das; das iſt vorbei. Sie haben mich gefeit. — Ich hab nur noch einen Wunſch: daß Sie gehn!"

„Sie können nicht vergeben?"

„Nein."

Er biß ſich die Unterlippe wund, daß ſie blutete. Dann raffte er ſich auf. „Jetzt nicht," ſagte er mit einem etwas ſinnloſen Lächeln; „alſo ſpäter, hoff' ich. Nach der Sühnung!"

Er ging raſch hinaus. Sie ſah ihm nach. Sie legte ſich wieder die Hand auf die Bruſt.

Drittes Buch

Bei Lorenz wurde wieder einmal „gefeiert", diesmal aber etwas Idealeres als sein Geburtstag: seine neue Freundschaft mit den beiden jungen „Huldinnen" aus dem Tiergarten und ihr Seelenbund. Für ihn war selbstverständlich, daß seine alten Freunde mit dabei sein mußten; er hatte nicht geruht, bis sie sich auch „gefunden" hatten, die alten und die neuen, und an einem der mittleren Junitage sah er sie in seiner Wohnung am Humboldthafen beisammen. Ihm schmunzelte das ganze Gesicht, seine Augen strahlten. Die junge Witwe, wie er sie nannte, die Geschiedene, Josephine von Bechmann, saß neben Mary Evans, das Fräulein Renate von Roßberg neben Selma Behrend, die er zu seiner stillen Wonne wieder lachen hörte, scheinbar hell und jung wie je. Adam Jungblut plätscherte wieder in kleinen polemischen Späßen gegen den Hausherrn; Frau Jungblut aß, trank und naschte, als wäre ihr nie ein Leid geschehn; Riekchen Lorenz, die Wirtin, warf, da alles gut ging, zufriedene Blicke über den blumengeschmückten Tisch. Es war ein „Nachmittagsvergnügen", mit Kaffee, Tee, Likören,

Kuchen, Früchten und Wein. Ein Platz war noch leer: Hofer fehlte noch, der Reformer, der Philoſoph, der damals bei der Amazone im Tiergarten die junge Freundſchaft mitbegründet hatte. „Der wird die Feſtrede halten!“ rief Lorenz vergnügt; „der kann's beſſer als ich! Kinder, Selma, Mary, da werdet ihr einen kennen lernen — einen deutſchen Demoſthenes. Ich bin allerdings nie dabei geweſen, wenn der alte Demoſthenes den Athenern was vormachte; aber das beſchwör' ich, ein beſſerer Menſch als mein Hofer war er ganz gewiß nicht; und mehr zum Herzen geſprochen — nein. Das konnt' er nicht. Beſſer Griechiſch konnt' er. Hofer wird vor halb ſechs nicht kommen; aber kommen tut er!“

Jungblut ſah tiefſinnig auf den leeren Platz. „Ich dachte, da ſollte ein andrer ſitzen.“

„Ja, wer denn, Jungblut?“

„Nu, unſer Weiland; der verkannte Sänger.“

Es ward auf einmal ſtill um den Tiſch.

„Weiland?“ ſagte Fräulein Riekchen endlich. „Der iſt ja verſchollen.“

„Wieſo denn verſchollen?“ fragte Jungblut.

Mary hob die großen blauen Augen vom Tiſch: „Ich hab' in eine Zeitung geleſen — in Holland ſoll er ſein. Mit eine deutſche Geſellſchaft ſoll er da Theater ſpielen.“

„Ja, das hab' ich auch geleſen,“ rief Lorenz. „Aber ob's wahr iſt. Geſtern hört' ich: nein!“

Fritze Jungblut ließ eine Orange ſinken, die ſie eben aufſchnitt; „und wer weiß etwas von Edmund,

von Pinelli?" ſagte ſie langſam, an Selmas Geſicht vorbei. „Man hört gar nichts mehr!"

Es wollte wieder eine große Stille werden; Lorenz nahm geſchwind das Wort. „Meine Freunde, laſſen wir getroſt jeden, wo er iſt! Edmund hat jedenfalls für gut befunden, die große Reſidenze auf einige Zeit zu verlaſſen; das Recht hat man ja. Frau Joſephine, Fräulein Renate, ich trinke Ihnen zu. Leichter Caſeler. Aber ſtarke Freundſchaft. Die Braune und die Blonde hoch!"

Frau Joſephine von Bechmann war die Blonde, Renate von Roßberg hatte ſinnige braune Augen und braunes Haar. Beide waren fein und zierlich gebaut, Renate aber kräftiger. Beider Wangen blühten wie Roſen, die Freude und der um dieſe Stunde ungewohnte Wein hatten ſie durchglüht. Sie ſaßen rechts und links vom Hausherrn; ſie tranken ihm erwidernd zu.

Lorenz' gute, ſchöne Augen lachten vor Vergnügen; „ſitz' ich hier zwiſchen Roſen oder nicht?" rief er über den Tiſch. „Oder wie die Perle im —"

Die Tür ihm gegenüber ging auf. Er hob ſein Glas in die Höhe: „Ah, da kommt der Hofer!"

Eine große, kraftvolle Geſtalt trat ein; auf dem etwas gedrungenen Hals ein edler Kopf, ſchwarze Augen, ſchöner, ein wenig gekrauſter Bart, der eben ergraute; aber Gang, Haltung, alles war noch jugendfriſch. Mary ſah ihn zum erſtenmal, ſie ſchaute ihn verwundert an: auf den erſten Blick war er einer der ungewöhnlichen Menſchen; ſo von der Natur dazu geſtempelt hatte ſie noch wenige geſehn. Es überraſchte

ſie noch mehr, als er nun vor ihr ſtand, ihr vorgeſtellt ward und ſprach; was für eine klangvolle, warme Stimme! So hatte ſie noch keine berührt; auch Edmunds ſchöner Bariton nicht. Auf ihr muſikaliſches Ohr wirkte nichts ſo ſtark wie eine edle Menſchenſtimme.... Es tat ihr träumeriſch wohl, ihm zuzuhören, während er einen nach dem andern begrüßte, ein paar Worte redete. Was er ſprach, vernahm ſie kaum; ſie horchte auf den Klang. Endlich ſaß er auf dem leeren Stuhl, Lorenz gegenüber; er lehnte Kuchen und Früchte ab, bat nur um ein Glas Wein, von dem „wonnigen Caſeler". Sein Geſicht erhellte ſich mehr und mehr; es kam Geiſt hinein, gleichſam warmer Geiſt, er lächelte den neuen Freundinnen zu. Dann ſtand er wieder auf und ſchlug ſanft an ſein Glas:

„Ich ſoll zu der verehrten Geſellſchaft reden; unſer Freund Lorenz hat das über mich verhängt. Ich tue es gern, ja ſo recht von Herzen gern, denn mir iſt wie ihm wieder einmal das geſchehn, was nicht oft geſchieht und was man doch eigentlich ſein ganzes Leben lang, Tag für Tag erſehnt, nur meiſt unbewußt. Und ich, der ich ſeit fünfunddreißig Jahren — damals war ich eben zwanzig alt — in der Welt das Gute, Schöne, Harmoniſche, gleichſam Erlöſende ſuche; erlöſend vom Alltäglichen, Kleinen, Gemeinen, Notdürftigen; der ich, wie in der Natur, ſo Gott in wahren Menſchen ſuche, ſie ſeien nun wie die Sterne oder wie die Blumen, gleichviel — ich hab' ihn in dieſem liebenswerten Frauenpaar gefunden, das da rechts und links

vor mir ſitzt. Die beiden haben ihn in ihrem Bund gefunden, der zwei reizend verſchiedene Menſchen ſo reizend einträchtig, einſinnig macht; ein ſo ſeltener wie holder Fall! Und was den Fall ſo eigen macht, und ſo heutig macht: da leben ſie, junge weibliche Helden, wie in einer Burg beiſammen, ſchaffen ſich ihr Brot und ihr Glück, frei vom Mann auf ſich ſelbſt geſtellt! — Ich bitte die verehrte Geſellſchaft um Vergebung: als ich mich auf den Weg machte, hierher, hatte ich die Abſicht, mich über dieſen holden Fall in einigen ſcherzhaften Wendungen zu ergehn; mir war wohl grade — wie ſoll ich ſagen — ‚großſtädtiſch‘ zu Mut. Unterwegs wurde mir aber anders; ernſt und andächtig. Wer mich von Ihnen kennt, der weiß: für Dogmen, Legenden und dergleichen hab' ich keinen Sinn, nur für Wirklichkeiten; in ſeinen wirklichen Schöpfungen ſpricht Gott ſich aus. Jede ſchöne Menſchenſeele iſt eine ſeiner Offenbarungen; und wo zwei edle, gute Geſchöpfe ſich zuſammenfinden, da redet der Gott der Liebe laut, vernehmlich zu uns. Aber nicht Mann und Frau allein — ach, denen mißlingt es tauſendfach, durch Trübung der Leidenſchaft, durch Gegenſätze der Geſchlechter — nein, Freunde oder Freundinnen drücken oft noch inniger, reiner den göttlichen Willen aus. Und ſo dieſe zwei! in ihrem ſeligen Freundſchaftsbund ganz ſich ſelbſt genug!“

Hofer nickte den beiden zu. Fräulein Renate gab es ihm zurück, mit einem dankbaren Lächeln. Frau Joſephine nickte wohl auch, aber das Herz war ihr gar

ſo weich geworden, ein paar Tränen liefen ihr über das Geſicht.

„Ich hatte eine lange Fahrt auf der Stadtbahn hierher," fuhr Hofer nach einer kleinen Pauſe fort; „ſie hatte eine kleine Störung, das kommt ja vor, und wir mußten ſtillſtehn und warten; ſo gab mir die gute Stadtbahn Zeit zum Phantaſieren, und mir kam eine Art von Gedicht. Nicht in Verſen, das hab' ich nicht, die wollen mich nicht; aber ſo eine Art Gedicht in Proſa — nur ſo vor mich hingeträumt. Wenn Sie das noch hören wollen —"

„Heraus damit!" rief Jungblut. „Sie erſticken ja ſonſt daran. Und bei ſo 'nem guten Tropfen träumt man gerne mit!"

„Alſo — an einem ſchönen Frühlingsmorgen ſaß Amor auf einem Felsſtück, im roten Gewand, roten Mohn im Haar; putzte ſeinen Bogen, ſchärfte ſeine Pfeile, und ſummte ein altes Lied dazu von der brennenden Liebe.

Auf der blumigen Wieſe kam ein Paar daher, zwei junge Frauen oder junge Mädchen; ſie gingen Hand in Hand und ſie ſangen a u ch ein Lied, wohl ein neues, junges; Amor kannt' es nicht. Weiter dahinten kam ein ſchöner Jüngling, blauäugig, in zartblauem Gewand; in der Morgenſonne leuchteten ſeine goldnen Locken.

Amor ſah nur die Mädchen, ſie reizten ſeine Siegesluſt. Vom Felſen herab ſchoß er ſeine Pfeile, die ſtets treffenden. Ja, ſie trafen auch; aber ſie hafteten nicht, von der jungen Bruſt der Blonden wie der Braunen

fielen ſie zur Erde nieder. Ihr Lied weiterſingend, Hand in Hand, wandelte das Mädchenpaar an Amor vorbei. Verſtummt, verwirrt, verblüfft ſtarrte er ihnen nach.

Der ſchöne Jüngling blieb ſtehn, ſah den Liebesgott lächelnd an. ‚Was willſt du?‘ ſagte Amor zornig. ‚Wer biſt du, daß du mich ſo mitleidig anzulächeln wagſt?‘

‚Wer ich bin? Ein Gott wie du.‘

Amor lächelte. ‚Du ein Gott wie ich? Wo haſt du deine Flügel? Wo ſind deine Pfeile?‘

‚Die hab’ ich nicht, denn die brauch’ ich nicht. Der Gott der Freundſchaft dringt auch ohne das in die ihm geöffneten Seelen.‘

Amor lachte, ſeinen Bogen ſchüttelnd. ‚Beim Zeus! Beim hochheiligen Göttervater! Du neugebackener Gott der Freundſchaft, hoffſt du, glaubſt du, wähnſt du, die von dir beherrſchten Seelen werden meinem Pfeil widerſtehn?‘

Der ſchöne Jüngling deutete auf das Mädchenpaar, das eben in den Wald verſchwand. ‚Haſt du’s nicht geſehn? Hörſt du nicht noch ihren rührenden, fröhlichen, unbeirrten Geſang? Die beiden da ſpüren deine Pfeile nicht, weil ſie mir gehorchen, weil meine Gottheit ſie ſchützt.‘

‚Du wärſt alſo wirklich ein Gott?‘

‚Ja; nicht für die Vielen, aber für die Glücklichſten. Ich gebe Frieden, du gibſt Krieg. Wer mir folgt, dem iſt wohl. Dir bleiben aber die Tauſende, die Ungezählten. Ziel’ und triff du weiter; ade!‘“

* * *

Hofers Traum und Rede war zu Ende; Mary träumte weiter. Sie hörte wohl, daß Stimmen etwas riefen, daß die Gläſer klangen; ſie hob auch ihr eigenes, es klang mit; ſie war aber doch noch wie anderswo. Ihr war wunderlich ſüß zu Mut; als hätte ſie ſchönen Geſang gehört. Was für eine Stimme! dachte ſie. Was für Poeſie! Was für eine Stimme! — Eine andre Stimme ſprach hinter ihr, eine helle, leiſe, ſie erkannte ſo im Traum, daß es Jungblut war; „ja, das ſagt er wohl!“ hörte ſie. „Der Reformprieſter! Der Idealiſt! Wenn der kleine Amor kommt und ſchießt, dann geht's ihnen doch durch Mark und Bein!“

Fritze Jungblut lachte; Mary hörte es. Fritze Jungblut — und ihr Mann ... Mary wunderte ſich einen Augenblick: da ſtanden die beiden hinter ihr, plauſchten und lachten miteinander, als wär' ihnen nie was geſchehn. Und Fritze Jungblut lachte ſo gemütlich hinter Marys Rücken, als hätte die nie eine Peitſche geſchwungen; — ja, ſo war die Welt! — Aber Marys Rücken krümmte ſich, Jungbluts Stimme und Jungbluts Worte taten ihr noch weh. Ach, ſprecht doch nicht! dachte ſie. Müßt ihr danach ſprechen? Macht euch das nicht ſtill?

„Mary!“ ſagte wieder eine andre Stimme. „Sie liebe, gute, verträumte Mary!“ Das war Lorenz' gemütlicher, etwas knarrender Baß; ſie wandte ſich herum. „Es iſt ein allgemeiner Wunſch,“ ſprach er weiter; „na, nicht wahr, da fügt man ſich. Sträuben Sie ſich gefälligſt nicht!“

„Was ſoll ich?“ fragte Mary.

„Uns was singen. Schöne Lieder singen. Schubert, Brahms, Beethoven."

Mary erschrak förmlich, sie starrte in Lorenz' rötliches Gesicht. „Kann man danach singen?" fuhr aus ihr heraus.

„Wonach?"

„Nach — nach der Rede; das Gedicht in Prosa."

Lorenz strahlte. „Ja, das war wohl schön. Hat's Ihnen gefallen, Mary?"

Sie verzog den Mund. „Gefallen ist doch nicht das Wort. Wie hat er gesprochen, Lorenz! Und mit welcher Stimme!"

„Na ja, Sie verstehn sich darauf. Eine Götterstimme; was? — Aber Sprechen allein, das tut's doch nicht. Mary muß singen! sagen alle. Machen Sie doch nicht ein so komisches Gesicht; stehn Sie auf. Da wir hier so schön beisammen sind ... Wissen Sie, was der Erlkönig sagt? ‚Und bist du nicht willig, so' —"

Lorenz zog sie vom Stuhl empor; dabei lachte aber sein gutes Gesicht. Mary ließ sich führen, nicht willig, aber willenlos. Ich kann ja nicht! dachte sie, während sie an Lorenz' Arm ins Musikzimmer ging. Was soll hier jetzt meine Stimme, mein dummer Sopran! Sie hörte aber Händeklatschen und daß alle folgten. Jungblut saß schon am Klavier, hatte ein Notenheft aufgeschlagen; „etwas Festliches!" raunte er. Sie stand neben ihm, sie sah, wie Hofers hohe Gestalt ihr gegenüber in einen Lehnstuhl sank, wie seine sonderbaren schwarzen Augen sie erwartend anschauten; überirdisch! dachte sie. Aus diesen Augen kam ihr der

Mut, das war ihr Gefühl. Sie nickte Jungblut zu, der nun präludierte. Der Geſang ſtieg ihr aus der Bruſt.

„Gut gebrüllt, Löwe!“ flüſterte Jungblut, als das Lied zu Ende war. Beifallklatſchen folgte, und Bravorufen; der Mann mit den ſchwarzen Augen lächelte ihr zu, mit ernſtem und gerührtem Blick. War's ein bißchen gut? fragte ſie ohne Worte zu ihm hinüber. Ach, dann freu' ich mich. Ich ſang das ja nur für d i ch! — Nun ſah ſie rechts von ihm das Paar, dem dieſe ganze Feier galt; Joſephine und Renate ſtanden beieinander, ſelbſtvergeſſen Hand in Hand, wie in Hofers Phantaſie, ein liebliches Paar. Wirklich wie für einander geſchaffen; reizende Ergänzung: die zartere und die friſchere, die lichtere und die dunklere; beiden ſtrahlten aber die guten, lieben Augen glücklich und zufrieden in die Welt hinein. Ja, dachte Mary, die ſie ſchon liebgewonnen hatte, ja, ja, ſo iſt's gut! Ihr zwei, ihr habt euren Gott gefunden, den im blauen Gewand, den Gott der Freundſchaft — der euch vor dem kleinen Menſchenfreſſer, dem Amor, ſchützt. Wozu braucht man den? Freundſchaft und Freiheit! — Ich hab' für euren Dichter geſungen, jetzt ſing' ich für euch! — Und willenlos, gedankenlos dem Jungblut folgend, der ein neues Lied aufgeſchlagen hatte, ſang ſie das Beethovenſche Goethelied:

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Tränen der ewigen Liebe!

* * *

So ſang Mary noch dies und das; ihr war, als e r l e b t e ſie ſich nur, ſie blieb wie in einem ſchönen

Traum. Als die von ihr Erlebte ausgesungen hatte, Beifall und all das Hergebrachte vorüber war, sah sie Hofer neben sich sitzen; ja, sie saßen beide; — wie war das gekommen? Sie sah umher, sie waren allein; die andern hörte sie nur, Stimmen vom Balkon, aus dem andern Zimmer. Durch die offene Balkontür schien der sinkende Tag herein. „Wie liebenswürdig und wie warm haben Sie gesungen," sagte Hofers edle Stimme. „Man fühlte gleich: da singt ein Herz. Manchmal sangen auch die Augen mit: wenn sie zu den beiden Freundinnen hinübergingen und denen mit einem ganz eigenen Ausdruck sagten: ich singe für euch!"

„Das haben Sie gemerkt?" fragte Mary verwundert.

Hofer lächelte. „So was sieht man doch."

„Dann müssen Sie gesehen haben, daß ich auch für Sie sang," sagte Mary schlicht.

„Was? Auch für mich?"

„Nachdem Sie so gesprochen — so gedichtet hatten! — Ich hab' das noch nie —"

Sie sprach nicht weiter.

„Was noch nie?"

„So nicht!" — — Sie war wieder eine Weile still. Darauf schaute sie ihn offen und redlich an. „Ich glaube, Ihnen könnt' ich alles sagen."

Er war überrascht; dann lächelte er. „Meine Jahre, nicht wahr? Das Graue hier!" Er legte die Hand an seinen Bart.

Mary antwortete nicht; sie schüttelte nur nach

einer Weile leiſe den Kopf. „Sie erinnern mich an jemand; — darf ich davon ſagen? Ich bin lang' befreundet mit ein Geiſtlicher in Amerika; dem hab' ich bisher faſt alles geſagt oder geſchrieben; — an den erinnern Sie mich. Wir ſchreiben uns noch von Zeit zu Zeit. — Der war a u ch nicht jung."

Sie ſah, daß er ein wenig lächelte, und lächelte nun auch. „Pardon," ſagte ſie.

„Weswegen? Es iſt ja keine Schande, daß ich nicht mehr jung bin."

„Ach nein. Und Sie ſind — — Ich freue mich ſo, daß Sie ſind. — Wie ſchön haben Sie von dem blauäugigen Gott und von der Freundſchaft geſprochen. Ich lebe für die Freundſchaft. Ja, das iſt der rechte Gott!"

Hofer nickte. Seine Augen ruhten forſchend, ſtudierend auf ihrem offenen, denkenden und wieder faſt kindlich träumeriſchen Geſicht. — „Der Geiſtliche in Amerika war Ihr beſter Freund?"

„Ja, das war er wohl. Gewiß. — Ach, aber nun glauben Sie wohl, ich bin ſo ein frommes Kind; oder — wie ſagt man — weltabgewandt — ſagt man ſo?"

„So ſagt man."

„Oder nonnenhaft, edel und ſo weiter. Ich bin furchtbar weltlich! Ich reite und jage und ſchieße und radle und —"

„Und ſpielen Tennis," fiel er ihr lächelnd ins Wort. „Ja, was glauben Sie denn von m i r? Reiten, jagen und was Sie wollen — iſt mir alles recht. V o l l menſchen! Die ſuch' ich auf der Welt, und die ſollen

wir ſchaffen! — Es iſt nur ſo ſchwer, ein Vollmenſch — ach, was ſag' ich — auch nur ein richtiger Menſch zu ſein. Ich zum Beiſpiel, in wie viele Irr- und Wirrſale hab' ich mich begeben, wie hab' ich mein halbes Leben verpendelt und vorbeigeſucht! In der frühen Jugend bald ein ſchwärmeriſcher, träumeriſcher, bald ein wildtoller Bub; als Student ein Trinker und Fechter; dann — dann kam der Ekel, an der Welt und an mir. Ich flüchtete mich zur Theologie, um zu Gott zu kommen; ich wurde ein junger proteſtantiſcher Geiſtlicher. Aber wie's ſo geht: mein Kirchenglaube hielt nicht vor, die Philoſophen nahmen ihn mir. Ich verließ die Kanzel. Ich kam gleichſam in die Welt zurück, aber nun Arm in Arm mit der Wiſſenſchaft und der Philoſophie." Er lächelte. „Die zwei waren meine Freundinnen, der ‚blauäugige Gott', wie Sie vorhin ſagten, hatte mich zu ihnen geführt. Und ſo kam ich zu dem Ideal, das ich heute habe: Gott, aber ohne Kirche, die ihn ſtets vermenſchlicht; ihn in ſeinen Werken, nicht in unſern ſuchen; und ihn in die nach ihm Hungernden, aber auch in die von ihm Abgewandten einzuſenken ſuchen. Dafür leb' ich nun, in Wort und Schrift. Ob man nun wenig oder viel erreicht — doch ein Diener Gottes!"

Mary nickte ihm andächtig zu; ſie hatte in Deutſchland gelernt, ähnlich frei zu denken, der presbyterianiſche Glaube ihrer Väter hinderte ſie nicht. Und ihr war ſo gut: ſie fühlte ſich wie in einer Wolke, durch die eine ſüße Stimme dringt. Auf einmal hörte ſie andre, laute, die ſie gleichſam weckten; widerwillig horchte ſie

auf. Selma war mittlerweile vom Balkon hereingekommen und leiſe ins andre Zimmer gegangen, die zwei nicht zu ſtören; jetzt floh ſie von dort herein, bleich, ganz verſtört. Lorenz folgte ihr; hinter dem kam Edmund Pinelli, der Verſchollene. Der ſchöne Menſch war beinahe erſchreckend anzuſehn; ſein ſonſt ſo gepflegtes Haar war wüſt, ſein Blick ruhelos, die Augen überweit geöffnet. „Warum fliehen Sie vor mir?“ rief er der Selma nach. Dann trat er vor ſie hin, da ſie ſtehen blieb — auch die andern erſchienen jetzt — und brachte ein Lächeln hervor, das wohl heiter ſein ſollte. „Ich komme ja nicht als Störenfried; ich komme fromm und gut wie ein Kind. Da unten geh' ich am Humboldthafen — vom Lehrter Bahnhof her — da ſeh' ich Sie und ich weiß nicht wen hier auf dem Balkon. Da hat es mich geriſſen, herauf. So lange nicht geſehn! Wiederſehn, das will man doch. Das iſt doch eine Art Menſchenrecht!“

Selma ſah ihn an, konnte noch nicht reden. Lorenz nahm das Wort: „Woher kommſt du denn, Mann? Wo biſt du geweſen?“

„Wo geweſen? Im Harz. Überall im Harz. Einſam, weltverſchollen; herrlich! — Dann will man aber doch wieder zu Menſchen, natürlich. Man kriegt Heimweh, Alter; eine Art von Heimweh. Und ſo bin ich hier! — Ach, wie ſie alle mich anſchauen. Oder ſchauen mich auch garnicht an. Wie wenn ich eine Epidemie wäre, eine gefährliche, gottverbotene; morbus — mir fällt das lateiniſche Wort nicht ein. Gibt mir keine von den verehrten Damen die Hand?“

„Hier ist meine," sagte Riekchen und trat auf ihn zu. „Machen Sie nur nicht so wilde Augen; warum? — Also willkommen, hier und in Berlin; daß Sie Heimweh hatten, das ist ja hübsch. Zwei von uns, diese beiden jungen Damen kennen Sie noch nicht; unsre neuesten Freundinnen ..." Riekchen stellte gegenseitig vor; sie nannte die Namen, dann sagte sie: „Das ist der berühmte Verteidiger, und das sind die Unzertrennlichen!"

Edmund verneigte sich vor Renate und Josephine, nun wieder mit all seiner männlichen Grazie. „Von diesen Unzertrennlichen hab' ich schon gehört. Meine Damen, ich bin entzückt, Sie zu sehn; so viel Poesie auf einmal — das wird uns nicht oft! Ich hoffe, auch hier gilt nun bald der alte Spruch: die Freunde unsrer Freunde sind auch unsre Freunde!" — Edmunds Augen irrten aber schon wieder zu Selma hin. Sie sprachen eine stumme Bitte nach der andern; endlich, da sie nichts erwiderte, versuchte er's mit einem neuen Lächeln: „Vorhin, auf dem Balkon, waren Sie nicht so still. Das lag also vielleicht am Balkon ... Darf man eine Bitte tun?"

Selma, noch immer blaß, überwand sich: „Bitte, sagen Sie."

„Hätten Sie die Gnade, noch einmal auf den Balkon zu gehn? Ich hätte eine — Frage an Sie."

Selma glitt stumm hinaus, durch die noch immer offene Tür. Edmund folgte ihr. Die andern blieben zurück. „Fräulein Selma," fing er an, das glühende, erregte Gesicht verziehend, sich das Haar von der Stirne

ſtreichend; es zitterte aber ſeine Hand dabei. „Sehn Sie, wie wir hier nun unter dem Himmel ſtehn; unter dem Himmel deſſen, der — — Aber fürchten Sie nichts, ich werde nicht feierlich. Ich rede als ganz gewöhnlicher Menſch. Ich will nur rein ſachlich melden: dieſe Wochen — ich weiß nicht, wie lange iſt es her? — kurz, die ganze Zeit hab' ich in der Sühne gelebt. Wie ich Ihnen damals ſagte: ich will ſühnen, büßen! Ich hab' wie ein Eremit gelebt. Von meiner Vergangenheit bin ich frei geworden; — ja, blicken Sie mich noch ſo zweifelnd an, es iſt doch ſo. Das liegt hinter mir. Menſchen wie ich ſind wenigſtens nicht klein, in nichts: nicht im Schlechten und nicht im Guten. Sie machen große Schritte, ſie kommen raſch ins ſogenannte Verderben und auch raſch heraus. So iſt mir's gegangen. Selma, ſagen Sie! Können Sie mir nun vergeben, können Sie Ihr Gefühl für mich wieder aufwecken, meine Liebe erwidern?"

Selma lächelte, kalt bis ins Mark. Durch ſein Blicken, Zucken, all das Unheimliche ſeines ganzen Weſens abgeſtoßen, zog ſie die langen Brauen nieder: „Sie lieben mich? Sie irren wohl. Sie lieben Ihre Macht über die Menſchen; Sie wollen meinen Widerſtand beſiegen, Sie ertragen es nicht, daß ich Ihnen entronnen bin. Ja, das ſag' ich offen: entronnen; mich mädchenhaft verſtecken, nein, das will ich nicht. Ich hab's ja auch damals nicht getan — hab' meine furchtbare Erſchütterung nicht verbergen können; das war wohl unweiblich, nicht? Andre hätten's unterdrückt. Aus mir brach es unwiderſtehlich heraus —

oder über mich herein. Als ich dann aber ſah, um eine Lüge hab' ich ſo gelitten — ſo einen Menſchen lieb' ich nicht. Sühnen, ſagen Sie? Denken Sie, ich glaub' Ihnen noch ein Wort?"

Edmund lachte auf; ſie fuhr zuſammen, ſo ſchauerlich erklang es. Er beherrſchte ſich aber noch einmal, er glättete ſein verwildertes Geſicht. „Selma! Sie mit Ihrem Verſtand — Ihrer großen Seele — Sie glauben nicht, daß ein Menſch ſich ändern kann?"

„So einer nicht!"

„Ah! Ich bin die große Ausnahme, der von Grund auf Verdorbene; wohl ſo was Sataniſches, nicht? — Und Sie, ſo ein reiner Engel, ein Seraph, Sie können nicht vergeben?"

„Doch," ſagte ſie kalt. „Vergeben kann ich. — Aber weiter nichts!"

Edmund murmelte zwiſchen den Zähnen, den glänzenden, die weit ſichtbar wurden: „Aber weiter nichts ..." Er horchte: aus dem Muſikzimmer, in dem es bisher faſt ſtill geweſen war, kam Geſang von weiblichen Stimmen, ein bekanntes Volkslied als Zwiegeſang. Lorenz hatte die „Unzertrennlichen" dazu angeſtiftet, um dem Flüſtern und Raunen im Zimmer ein Ende zu machen, das die beiden da draußen etwa ſtören konnte; das Singen aber half vielleicht. ... Renate und Joſephine hatten kleine Stimmen, aber ſie klangen gut zuſammen und es war Muſik darin. Der lauſchende Edmund trat zur Tür, blickte ins Zimmer hinein; „ah, die neuen Freundinnen!" ſagte er, „die verbündeten! — Wie das friedlich klingt; während

wir — —" Er warf einen wilden Blick auf Selma, die wie eine Bildsäule vor dem blauen Himmel stand. „Selma!" sagte er noch einmal.

Sie antwortete nicht.

Er horchte wieder. „Was für liebe Stimmchen. Und wie sie dastehn, die beiden; ein Bild. — Die wären nicht so herb, so hart!" — Es flackerte etwas in seinen Augen, etwas Aufrichtendes, Befreiendes. Er bekam fast sein altes Gesicht. An den Türpfosten gelehnt, sah er noch halb zu Selma zurück. „Also kein Zusammengehn?"

Selma schwieg.

„Dann leben Sie wohl!"

Er ging ins Zimmer hinein, zu den Singenden. Selma blieb allein.

* * *

Josephine von Bechmann, die junge „Witwe", und Renate von Roßberg wohnten in der Augsburger Straße, in einem der Hinterhäuser, die man in Berlin Gartenhäuser nennt; es war aber nur ein großer, freundlicher Hof, über den man nach hinten ging. Edmund durchschritt ihn, schon am nächsten Tag; er blickte am Gartenhaus. hinauf, an einem offenen Fenster im zweiten Stock sah er zwei Gesichter, die heruntergrüßten; richtig! Die Verbündeten! Er lüftete den Hut und schwenkte ihn; so viel Vertraulichkeit durfte er schon wagen, gestern bei Lorenz hatte er ihnen ritterlich gehuldigt, ein Feuerwerk von Liebenswürdigkeit abgebrannt, mit nervöser Leidenschaft den unwiderstehlichen Edmund gespielt; zuletzt

war er mit dem Verſprechen gegangen, ſie heut zu beſuchen. Denn ſo ein Heim der Freundſchaft, von Kunſt und Poeſie geſchaffen, mußte man anſchauen; eine Sehenswürdigkeit von Groß-Berlin! — Er ſtieg die Treppen hinauf; oben war die Tür ſchon offen, die Unzertrennlichen ſtanden darin und lächelten ihn an. „Ich halte Wort, wie immer!" ſagte er, nahm ihre Hände und küßte ſie. „Das heißt, ſo wie heute hielt ich wohl noch ſelten Wort!"

„Was heißt das?" fragte Renate.

„Weiter nichts, als daß der g a n z e M e n ſ ch mit dabei war; beim Worthalten, mein' ich. Man hält es ja ſo oft nur aus Pflichtgefühl; wie ſagt Schiller über die Kantſche Moral? ‚Und mit Abſcheu alsdann tun, was die Pflicht uns gebeut!' Ich wär' aber gekommen, auch wenn Sie mir's verboten hätten. Hätt' mich eingeſchlichen und —"

„Oh!" rief Joſephine. „Sind Sie ſo ein gefährlicher Menſch?"

„Ein Einbrecher?" rief Renate.

„Vielleicht hätt' ich vor Ihnen Furcht gehabt, weil Sie ihrer zwei ſind. — Nun müſſen Sie mir aber Ihr Speiſezimmer zeigen; das iſt ein Schmuckkäſtchen, ſagte Lorenz geſtern. Süß, hat er geſagt!"

Joſephine lächelte. „Ach, der gute Lorenz. Dem gefällt ja a l l e s, wenn er nur freundlich aufgenommen wird. Dem haben auch w i r gleich gefallen, und wie; und wir ſind ſo ſimple, einfache, nur recht gottvergnügte Geſchöpfe. Darum fürchten wir uns ja auch vor Ihnen —"

„Vor mir?“

„Ja, vor Ihnen; denn Sie haben einen anſpruchsvolleren Geſchmack —“

Renate fiel Joſephinen ins Wort: „Und Sie ſind ſo verwöhnt — o Gott!“

„Noch vor einer Viertelſtunde haben wir uns das geſagt,“ ſprach Joſephine weiter. „Vor dem muß man ſich fürchten, ſagt' ich; und Renate himmelte mit den Augen — das tut ſie ſo oft — und ſtimmte mir zu. Der wird hier denken, ſagte ſie, er kommt in eine kleine Stadt!“

Sie gingen aber doch und führten ihn; in das „Schmuckkäſtchen“ — groß war's nicht — und von da in Joſephinens Zimmer, das „japaniſche“, in Renatens Arbeitszimmer, das reich mit Bildern geſchmückte, die ihr die Malerin Joſephine geſchenkt hatte. Nirgends war Pracht oder gar Verſchwendung; alles war nur liebevoll erdacht und gemacht. Warme Farben von den Wänden, von den Möbeln und von unten her. Drollig rührend dann das gemeinſame Schlafgemach (auch davon hatte Lorenz geſprochen und Edmund verlangte es zu ſehn); das große Zimmer lief in einen ſonderbaren ſchmalen Nebenraum aus, in dem zwei zierliche Toilettentiſche wie Zwillinge ſtanden; wie Zwillinge ſtanden auch an der Hauptwand des Zimmers die Betten nebeneinander, ſo recht frei für ſich. Über dem Kopfende hingen Bilder der Eltern, der alten Bechmanns und Roßbergs; würdevolle, gute Köpfe mit freundlichen Augen.

„Der Tempel der Amazonen,“ ſagte Edmund lächelnd.

Renate ſchüttelte den heiteren, braunlockigen Kopf. „Wir ſind ganz und gar keine Amazonen; wir haben nur an unſrer Freundſchaft genug!"

„Wir paſſen zu einander," ſetzte Joſephine hinzu. „Herr Doktor Hofer behauptet auch, daß wir einander ähnlich ſind."

„Und Lorenz," ſprach Renate weiter, „behauptet, daß wir für einander geſchaffen ſind."

Joſephine nickte. „Inwendig gewiß!"

„Das ſchließt alſo jeden dritten aus," ſagte Edmund mit geſpielter Wehmut.

Renate nickte. „Wenigſtens jeden Mann!"

Sie kehrten in Renatens Zimmer zurück; hier ſtanden mehrere Bilder umgedreht an der Wand, noch nicht eingerahmt. „Unſre Verkaufsgalerie," erklärte Renate; „lauter Gemälde von Joſephine von Bechmann, ihre zweite Richtung."

„Ich hab' einen neuen Lehrer," erklärte Joſephine; „bei dem werd' ich koloriſtiſcher."

„So mehr tizianiſch," nahm Renate wieder das Wort; „Gott ſei Dank, das gefällt auch beſſer. Was denken Sie, Joſephine kommt in die Mode; man kauft immer mehr von ihr. Das iſt noch zu haben!"

Sie drehte eines der Bilder herum. Es war eine ſchlichte, norddeutſche Landſchaft, mit einem kräftig mutigen Sinn für warme Farben gemalt.

„Ah!" ſagte Edmund mit einem bewundernden Blick auf die reizende Malerin, die ihm in dieſem Augenblick mehr als die andre gefiel. „Das iſt die große Handſchrift einer Amazone; ich hab' doch recht."

„Dann mögen Sie dies vielleicht noch lieber," verſetzte Renate, ſchweſterlich ſtolz, und drehte ein andres Bild, eine Abendlandſchaft, herum. Es hatte ſchon einen Strick, um es aufzuhängen; Renate hielt es recht ins Licht, nahm dann den Strick zwiſchen die Zähne und ſtreckte nach rechts und links die Arme weg, mit drolligem Ernſt über die Leinwand wegſchauend. Dieſe Clownſtellung ſtand ihr erſtaunlich gut; jetzt gefiel ſie dem Edmund beſſer. „Aber hier kommt man ja in den Tartarus!" rief er aus, nachdem er ſich an dem anmutigen Clown ſatt geſehen hatte.

„O je! Wieſo denn?" fragte Joſephine.

„Nein, es iſt noch ſchlimmer," antwortete er mit lachenden Augen (zum Teufel mit der Buße! dachte er, weg mit dieſer Selma!); „hier gerät man in eine Folterqual, die die alten Griechen noch nicht erfunden hatten. Nur Buridans Eſel ging es ähnlich; aber das iſt ein zu gemeiner Vergleich."

„Ich verſteh' kein Wort," ſagte Renate.

Joſephine ſchüttelte den Kopf. „Ich auch nicht."

„Ja, das iſt es eben: in all Ihrer Unſchuld foltern Sie die Leute, ohne es zu ahnen. Daß Sie Ihrer zwei ſind, das iſt's! Schaut man Sie an, dann ſind Sie ungefähr wie reizende Zwillinge; wenn es eine Liebenswürdigkeitswage gäbe und man legte Sie in die beiden Schalen hinein, ich glaub', Sie wögen gleich viel. Wenn Sie aber ſo abwechſelnd reden — oder etwas tun — oder etwas ſind — dann gefällt einem allemal die am beſten, die grade redet oder tut

oder ist. So gondelt man hin und her; das ist ja mehr als Tantalus!“

Die Freundinnen lachten. „Ach, Sie armer Mann,“ sagte Renate, die mutwilligere. „Nur merkwürdig, man sieht's Ihnen gar nicht an, daß Sie so leiden; Sie blühen wie ein Röslein.“

„Sagen Sie lieber, ich glühe wie eine Esse!“

Josephine trat an einen Tisch, auf dem Likörflaschen und Gläser standen; sie schenkte ein und hielt ihm eins der Gläser hin. „Stärken Sie sich, Sie armer Mann!“

„Ja,“ sagte Renate, „stärken Sie sich. — Sehn Sie, es ist hier doch besser als im Tartarus; wenn hier gefoltert wird, wird hier auch getröstet!“

Edmund nahm das Glas und dankte; sie sind wirklich lieb! dachte er. Ein kleines Paradies! — Es wurde ihm angenehm warm ums Herz; er trank den beiden „Zwillingen“ zu. „Daß Ihr schöner Folterbund so fortbestehe! Daß der Neid der Götter und die böse Welt nie dazwischenkomme!“

„Ach ja, das wünschen wir auch,“ erwiderte Josephine und hob ihr Glas. „Darauf trinken wir mit!“

Renate leerte auch ihr Glas. „Es gibt zu viel Männer,“ seufzte sie lustig; „die können es nicht ausstehn, wenn so ein paar Frauenzimmer sich allein genug sind. Wer weiß, was uns noch geschieht! Da ist die Presse — da sind die Gerichte. Eines Tages werden wir angegriffen, verklagt, als zu männerfeindlich; und irgend ein Schwurgericht wird wild und verdonnert uns!“

Edmund ſchüttelte den Kopf. „Dann ſteh' ich Ihnen bei!"

„Ach ja, Sie ſind der berühmte Verteidiger. Nicht wahr, dann übernehmen Sie uns und führen unſre Sache."

„Na, darauf verlaſſen Sie ſich; das tu' ich gewiß!" Von einem wohltuend wilden Humor ergriffen (eben gefiel ihm wieder Renate beſſer), warf er ſeine „ambroſiſche Stirnlocke" zurück (er hatte ſie heute wieder hergerichtet) und nahm die von Weiland ſogenannte Fechterſtellung ein, in der er bei großen Fällen vor Gericht plädierte. „Hoher Gerichtshof!" begann er ohne weiteres; „meine Herren Geſchworenen! Ich komme zum Schluß. Sie alle gehören zum männlichen Geſchlecht; als Männer mögen Sie wohl auch ein wenig zu dem Dünkel neigen — geſtatten Sie das Wort — der ſeit altersgrauer Zeit ſich dem andern, dem ‚ſchwächeren' Geſchlecht überlegen fühlt. Aber in Ihnen lebt auch der ſeit Jahrtauſenden gewachſene Sinn für Gerechtigkeit. Ich habe den Mannesmut gehabt, Ihnen ein Bild unſres Geſchlechts zu malen, wie es wirklich iſt, mit all ſeinen Fehlern und Eitelkeiten, ſeiner Roheit und Selbſtvergötterung. Vor dieſem Geſchlecht ſind dieſe klugen Geſchöpfe, die ſogenannten Unzertrennlichen, wie Gemſen vor den Jägern in die reine Luft der Berge geflohn. Dort ſind ſie dem Himmel näher als all die andern, die ſich vor unſrer Stärke ducken, die ſich an unſern Schmeicheleien verblenden, oder die uns durch ihre Liſt, ihre Teufelskünſte zu beherrſchen hoffen. Wenn Sie heut

dieſe zwei verdammen, weil ſie ſich erdreiſtet haben, ohne uns zu leben, dann nehme man uns den Namen des ſtärkeren Geſchlechts. Dann brandmarke man uns auf ewig als das ſchwächere, das nicht die Kraft hatte, die fröhliche Freiheit des andern zu ertragen!"

Wie einer, der ausgeſprochen hat, trat Edmund zurück. „Bravo! Bravo!" rief Renate; ſie hatte mit wachſender Verwunderung zugehört. „Bravo!" rief Joſephine. Sie klatſchten in die Hände. Renate himmelte, aber fidel: „Jetzt bin ich ruhig; ſie ſprechen uns frei!"

Joſephine nickte ihm dankbar zu: „Ja, das haben Sie gut gemacht. Nun müſſen wir auf Ihre Geſundheit trinken; Renate, das ſind wir unſerm Retter ſchuldig. Füllen wir die Gläſer!"

Edmund hatte ſich warm geredet, wie es ſchien: ſein Geſicht war rot geworden — oder wurde es jetzt —, in ſeine braunen, ſtrahlenden Augen kam eine ſonderbare Glut. Joſephine bemerkte es, ſie ſah auch ein Zucken der Wangen; iſt er ſo nervös? dachte ſie. Weiblich mitleidig nahm ſie ſein Glas, füllte es und hielt es ihm hin. „Wie freundlich ſind Sie gegen mich," ſagte er mit plötzlich etwas heiſerer Stimme. „Das ſind andre nicht! Das ſind andre nicht! Da gibt's Phariſäer und — — Ich verſichre Ihnen. Eine ganz verdammte Welt! O, es iſt zum Lachen!"

Er lachte auf. Er nahm eine Zeitung, die vor ihm auf dem Tiſch lag, knüllte ſie zuſammen und warf ſie wie eine Kugel gegen die Wand. Dann lachte er wieder grimmig, laut.

Josephine starrte ihn erschrocken an. „Was ist Ihnen? Was haben Sie?"

Edmund sah umher: „Diese Hitze hier. Wie wenn Sie geheizt hätten. Das ist ja ein Unsinn. Man heizt doch nicht um diese Zeit." Er legte eine Hand gegen seine Wange, holte tiefen Atem. „So machen Sie doch die Fenster auf!"

„Sie sind ja offen," antwortete Renate, ganz verwirrt. „Bitte, sehn Sie hin!"

Er hatte offenbar nicht gehört, was sie sagte, oder nicht verstanden: er machte die Augen zu. Dann murmelte er etwas. Es wurde eine Art von Lallen daraus. „Lauter schlechte Menschen!" kam deutlicher heraus, und ein wilder Fluch. Er ballte die Fäuste, hielt sie in die Luft. „Man muß diese Welt vernichten! — Ich vernichte sie!"

Die Stimme hatte aber fast jeden Klang verloren. Sie verging in Seufzen. Endlich sank er in einen Armstuhl, den Josephine leise nähergeschoben hatte, drückte den Kopf in eine Ecke und ward so still, als schliefe er ein.

Die Freundinnen rührten sich nicht. Sie tauschten nur stumme, sorgenvolle Blicke. Josephine hatte Edmunds noch gefülltes Glas wieder auf den Tisch gestellt; sie sah dort eine Flasche mit Wasser stehn, schaute sie und dann Renate fragend an: sollte sie versuchen, ihn damit zu laben? — Renate schüttelte den Kopf. Sie wußten beide nicht, was tun? Sie kannten diesen Zustand nicht. Warten und Geduld!

Es dauerte auch nicht lange, so begann Edmund aufzuleben; die Röte des Gesichts hatte schon ab-

genommen, die Augen öffneten ſich. Er erkannte die Damen, das Zimmer, nickte allem zu. Dann zog er die Brauen tief hinunter, wie ſehr verſtimmt; „pfui Teufel!“ murmelte er. „Entſchuldigen Sie. Haben Sie die Güte! Ein — lächerlicher Zuſtand; ich hab' ihn ſchon einmal in Harzburg gehabt. Eine Nervendummheit. Hat's denn lange gedauert?“

Sie ſchüttelten den Kopf.

„Wie lange denn?“

„Einige Minuten,“ erwiderte Renate.

„Und — hab' ich Unſinn geſprochen?“

Joſephine verneinte raſch: „Wir haben nur nicht alles verſtanden; weiter war es nichts. — Es war gewiß eine kleine Überreizung der Nerven; ich hatte das auch einmal. Renate, nicht?“

Renate nickte ſtumm.

„Sie haben ſich gewiß überarbeitet,“ fuhr Joſephine fort, „davon kommt ſo was.“

„Überarbeitet? Ich tat ja die letzten Wochen nichts!“

„Dann von früher her. So ſind ja die Männer: zu viel Ehrgeiz oder zu viel Pflichtgefühl. Und jetzt werden auch die Mädchen und die Frauen ſo! Wirklich, man fragt ſich ſchon: ja, wie ſoll das enden?“

Edmund ſah in Joſephinens blühendes, roſiges Geſicht (die Bläſſe des erſten Schrecks war vergangen); „Gott ſei Dank,“ ſagte er mit wieder erwachender Heiterkeit, „Ihnen haben Ehrgeiz und Pflichtgefühl noch keinen Schaden getan; Sie prangen von Geſund-

heit.“ Seine Augen gingen zu Renate. „Und die Freundin auch!“

Josephine freute sich mütterlich: „Na, Sie können schon wieder scherzen und lächeln; wie gut. Wenn Sie sich jetzt noch durch ein Gläschen stärkten; da steht es. Oder taugt das nicht?“

„Doch,“ entgegnete Edmund; „warum nicht?“ Er stand auf; er reckte sich, er fühlte sich wieder frei und stark; ein wohliges „Ah!“ kam ihm aus der Kehle. Mit einer anmutigen Bewegung nahm er das gefüllte Glas und hob es gegen die Damen: „Auf das wiedergewonnene Paradies! Denn Sie beide haben es. Hier kann man wohl einen Augenblick den Verstand verlieren — wie mir soeben geschehen ist —, aber in dieser guten Luft ist er gleich wieder da. Reine Freundschaftsluft! — Ich hoffe, der Engel mit dem feurigen Schwert wacht an Ihrer Tür. Aber nicht gegen mich, nicht wahr. Ich darf wiederkommen?“

„Gewiß!“ sagten beide zugleich. „Wir bitten darum!“ setzte Renate hinzu.

„Dann auf glückliches Wiedersehen!“ — Edmund trank aus.

„Aber dürfen Sie schon gehn?“ sagte Josephine. „Sollten Sie nicht noch ein wenig ruhn?“

Er schüttelte den Kopf wie ein Jüngling: „Gesund wie ein Fisch! Darum schwimm' ich ab. Leben Sie wohl!“ Er nahm Josephinens Hand und küßte sie.

„Wollen Sie uns noch eine Liebe tun? und Ihre Geige mitbringen, wenn Sie wiederkommen? Lorenz hat uns von Ihrem schönen Spiel erzählt.“

„Ach, der gute Lorenz. Was weiß der von — — Aber da Sie es wünschen, bringe ich sie mit. Vielleicht kriegt sie in dieser reinen Luft einen edleren Ton!“

Er küßte auch Renatens Hand; er grüßte und ging. Die beiden gaben ihm bis zur Treppe das Geleit; dann sahen sie ihm nach und freuten sich, nun erst ganz beruhigt, wie fest und gut er hinunterstieg. Sie gingen langsam, Arm in Arm, in ihre Wohnung zurück, traten wieder in Renatens Zimmer, wo er sie so herrlich „verteidigt“, sie so tief erschreckt und dann noch so schön verklärend aufgerichtet hatte.

„Du!“ sagte Renate nach einer Stille. „Ein entzückender Mensch!“

Josephine nickte. „Ja, ein Göttermensch!“

Renate mußte lachen: „O, wie du das gesagt hast. Ganz verzückt!“

Sie lachten beide. Dann fielen sie sich in die Arme.

* * *

Es war ein grauer Regenabend, eine Woche später; Doktor Hofer saß mit Selma bei Mary, in ihrem „kleinen, aber schoflen“ Zimmer, wie Selma es getauft hatte. Auf Hofers Verlangen hatte Mary ihm seine Lieblingslieder vorgesungen, sich selber begleitend, was sie ungern tat; aber er spielte nicht Klavier, und auch Selma nicht. Es machte sie wohl glücklich, für ihn zu singen, aber nun war sie unzufrieden: es sei schlecht gewesen. Selma lachte: „So ist sie gern! Eine Selbstquälerin!“ — „Sie sind wohl nicht recht vernünftig, liebe Freundin,“ sagte Hofer lächelnd. „Ich

wollte Ihnen eben recht von Herzen danken. Mir war herrlich zu Mut. Wieso war es schlecht?"

Mary stand auf. „Für Sie war's zu schlecht!"

„Bitte, sagen Sie mir das nie mehr; das klingt so, als wär' ich was. Ich will Ihnen lieber, zum Dank, eine merkwürdige Geschichte vorlesen, die ich mir einmal in meiner theologischen Zeit aus dem alten Grapius herausgeschrieben habe und die ich heut unter meinen Papieren fand. Ich weiß ja, Sie beide lieben solche Beispiele weiblicher Freiheit und Größe; und dieses da ist fünfhundert Jahre alt, und aus unserer Nachbarschaft. In der ‚guten Stadt Rostock', wie der Professor und Prediger Zacharias Grapius schreibt —"

„Vor fünfhundert Jahre?" fragte Mary.

„Nein, der Professor schrieb vor zwei hundert Jahren; ‚Das evangelische Rostock' hieß sein Buch. Er erzählt darin" — Hofer zog ein Blatt aus der Tasche — „wie schon vor der Reformation ‚sich einige nachdenkliche Vorspiele gezeiget', und erzählt dann weiter: ‚Nämlich Anno 1404 befand sich hierselbst eine scharfsinnige und wohlberedte Bürgerin, die widersetzte sich den papistischen Irrtümern; insonderheit warf sie über einen Haufen das Fegfeuer, die Indulgentias, die Anbetung derer Heiligen, die Ohrenbeichte und so weiter. Welches zwar die Münche anfangs nicht groß achten. Nachgehends aber, da sie beständig bei ihrer Lehre verblieb, haben sie selbige vermahnet, von ihrem Fürnehmen abzustehen und sich zu bekehren. Wie sie aber solches nicht tun wollen, wird sie endlich zum Feuer verdammt. Da dann ihr Sohn, welcher ein Münch

Ciſtercienſer Ordens, unter andern ſie mit zum Gerichtsplatz begleitet, und ſie zum Widerruf zu bringen heftig angelegen ſein läſſet, mit Tränen ſie bittend, von ihrem Irrtum abzuſtehen und ſich nicht zugleich in das hölliſche und ewige Feuer zu ſtürzen. Allein ſo antwortet die Mutter dem Sohne mit zornigem Geſichte und ſpricht: ‚Da ich von meinem Manne wegging, iſt mir niemand lieber geweſen denn du; aber nun iſt mir niemand verhaßter, du gottloſeſter unter den Menſchen. Du biſt nicht derſelbige, den ich zur Welt getragen, der meine Bruſt geſogen, du Baſtard; gehe, du verruchter Menſch, und greif mit deinem Anhang zum rechten Wege, weil es noch Zeit iſt, und laß mich mit deinen ungültigen Vermahnungen ungeirret‘. Wie ſie alſo geſprochen, redet ſie auch den Henker an und ſpricht: ‚Was ſteheſt du und harreſt, warum tuſt du nicht, was dir befohlen? Dem allgütigen dreieinigen Gott habe ich mich befohlen, und will, ob auch gleich die ganze Welt dawider, und der Feind geifert, ſelig ſterben!‘ Worauf ſie dann ins Feuer geworfen und verbrannt.“

Selma und Mary waren beide eine Weile ſtill. Selmas Wangen und Augen glühten; über Mary lief ein Schauder hin, es graute ihr doch. „O Gott! was für Zeiten!“ ſprach ſie endlich leiſe.

Selma hob den Kopf: „Und was für eine gewaltige Frau!“

„Ja, ja,“ hauchte Mary. — „Mir doch zu gewaltig. Ihr Sohn, ihr leiblicher Sohn. Den ſo zu verdammen!“

„Hatte er ſie nicht verdammt? er, ihr leiblicher

Sohn?" — Selmas große, tiefliegende, gelblich graue Augen ſtrahlten Hofer an: „Ja, Sie haben recht: weibliche Freiheit und Größe! O, dieſe Frau begeiſtert mich. Im Jahre 1404! — Und ſo wunderbar in den Tod zu gehen! ‚Ich will ſelig ſterben — ob auch gleich —‘ wie ſagte ſie —"

Hofer ſchaute noch einmal in das Blatt und las: „Ob auch gleich die ganze Welt dawider und der Feind geifert —"

Selma ſtand auf: „Ein herrliches Weib! — Mary!"

„Ja, ja," ſagte Mary, „du haſt recht. Ich war wohl zu klein. Ich bin nun ſehr einig in dem, was du ſagſt. Wenn der Sohn ſie verdammt hatte!"

Selma ging im Zimmer umher; ſie war den Abend ſtill, in ſich verſunken, zuweilen wie nicht gegenwärtig geweſen, jetzt ergriff ſie dies mit Leidenſchaft. „Ich beneide ſie! — Mary! Was ſind wir gegen dieſe Frau!"

Mit einem leiſen Lächeln ſah Hofer ihr nach. „Andre Zeiten," ſagte er, als ſie auf ihrer Wanderung wiederkam. „Jetzt ſtirbt man nicht mehr für ſeine Überzeugung —"

„O, wer auch ſo leben und ſterben könnte!" rief Selma.

„Nun, tapfer ſein kann man immer noch; wenn's auch nicht gleich ans Leben geht. Sie ſind aber noch viele Jahre jünger als die Roſtocker Bürgersfrau; bis zu Ihrem Märtyrertum haben Sie noch weit! — Sie haben offenbar Mut und Kraft —"

„Ach, was hab' ich? Was kann ich?" unterbrach

ſie ihn. „Ich bin eine Kommerzienratstochter! eine Null! ein Nichts!“

„Erlauben Sie: Sie ſtellen ſich Ihrer ‚Welt‘ ebenſo entgegen, wie die Roſtockerin der ihren, der katholiſchen. Sie haben neulich, hier, von Ihren Plänen und Wünſchen geſprochen: ſchreiben wollen Sie, Reformeriſches, Revolutionäres, für alles, was Befreiung der Frau iſt —“

„Nun ja; das tun viele,“ fiel ſie ihm wieder ins Wort. „Ich möcht's nur ein wenig anders tun, als die vielen: die haben ſo gar kein eigenes Wörterbuch, ſchreiben wie die Männer, nachahmeriſch, unſelbſtändig, nüchtern, farblos; da ſehn' ich mich heraus! Ich will meine eigene Sprache haben — ſo, wie mir der Schnabel gewachſen iſt, mein' ich — als Evastochter, verſtehen Sie — wie ich als Weib fühle, denke, lebe. Kurz, ſo recht aus der Eva heraus!“

„Ich verſtehe,“ erwiderte Hofer, da die ganze erregte Geſtalt ihn zu fragen ſchien: verſtehſt du, was ich meine? „Und ich fühl' es auch; ich fühle ſchon lange wie Sie, daß in der Frauenbewegungsliteratur zu ſehr das Perſönliche, Originelle, Frauenhafte fehlt; ſozuſagen die Naturlaute des ewig Weiblichen. Wenn Sie dahin ſtreben — wenn Sie das erreichen — dann gehn Sie einen neuen Weg!“

„Ach!“ ſeufzte Selma. Sie ſah in dieſem Augenblick unendlich jung aus, unzufrieden, ungewiß, rührend melancholiſch. „Ich will's verſuchen. — Und jetzt will ich gehn. — Sie meinen es ſo gut, Herr Doktor. Jedes Wort tut gut. Mary hat ſo recht, daß ſie über die

Freundſchaft mit Ihnen ſo glücklich iſt. Heut paſſ' ich aber nicht her! Gute Nacht!"

Sie gab beiden geſchwind die Hand, nahm ihren Hut, ihren Schirm und ging.

Mary ſtand bei der Tür; Selma hatte ihr verwehrt, ſie bis zur Treppe zu begleiten. „Sie iſt nämlich nicht ſehr glücklich," ſagte ſie wie zur Erklärung, inniges Mitgefühl in den ſchönen Augen. „Sie hat allerlei ſchweres gelebt — erlebt."

Hofer nickte: „Das ſieht man wohl. — Man ſieht aber auch ihr edles, vornehmes Weſen — und ihre ganz eigene, ſo wunderbar hervorleuchtende Jungfräulichkeit."

Tief nachdenklich blickte Mary vor ſich hin. „Ja, die wird wohl nie heiraten. — — Ich auch nicht. — Für die Ehe hab' ich keinen Sinn!"

Hofers Augen ruhten auf ihr. „Auch für Liebe nicht?"

„Für Freundſchaft," antwortete ſie.

In ihren rein blauen Augen leuchtete etwas auf, das er vielleicht noch nie ſo geſehen hatte; eine Verklärung und Innigkeit des Gefühls, an der es keinen Zweifel gibt. Er ſtaunte ſie ſo lange an, bis ſie fragte: „Was iſt? — Was hab' ich geſagt?"

„Ich wunderte mich nur," entgegnete er.

„Über was?"

„Daß man in Neuyork ſolche Augen hat!"

„Ach, nun glauben Sie zu viel an mich. Das taten Sie ſchon neulich. Ich wäre aber ſehr unglücklich, wenn Sie zu gut von mich denken. Solche Augen, ſagen Sie.

Jetzt muß ich Ihnen sagen, was das Mädchen mit diesen Augen getan hat! Sie hatte eine Hundepeitsche —"

Mary erzählte ihm, vor ihm stehend, was mit dieser Peitsche geschehen war. Dann atmete sie tiefer auf. „Ich mußte es Ihnen sagen. Denken Sie nun noch so gut von mich?"

Hofer lächelte herzlich: „Besser. — Liebes Fräulein Mary —"

„Ach, sagen Sie nicht mehr Fräulein. Von Ihnen mag ich das nicht."

„Also liebe Mary. Was haben Sie denn getan? In Ihrer gerechten, tiefsten Empörung —"

„O, das war unweiblich, das war unschön; nicht?"

„Ich sage da, was ich vorhin zu Fräulein Selma sagte, als wir von der Rostockerin sprachen: andre Zeiten! — Cornelia Goethe hätte es nicht getan; und auch Ihre Mutter nicht. In Ihnen arbeitet ein neuer Geist, der hat es getan! Wir sitzen ja alle am Strom der Zeit; der fließt nicht so vorbei, als ginge er uns nichts an: sein Dunst, sein unsichtbares Leben steigt zu uns herauf und dringt uns ins Blut. So hat er mich zu dem gemacht, der ich heute bin. So rührt sich in Ihnen — und in vielen andern — das beginnende Werden einer neuen Weiblichkeit, daß ich es so nenne; einer Weiblichkeit, die sich nicht mehr ducken oder dulden will, die wie der Mann frei sein will. Da wird sie denn wohl im höchsten Zorn auch zur Peitsche greifen. Und wenn sie dabei den Schmetterlingsstaub so wenig verliert wie Mary Evans, dann ist alles gut!"

Mary lächelte. „Nun wird's wunderbar! Sie loben mich wohl noch gar, weil ich das getan habe."

„Ich verdamm' es nicht. Das kann ich nicht."

„Und ich dachte und hoffte und fürchtete, Sie würden mich nun haſſen."

„O Sie Kind. Was für ein Wort!"

„Haſſen Sie mich wirklich nicht?" — Ein neckendes, ſpitzbübiſches Lächeln trat in ihr Geſicht: „Jetzt ſeh' ich erſt, wie Sie ſind. Vielleicht wenn ich anſtändig und nett und dutiful wäre, würden Sie mich haſſen! O, ich werde trachten, noch ein paar ſchlechte Eigenſchaften anzueignen; — iſt das richtig, das letzte Wort?"

„Gewiß."

„Damit ich Ihnen noch beſſer gefalle!"

„Das wird Ihnen nicht gelingen, Mary. Sie gefallen mir ſchon wundergut!"

„Wundergut," wiederholte ſie vor ſich hin. „Wie ſchön das klingt. — Aber wird das dauern? Ach, ich glaube nicht. Ich habe Sie ſo plötzlich kennen gelernt, ich fürchte, daß Sie mich plötzlich verloren gehn."

Hofer nahm ihre beiden Hände, hielt ſie lange feſt. „Plötzlich. Warum nicht, Mary? Die Natur, die freilich oft langſam iſt, ſie hat auch den Blitz. Bei der Liebe laſſen wir es gelten, daß ſie plötzlich aufblitzen und doch dauern kann; warum nicht bei der Freundſchaft? Warum nicht bei der viel mehr? Sie hat ja beſſere Augen als die blinde Liebe. Und die Züge, der Blick, die Stimme, zehn holde oder tiefe Worte ſagen uns ſchon ſo viel von des andern Wert!

— Meinen beſten Freund, den hatt' ich in der erſten Stunde. Als Sie beim Lorenz neben mir ſaßen — ich hatte Sie ſchon ſingen gehört und in Ihre Augen geſehn — und Sie dieſe Augen zu mir aufſchlugen und ſagten — — Wiſſen Sie noch, was Sie ſagten, Mary?"

„Ich glaube, daß ich weiß, was Sie meinen. ‚Ihnen könnt' ich alles ſagen.'"

„Ja, das meinte ich. Und in dem Augenblick war ich ſchon Ihr Freund! — — Aber wie ſteht's nun damit? Sie ſchauen mich ſo redlich und ſo herzlich an. Aber ob Sie mir alles ſagen könnten? Alles, alles, Mary?"

Sie ſann einige Augenblicke. „Ja," antwortete ſie dann. „Das könnte ich. Und ich weiß auch ſchon: nirgends, nirgends werde ich einen Freund finden wie Sie. Und einiges, das weiß ich, werde ich nie ausſprechen können außer mit dieſen Mann."

Er drückte ihre Hände. „Liebe, teure Mary. Wollen wir echte, ganze, wahre Freunde ſein?"

„Wenn Sie wollen, ja!"

Er beugte ſich vor und küßte ihre Stirn. Sie nahm es wie einen Segen hin. „Ich will mir Ihre Freundſchaft *verdienen*, wenn ich kann," ſagte ſie dann leiſe. — „Sie haben mir aber verſprochen — wiſſen Sie das noch? Wenn ich Ihnen geſungen hatte, wollten Sie mir Goethe leſen. Ich hab' ſchlecht geſungen, aber ich *habe* doch. Halten Sie nun Wort?"

„Wenn ich Ihnen je nicht Wort halte, Mary, ſo nehmen Sie Ihre Jagdflinte — Sie jagen ja — und ſchießen Sie mich nieder! — Aber laſſen Sie das Buch,

das brauch' ich nicht; von Goethes Gedichten hab' ich noch viel im Kopf, aus der Jugendzeit. Setzen Sie sich, machen Sie die Augen zu und seien Sie nur Ohr!"

Sie saß; er fing an. Er sprach Mignonlieder, Willkommen und Abschied, Auf dem See, Nachtgesang, Geistesgruß, das Lied an den Mond. Sie horchte, „nur Ohr," wie er verlangt hatte; aber die Augen schloß sie nicht. Es war ihr zu eigen, zu schön, diesen tönenden, so wunderbar lebendigen Mund, diese schwarzen Augen, die sich mehr und mehr verklärten, das ganze mitsprechende Gesicht zu sehen. Sie war wieder wie damals, bei Lorenz, in einem himmlischen Traum. Es kam ihr vor, wie wenn Goethe selber da säße und ihr seine Lieder spräche; oder wie wenn der Doktor Hofer, der da saß, sie alle selber dichtete, jetzt, in dem Augenblick.

Endlich stand sie auf und ging zu ihm; seit einer Weile hatte er aufgehört, in der Dämmerung, der hereinbrechenden Nacht hatten sie geschwiegen. „Ich komme aus dem Himmel," sagte sie. „Lieber, lieber Freund!"

„Gute Mary. Mit Goethe kann man wohl im Himmel sein."

„Wenn Sie ihn sprechen. — Ich danke Ihnen."

„Sie haben aber die Augen nicht zugemacht."

„Nein, ich wollte Sie sprechen sehn. Wenn Ihr Mund so — — Dieser edle Mund, der so herrlich das Schöne verkünden — so einen andern Menschen aus mir machen kann!"

Hofer stand auf und legte ihr die Hand auf die

Schulter. „Und könnten Sie dieſem Mund was zu Liebe tun?“

„O wie gern!“

„Daß er Sie einmal küſſen darf?“

„Auf die Stirn, wie vorhin.“

„Nein, Mund auf Mund. Einen Kuß der Freundſchaft, Mary.“

Sie hielt ihm die Lippen hin. Er küßte ſie. Er blickte ſie dankbar an. „Nun laß mich aber nicht mehr Sie zu dir ſagen; wahre Freunde, wie wir nun ſind, die nennen ſich du. Wir ſind es und wir werden's ſein! — Ich denke ſchon ſeit Jahren wie du: Freundſchaft iſt das beſte; kein funkelnder Brillant wie die Liebe, kein Rubin wie die Hochzeit, aber echtes Gold. Ich war einmal verheiratet — ſchon in jungen Jahren. Nicht ſo ſchön, wie ich mir's geträumt hatte, aber viel Holdes, Gutes; bereut hab' ich's nicht. Auch gefördert hat's mich. Sie ſtarb dann jung. Und ſeitdem — nein, nicht wieder! Es fordert zu viel, es gibt nicht ſo viel. Aber liebende Freundſchaft — ſo, wie zwiſchen dir und mir! ſo, wie heut!“

„Ja,“ ſagte ſie mit wenig Stimme, „und weiter nicht. Mehr nicht.“

„Nein, du Gute, mit den innigſten Augen. Mehr nicht. — Und nun wird es Nacht! Auch ſo ein längſter Tag, um Johannis, er geht doch zu Ende. So geh' ich denn auch! Freundin, gute Nacht!“

Die Uhr auf dem Spiegelkaſten ſchlug zehn. Er ging.

* * *

Um dieſelbe Zeit ſaß und wanderte und ſtand Selma allein in ihrem Zimmer; es dunkelte ſtark, denn wenn ſich die Regenwolken auch verzogen hatten, der Grunewald finſterte herein. Sie zündete keine Lampe an, ſie haßte jetzt das Licht; „ich haſſe m i ch ſ e l b ſt!“ ſprach ſie vor ſich hin. Sie ſchlug auf ihre Bruſt, auf ihr Herz; wie weich, wie ſchwach war es noch! wie wenig der „Gewaltigen“, der Roſtocker Bürgerin gleich von 1404! Dieſer Edmund Pinelli, der „Büßer“, an den ſie nicht glaubte, doch noch immer nicht ganz beſiegt; immer regte ſich noch einer in dieſem oder jenem Herzenswinkel, der an ihn glaubte, der für ihn ſprach. Noch nie hatte ſie ſo gefühlt wie jetzt, wie zuſammengeſetzt wir ſind, aus wie vielen Verſchiedenen; und mit wie mancherlei Stimmen ſie reden — die eine ſagte: Mitleid! Mitleid! die andre: Vergeben! die dritte: Glauben! nicht mißtrauen! und die vierte: Hoffen! Die ſprachen dieſen Abend alle ſo laut ... Die Tür zu ihrer Terraſſe war offen, ſie trat hinaus. An die Brüſtung gelehnt ſtarrte ſie in die Waldesnacht. Die ganze Welt ſchien totenſtill; nur daß ein leiſes Windesrauſchen durch die Tannen ging, wie ein Atmen, Seufzen. Selma horchte; ja, es ſchien ein Rhythmus darin zu ſein, wie in unſerm Atmen; eine ſanfte, heimliche Muſik — melancholiſch wie ihr verſtörtes Herz. Indem ſie dieſen Rhythmus der träumenden Natur belauſchte, erwachten Verſe in ihr; Verſe — wie lange ſchon nicht mehr! Vor Jahren, im erſten Seelenfrühling, hatte ſie ſo gern und ſo viel gedichtet; dann auch ernſtlich gelernt, wie man's

macht, wie man Verſe aller Arten formt; denn halb wollte ſie nichts tun, wie die Dilettanten nicht! Dann war aber das heilige Streben über ſie gekommen, mitzuwirken, zu helfen, am „ſauſenden Webſtuhl der Zeit" zu ſitzen, ein würdiges Kind ihres ſich befreienden Geſchlechts. Da hatte ſie das tändelnde Dichten verlernt; feſte, markige Proſa ſchreiben! Leſſing! Luther! Für die große Sache!

„Ich ſehne mich nach tiefſtem Haß auf ihn —"

Da kamen ſie, die Verſe, als wehte ſie der ſeufzende Wind aus dem Wald heran. Ihr war ſo weh und ſo wirr zu Mut. Wie oft hatte ſie ſchon gedacht: es gibt keinen Edmund mehr! ich bin frei wie je! Und nun lag er ihr wie ein Alb auf der Bruſt. Aus dem nachtſchwarzen Tannicht kroch ein verrückter Traum hervor und zu ihr hinauf: als wäre ihr Haus von Edmund umringt — als wär' er der Wald — ein Ungeheuer, eine Gewalt, ein Naturelement — etwas Unüberwindliches. Als werde er auf die Terraſſe kommen, um ihr Ich zu ſaugen, zu trinken, wie die Nacht den Tag ...

Sie floh vor dieſem ſchaurigen Unſinn wieder zu den Verſen; da war doch wenigſtens Sinn und Verſtand!

„Ich ſehne mich nach tiefſtem Haß auf ihn —"

Eine Luſt des Formens kam über ſie, wie in alten Zeiten. Eine ſchmerzliche Wolluſt war's, den Pfeil in ihrer Bruſt herumzudrehn, ihr ſtolzes Herz recht hinabzuquälen:

„Ich ſehne mich nach tiefſtem Haß auf ihn;
Ich ſehne mich, den böſen Haß zu haſſen.
Ich ſehne mich, was er mir angetan,
Das ewig Unbegreifliche zu faſſen.
Ich ſehne mich nach Wahrheit und nach Wahn,
Ich ſehn' mich, aller Sehnſucht zu entfliehn,
Und ach! von ihr allein kann ich nicht laſſen."

Um Gotteswillen! dachte ſie entſetzt, wonach ſehn' ich mich? Wie kommt mir der Vers? Iſt der nicht nur Dichtermuſik — oder die Seligkeit, ſich wehzutun? — Es überſchauerte ſie; es fröſtelte ſie; aus dem Wald, aus der noch feuchten Nacht kam auch wirklich Kühle und kroch ihr, wie vorhin der Traum, ans Herz. Mich friert, dachte ſie, daher all das wehleidige, feige Zeug! Sie ging in ihr warmes Zimmer zurück; ſie ſchloß die Terraſſentür. Sie zündete ſich eine Kerze an, um ſich zu entkleiden; ja, zu Bett und ſchlafen!

Endlich lag ſie unter ihrer Decke da. Das Licht war gelöſcht, die Augen zu. Verſinken und vergeſſen! — Es waren aber zwei in ihr, die ließen ihr keine Ruhe, wollten keine Ruhe; zwei „Gewaltige", wie ſie nun fühlte, dachte: ihre Scham, ihr Stolz. Die riſſen ihr die Augen auf. So im Schlaf vergehn? Nach ſo einem elenden Herzensſeufzer, ſo einem Verzagungsgedicht in die „Baba?"

Nein! Erſt ein andres Lied! „Selma Behrend, wach auf!" ſagte ſie laut. „Selma Behrend, die nach Freiheit ringt! die wie die Märtyrerin von Roſtock fühlt!"

„O laßt mich nicht beiſeite ſtehn,
Ihr Kämpfer auf der Menſchheit Höhn —"

Ja, da kam's. Sie war erwacht. Aus der ſich befreienden Bruſt, aus der feierlichen Stille der Nacht kamen die Verſe:

„O laßt mich nicht beiſeite ſtehn,
Ihr Kämpfer auf der Menſchheit Höhn,
Um die des Schickſals Kugeln fliegen.
Ich bin kein Mann, doch männlich fühlt mein Herz;
Schande fürcht' ich, nicht Sturm noch Schmerz,
Ich will mit euch kämpfen und ſiegen!

Die Träne, die mein Auge weint,
Den Armen, den Knechten iſt ſie gemeint,
Nicht ob ich ſelber mag verderben.
Fordert die Freiheit Opferblut?
Ich habe Mut, Feuer und Wut,
Ich will mit euch fallen und ſterben.

Ein Panzer liegt um meine Bruſt,
Der heißt: frei ſein, o höchſte Luſt!
Was fürcht' ich Leid und Gefahren?
Eiſen mein Herz! Stahl mein Gebein!
Feuer mein Blut! Und muß es ſein,
Will ich zur Hölle fahren!" — —

Es war da, das Gedicht. Selma Behrends Schlachtgeſang. Sie wiederholte ſich's laut; als ſie zu den letzten Verſen kam, jauchzte etwas in ihr. Sie war wieder jung; wild jung; und auf ewig jung ...

Sie ſtand auf, machte Licht, nahm ein Blatt und ſchrieb die drei Strophen auf. Dann blies ſie gegen das Licht, es erloſch. Sie ſprang ins Bett. „So, nun kann ich ſchlafen!"

Viertes Buch

Renate und Josephine lagen in ihren Zwillingsbetten; es war die letzte Juninacht. Sie konnten nicht schlafen, beide nicht. Renate öffnete die heißen, überwachten Augen; das Zimmer war so hell, der noch zunehmende Mond schien so golden, so frech herein. Sie mochte sich nicht rühren, sie zögerte, endlich stand sie auf und zog die Vorhänge zu; es ward wohltuende Dämmerung. Sie legte sich wieder hin. So, nun wird man schlafen!

Eine Weile lagen sie still. Dann wälzte Josephine sich hin und her; „zu stickig!" hauchte sie. Mit einem raschen Entschluß war sie aus dem Bett — Renate schläft wohl schon! dachte sie — und zog die schweren, luftabsperrenden Vorhänge wieder zurück. Durch die offenen Fenster kam nun wieder das leise Windchen, das ein wenig kühlte. Freilich kam auch wieder der helle Mond. Aber man macht ja die Augen zu. . . .

Sie lagen wieder Bett an Bett. — Hab' i ch eben geseufzt, dachte die halbverträumte Renate, oder war's J o s e p h i n e? — Sie horchte. Ja, es wurde nebenan geseufzt. Doch als wäre das ansteckend, kam

nun auch ein leiſer, langer Seufzer aus Renatens Bruſt. Ach Gott! dachte ſie. Wie anders iſt das dieſe Nacht damals, in meinem Zimmer, als wir uns lachend die Arme fielen! Und vorher — denſelben Tag — als wir ſo luſtig Beifall klatſchten, weil Edmund Pinelli unſern Bund ſo ſchön vor den Geſchworenen verteidigt hatte! — Sie ſeufzte noch einmal; aus Vorſicht in ihre Decke hinein.

Joſephine hatte es aber doch gehört. „Warum?“ fragte ſie mit matter Stimme.

„Hab' ich geſeufzt?“ fragte Renate zurück.

„Ja.“

„Na, du auch, vorhin.“

Sie ſagten beide eine Weile kein Wort. Endlich hielt Joſephine es nicht mehr aus. „Gott im hohen Himmel! Wir ſeufzen beide und keine geſteht der andern, warum. Iſt das unſre Aufrichtigkeit? Wir, die wir uns immer alles, alles ſagen?“

Renate faßte ſich ein Herz und fing an: „Wir ſind wohl alle beide verrückt.“

„Wieſo?“

„Wir ſind wohl in dieſen Rechtsanwalt wie zwei kleine Mädchen verliebt!“

„O Gott!“ flüſterte Joſephine. Lauter mochte ſie von dieſer entſetzlichen Sache noch nicht ſprechen. Sie, die der Ehe ſo glücklich entkommen war, und der Liebe auch; für immer und ewig! hatte ſie gedacht. Und nun, wie Renate ſagte, wie zwei kleine Mädchen — —

„Iſt es zum Weinen oder nicht?“ kam es wieder von Renatens Bett.

Josephine seufzte, nun ganz aufrichtig. „Unser idealer, beneideter Bund!"

„In dem wir so himmlisch glücklich waren."

„So frei!"

„Wie zwei Engel!"

„Den er so schön verteidigte!"

„Ja — und hat ihn zerstört!"

Josephine bebte. „Nein, nein, nein — sag das nicht. Wie kannst du das sagen? Zerstört? — Er mußte nun aber auch alle Tage kommen! Oder doch fast jeden Tag. Immer, immer wieder —"

„Und wer hat sich darüber gefreut?" rief Renate. „Du nicht?"

„Ach ja. Alle beide. Er war oft so herzig, so lieb! — Aber sag nicht das schreckliche Wort: zerstört. Das ist ja unmöglich! Das kann kein Mensch! Nein, das wollen wir nicht, das dulden wir nicht; — lieber will ich sterben!"

„Ich auch. — Wir müssen was dagegen tun, Fine; uns wehren wie zwei Löwinnen."

„Aber was denn tun?"

„Ich weiß es noch nicht."

„Ich auch nicht. — Einstweilen schlafen; das Wachen macht ja ganz verrückt."

Renate seufzte: „Ich kann nicht. Der Mond!"

„Ach verzeih," sagte Josephine weich, zerknirscht. Sie stand auf und zog die Vorhänge wieder zu; wenn's auch stickig ist! dachte sie. Dann kam sie zu Renate ans Bett, kniete auf den Teppich nieder, legte ihre Hände auf den Bettrand. „Ach, Renate!"

Renate nahm Josephinens Hand und drückte sie; legte ihre eigne Hand auf Josephinens weiches Haar. „Ja, ja. — Laß uns siegen, du! Wie können wir diesen Mann —"

„Alle beide!"

„Wir sind verrückt!"

„Ja, was ist denn so viel an ihm?" fragte Josephine; ihr wuchs der Mut. Ein unbestimmtes, herzhaftes, schiebendes Gefühl: ihn einander verekeln! fuhr ihr durch den Kopf. „Seine Eitelkeit. Seine Siegerblicke! Denn das kannst du nicht leugnen, er —"

„Ach, ich leugne ja nichts," unterbrach Renate. „Ein Don Juan! Ein Egoist. Über L e i ch e n geht er!"

Josephine nickte eifrig. — „Und zuweilen so wunderlich."

„Ja, als verlör' er den Verstand!"

„Und — und er hat so viel," seufzte Josephine.

„Ja, das hat er. Z u viel!"

„Zu wenig Herz, meinst du."

„Ach ja!"

Josephine sann darüber nach; sie nickte; dann schüttelte sie aber doch den Kopf. „Aber v o r g e s t e r n, weißt du: wie lieb war er zu unsrer kleinen Freundin, dem Evchen, als die mit uns aß."

„Ja — da war er himmlisch."

„Und wenn er gegen die Kommerzienräte und gegen die großen, schnöden Arbeitgeber losbricht; wenn er ein ‚Herzenssozialist' wird, wie er neulich sagte —"

Renate nickte, halb widerwillig. „Und wie ritterlich ist er gegen dich."

„Gegen dich etwa nicht?"

„Ach ja. Gegen beide."

„Ach ja. Ein unausstehlich reizender Mensch!"

Sie seufzten wieder.

Sie lagen still.

Gott, o Gott, wie stickig! dachte Josephine. Sie sagte aber lange nichts. Endlich warf sie doch hin: „Ach, der Mond schien so gut herein."

Jetzt stand Renate auf — sie sagte kein Wort — und zog die Vorhänge wieder zurück. Dann glitt sie in ihr Bett.

Josephine suchte Renatens Hand; nach einer Weile fand sie eine und drückte sie dankbar. Sprechen mochten sie beide nicht.

Der Tag kam; sie schliefen ein.

* * *

Lorenz kehrte am nächsten Abend von allerlei Geschäften etwas später als gewöhnlich heim; zwei warteten schon sehr auf ihn, das Nachtessen und Schwester Riekchen; die Schwester hatte ein auffallend wichtiges Gesicht. Es gehörte aber zu ihren (nicht wenigen) Grundsätzen: erst läßt man den Menschen essen, dann sagt man ihm, was einen drückt! So hielt sie es auch heut; sie erlaubte sich nur (wie gewöhnlich), dem Gesicht seinen bedeutenden Ausdruck zu lassen, mit Nachdruck zu schweigen, ganz unerhebliche Fragen zu tun, und sich dann und wann durch ein kleines vorläufiges Räuspern zu entladen. Lorenz überstand dies alles mit seiner vielgeübten Tapferkeit; er aß gut, aber mit

einer leichten, nicht unangenehmen Spannung: was ſie heut wohl hat? — Als er bei der Zigarre angekommen war, lächelte ſie mütterlich vergnügt: es hatte ihm geſchmeckt. Dann lehnte ſie ſich im Schaukelſtuhl zurück: „Du, ich muß dir was ſagen.“

„Das weiß ich,“ antwortete er. „Gib's von dir!“

„Ach, was du wohl weißt. Du weißt gar nichts. Ich war nämlich heut bei den beiden, bei Joſephine und Renate; du, da iſt der Teufel los! — Ich hab's aber ſchon gedacht!“

„Ich auch.“

„Ach, was du dir wohl gedacht haſt. Es iſt nämlich eine ernſte Geſchichte; ſonſt ſagte ich ja auch kein Wort! Alſo Frau Joſephine, die malte; und Renate — die wohl immer etwas ſchneidiger iſt; ſie hat ja auch fidelere Augen — ſie winkte mir ſo und nahm mich mit in ihr Zimmer. Und da kriegte ſie's denn mit dem grauen Elend und alles kam heraus! Daß ſie — daß dieſer Edmund Pinelli — ich ſoll es zu keinem Menſchen weiterſagen —“

„Und darum ſagſt du's m i r, Riekchen.“

„Ach d u — du m u ß t es ja wiſſen; hör' nur zu! Dieſer Edmund Pinelli alſo — — ich hab' es ja kommen ſehn! Wie die Männer ſind! Seit Selma Behrend nichts mehr von ihm wiſſen will, hat er ſeine Augen auf die beiden lieben, guten Mädchen geworfen — und hat ihnen ja wohl allmählich den Kopf verdreht — denn das kann er ja. Er kommt faſt jeden Tag, ſagt Renate. Und ſie ſind ſo unglücklich, ſagt ſie; denn wie war es ſchön zwiſchen ihnen beiden, und nun haben

ſie die Unbefangenheit verloren, jede horcht, wie's wohl mit der andern ſteht; keine weiß, wie es werden ſoll. Sie denken ſich hundert Sachen aus: ihm einen diplomatiſchen Brief ſchreiben — ihm das Haus verbieten —"

„Wie können ſie das!" rief Lorenz aus.

„Nein, das können ſie nicht. Das ſehn ſie auch ein. Aber ſie wiſſen ſich keinen Rat. Es iſt wirklich l ä c h e r l i c h, k o m i ſ c h, ſagt Renate; dabei kamen ihr aber Tränen in die Augen. Ich dachte: ich verſteh' ſchon; ihr wollt ihn loswerden und ihr könnt es nicht! Ihr habt eure Gefahr nicht gekannt, weil ihr dumme, unſchuldige Dinger ſeid. Nun ſeid ihr wie Fiſche im Netz und zappelt!"

„Ja, du kluges Riekchen, ſo wird's wohl ſein. Aber was ſoll man da tun?"

Riekchen richtete ſich auf, daß der Schaukelſtuhl ins Pendeln kam. „D u, d u mußt was tun. Du mußt helfen, Bruder!"

Helfen. Lorenz hörte das Wort und es nickte auch ſchon jemand in ihm dazu; es ſchüttelte ihn faſt. Es fing auch ſchon ein unbeſtimmtes Denken und Sinnen an. Das wollte er ſich aber nicht merken laſſen; nie! Wozu? — Sich den Kopf krauend (das tat er in ſolchen Fällen oft) und recht hilflos lächelnd erwiderte er, ohne die Schweſter anzuſehn: „Ja, was kann i ch dabei tun?"

„Ach, du kannſt bei a l l e m was!"

„Ach du lieber Gott. Wie oft hab' ich mir die Finger verbrannt!" — Lorenz dachte an Selma und

Wally, an Henriette, die Braut seiner Jugend — und an allerlei. Der Vorbeihelfer! dachte er. Es lachte aber schon jemand in ihm über dieses Wort. Helfen! sagte jemand. Ihm war auch plötzlich, als wüßt' er schon, wie. Himmeldonnerwetter, ja, das muß gehn! — Er zog aber wie einen Schleier ein langsames, langes Lächeln über sein viereckiges Gesicht. „Nein, nein, nein, das rühr' ich nicht an. Mir fällt aber eben ein, ich muß noch — — Du, Riekchen, wo ist mein Hut?"

„Kind, der hängt ja draußen. Was willst du?"

„Noch einen Gang machen." Er legte die Zigarre weg.

„Ja, willst du denn nicht erst zu Ende rauchen?"

„Nein, ich mag nicht mehr."

Er lächelte schon wieder; es war eigentlich ein schönes Lächeln. Riekchen nannte es aber bei sich sein Schurkenlächeln; sie kannte es schon lange. „Aha!" sagte sie. „Wenn du so davonrennst, dann hast du allemal was im Sinn!"

„Und so kluge Kinder wie du, die leben nicht lange."

„Ach so sag' doch. Was willst du?"

„Riekchen, wenn ich wiederkomme. — So'n schöner Abend! Adieu!"

Draußen am Humboldthafen standen offene Droschken, Taxameter; Lorenz sprang in eine hinein und fuhr zur Augsburger Straße, in der späten, langsamen Dämmerung, durch die laue Luft. Er kam in die Wohnung im Gartenhaus; Josephine und Renate saßen jede in ihrem Zimmer, Renate schrieb einen Aufsatz

mit Illuſtrationen für ein Berliner Blatt, Joſephine ſchrieb einen Brief. Das hab' ich auch noch nie geſehn, dachte Lorenz, daß ſie ſo getrennt ſitzen; ſonſt immer bei einer Lampe an einem Tiſch! Er nahm nach der erſten Begrüßung Renatens Arm und führte ſie zu der Malerin; dann knickte er vor beiden zuſammen und bat um Entſchuldigung wegen der ſpäten Stunde und der unmanierlichen Störung. „Mir iſt aber bei dem ſchönen Wetter plötzlich ein ſchöner Gedanke gekommen; und damit ihm nichts verloren geht, bin ich jählings herkutſchiert!"

„Was iſt denn das für ein ſchöner Gedanke?" fragte Joſephine.

„Eine Gebirgsreiſe — wir drei! — Heut der erſte Juli; und der Himmel blau! Und neulich ſprachen wir ja davon; Sie hatten die ſchönſte Reiſeluſt; es fehlte nur das kleine Geld. Ich hab' jetzt grade umgekehrt zu viel davon. Und wenn ich mit zwei ſo lieben Gäſten reiſen dürfte, das wär' ja das Himmelreich! Sie wollten gern ins bayriſche Gebirg, wiſſen Sie noch? Kochelſee, Walchenſee, Partenkirchen, Eibſee, Baderſee und ſo weiter. Das hab' ich mir auch ſchon lange gewünſcht!"

Er rieb ſich die Hände.

Die beiden ſahen einander an. Edmund Pinelli! dachte Renate. Joſephine dachte: von Edmund weg?

Lorenz ſah die beiden an und dachte: Was ihr euch jetzt denkt, das weiß ich. Aber das will ich ja grade: weg! Aus den Augen, aus dem Sinn. Das hat ſich doch ſchon oft bewährt!

„Sie machen einen ja ganz närriſch," ſagte Renate endlich. „Wann wollten Sie denn —?"

„Ja, wann denn?" fragte Joſephine.

„Morgen abend!" antwortete Lorenz gemütlich, als verſtünde ſich das von ſelbſt. „Allerſchönſte Reiſezeit, mit den längſten Tagen! Übermorgen vormittag in München; gleich weiter, wenn's beliebt; Mittageſſen am Kochelſee. Ich bin oft gereiſt, aber noch nie mit ſo lieben Gäſten! Sie wollen mich nicht unglücklich machen, das weiß ich. Wer nein ſagt, der iſt nicht mein Freund. Aber die Welt wird ſehn, daß ich Freunde habe!"

Renatens und Joſephinens Augen hatten ſich ſtumm gefragt und geantwortet; ſie hatten nun beide denſelben Glanz, und wohl auch dasſelbe Feuchte darin. Die kleine, zierliche Renate ſtellte ſich vor den großen Lorenz hin. Sie ſchaute ihm in das gute Geſicht.

„Na?" fragte er.

„Erlauben Sie, Herr Lorenz, daß ich Sie umarme?"

Er machte die Arme weit auseinander. Er ſtrahlte.

„Gott," ſagte Renate, „wie rührend bietet er mir ſeine breite Bruſt!"

Sie umarmte und küßte ihn. Er küßte ſie auch und dankte Gott.

Als er ſich wieder allein und verlaſſen fühlte, ſtand Joſephine vor ihm. „Erlauben Sie, Herr Lorenz, daß ich Ihnen Renatens Umarmung wieder abnehme?"

Er ſträubte ſich nicht. Es ward faſt noch lieblicher. So weit, dachte er, iſt ja Helfen eine ſchöne Sache!

Dann ſah er, wie ſich die beiden Huldinnen gegen-

überſtanden. „Joſephine!“ „Renate!“ hörte er, weiter nichts. Er ſah aber, wie ſie ſich in die Arme fielen.

* * *

Die erſte Reiſewoche war vorüber; vier Tage wohnten Lorenz und ſeine Gäſte ſchon beim „Fiſcher“ am Walchenſee. Sie hatten da unten im Vorland den Kochelſee halb umwandert, befahren, waren im Autoomnibus auf der wunderbaren neuen Straße heraufkutſchiert, hatten all die ſchönen Wege am Walchenſee gemacht. Nach einem ſtarken Gewitterregen war wieder herrliches Wetter; die drei ſtanden auf dem Balkon der beiden Damen, über der langen Speiſeterraſſe, und träumten auf den See hinaus. Er blaute ſo ernſt, ſo tief; die Waldberge, die ſeine weite Fläche umrahmten, ſonnten ihr ſchwärzliches Grün ſo ſchön; und das mächtige Karwendelgebirge ſtieg mit ſeinen Zinnen und Kuppen wie eine geheimnisſchützende Felſenmauer hinter den Waldbergen auf. Joſephine, die dieſes Bild in Gedanken malte, deutete mit ihrem kleinen Zeigefinger hin: „Was das Gebirg für Farben hat. Wie ſagte doch Kleiſt? Zum Erſchießen ſchön!“

„Ja, ja, ja,“ entgegnete Lorenz; „aber wenn man die ganze Pracht ſehen will — auch das Wetterſteingebirge da rechts — dann ſetzt ſich der kluge Menſch in ein Boot und rudert hinaus. Das hab' ich heute früh getan, als die Damen noch Toilette machten. So weiter im See — ich ſage Ihnen! Da wird einem anders. Da fallen einem die älteſten Sachen ein; mir wurde wahrhaftig ſo andächtig zu Mut, wie in

meiner Knabenzeit. Gondeln liegen da ja genug; in der Ecke beim ‚Jäger‘ und hier beim ‚Fischer‘. Ich rudere Sie; wenn nicht die Damen —“

Renate hob einen Finger drollig in die Höhe, als würde in der Schule gefragt, wer es weiß: „Ich will rudern! ich!“

„Dann steuere ich!“ rief Josephine.

„Und ich,“ sagte Lorenz, „lasse mich über Bord ins Wasser fallen. Dann hat jeder das Seine zu tun!“

Sie nahmen ihre Hüte und gingen; nach ein paar Minuten saßen sie im Boot. Sie fuhren gleich der Mitte zu; Renate ruderte kräftig und kunstgerecht; „wie ein Mann,“ sagte Lorenz. Renate rümpfte die Lippen: „Ja, so sagt ihr immer. Als wäre das eine hohe Ehre für uns. Aber der Tag wird doch wohl endlich auch mal kommen, wo man sagen wird: sie rudert wie eine richtige Frau!“

Lorenz’ gemütlicher Baß lachte auf. Er ließ die Damen rudern und steuern und genoß sein Leben, bis sich das ganze Bild der Hochgebirgsketten vor ihnen ausgebreitet hatte; dann rief er endlich: „Bitte, halt! Die Waffen nieder!“ Renate hörte auf zu rudern, legte die Arme ineinander und sog wie Josephine die Welt mit den Augen ein. Man sah nun erst ganz, wie der schöne See von stolzen Bergen umringt war; gegen die Ebene zu überragten ihn der Jochberg und der Herzogsstand, an den sich der Heimgarten schloß. Nach Süden hatten sich wie Heere die gewaltigen Felsenmassen vorgelagert, die bei dem höchsten Gipfel, der Zugspitz, enden. So eingekesselt lag der tiefblaue,

faſt unbewegte Waſſerſpiegel in erhabenem Frieden, in noch immer wenig geſtörter Einſamkeit da; denn nur dann und wann erglänzte ein fernes Haus im Sonnenlicht oder ſchimmerte ein Kapellchen her. Die beiden Hotels hinter ihnen erinnerten freilich an die große Welt, an die neue Zeit. Aber noch rauſchte kein Dampfer über das weite Rund oder an den ſchön bebaumten Uferſtraßen hin; nur ein paar bunte Gondeln ſchwammen vom Dorf Walchenſee her oder aus dem Seewinkel von Sachenbach zurück.

Ja, ſchaut nur, ihr lieben Herzchen! dachte Lorenz und betrachtete die Beſchauerinnen, mit dem Helferblick. Sie gefielen ihm; bis jetzt ging's ja gut! Etwas blaß, nervös, unausgeſchlafen waren ſie alle beide geweſen, als es auf die Reiſe ging; nun hatten ſie ſchon wieder was Blumiges, wie Röslein in der Sonne. Sie ſchienen ja auch gottvergnügt; konnten prächtig lachen, hatten Luſt zu allem; rührend beſcheiden, rührend dankbar. Kurz, wenn's ſo bleibt, dachte er — noch etwas bange — dann gewinnen wir wohl das Spiel! — Vom weſtlichen Ufer her erklangen auf einmal Trompetentöne, der Anfang einer Melodie; alle drei horchten auf. Die Töne wiederholten ſich bald; ſie kamen lieblich über das Waſſer herüber, in der weichen Stille. „Was iſt das?" fragte Renate, die eben an Edmund Pinellis Geigenſpiel gedacht hatte.

Joſephine hatte ſchärfere Augen; „ach!" ſagte ſie. „Das iſt ein Automobil, auf dem Uferweg!"

Lorenz nickte: „Richtig! Ein luſtig buntes Auto; das von Dorf Walchenſee nach unſerm Urfeld und wohl

nach Kochel hinunterfährt. — Ja, die neue Zeit! Dies war einmal ganz ein andrer See; wirklich einsam, still. Da, wo jetzt die sogenannten Hotels ‚zum Fischer‘ und ‚zum Jäger‘ stehn — wissen Sie, warum die ihre Namen haben? Weil da früher wirklich nur ein Fischer und ein Jäger wohnten; sonst in diesem ganzen Winkel kein Mensch. Jetzt krabbeln da die Hunderte von mehr oder weniger liebenswürdigen Fremden aus halb Europa herum!“

„Ein Fischer und ein Jäger,“ sprach Josephine, die Malerin, vor sich hin; sie stellte sich deren Häuschen vor, und die barfußen Kinder, die im Uferwasser wateten. „Ach, da war's hier schöner!“

Lorenz lächelte: „Man konnte aber nicht zu Mittag und zu Abend essen, und hatte keinen Balkon.“

Josephine warf einen dankbaren Blick auf den Reisemarschall: „Ach ja, unser Balkon ist lieb! — Aber Renate, weißt du noch? Als wir die drei Tage auf Rügen bei den Fischern und Jägern —“

„Na, und ob!“ rief Renate. „Das war famos!“

„Das war nämlich so: wir nahmen uns einmal vor, so drauf los zu wandern wie Handwerksbursche, wo es keine sogenannte Kultur, keine Gasthäuser, keine Fremden gibt! Und auf der Insel Rügen, aber im unbekannten Westen, marschierten wir eines frühen Morgens in die Welt hinein. Wir wußten von nichts, hatten keine Landkarte, keinen Bädeker; ein Ränzlein auf dem Rücken und ein bißchen Geld, sonst nichts. Manchmal kam ein Dorf, manchmal ein Wald, irgendwo ein Jäger drin; dann eine Bucht oder ein Bodden —

die haben ſie da ja überall — wo ein armer Fiſcher wohnte wie in den alten Märchen. Sie ſtaunten uns alle an — natürlich —"

„Wie Bären oder Affen," warf Renate dazwiſchen.

„Aber keiner tat uns was," fuhr Joſephine fort.

„Ja, und keiner n a h m uns was," ſetzte Renate hinzu.

„Nein, wir konnten unſer Geld nicht loswerden —"

„Als wir wieder nach Hauſe kamen, hatten wir beinahe mehr Geld als vorher!"

„O Gott, Renate, du übertreibſt. — Aber das iſt wahr: märchenhaft billig haben wir gelebt!"

Renate lächelte: „Und Joſephine, die nie übertreibt, ſagte jeden Augenblick: du, das wär' ein Bild! — Du, guck dieſe kleinen Bengel an; wenn ich die jetzt abpinſeln könnte. — Du, dies iſt doch ein prachtvoller maleriſcher Dreck!"

„Kurz, es war eine wunderſchöne Reiſe," ſagte Joſephine.

„Ja, und unſer Evchen — als wir wieder nach Berlin kamen —"

„Und ihr die ganze Reiſe erzählten —"

„Die ſetzte ſich dann hin und machte ein ganzes Buch darüber; das heißt, wiſſen Sie, ein Bilderbuch. Und wenn wir das anſchauen —"

„Sie hat es uns geſchenkt —"

„Dann machen wir die ganze Reiſe noch einmal; — es iſt ſo ein rührendes Buch!"

Die beiden Freundinnen wurden ſtill. Sie ließen wieder die Augen wandern, auf dem See herum. Sie

verſanken dann allmählich in ſich, eine wie die andre. Die lieben Geſichter wurden ernſt, wehmütig; oder was? Endlich ſeufzte Joſephine — und Renate folgte.

Holla! dachte Lorenz, dem das Herz plötzlich ſtillſtand. Iſt das doch wieder Edmund Pinelli? Soll das H e i m w e h heißen? — Helf' ich wieder einmal vorbei?

Er ſah ſie forſchend an, alle beide. Er rückte auf der Bank. „Was iſt Ihnen?" fragte Renate endlich. „Warum machen Sie ſo furchtbar finſtere Augenbrauen?"

„Tu' ich das?" fragte er.

„Ja. Und wie. — Iſt Ihnen was an uns nicht recht?"

Seine große, rötliche Hand wehrte ab: „Was ſollte mir nicht recht ſein? — O nein. — Nein. Ich dachte nur —"

„Ach," ſagte Joſephine jetzt und ward reizend rot, „er hat uns ſeufzen gehört! — Ach, nicht wahr, lieber, guter Freund, ich hab' recht. Sie denken nun vielleicht —"

Er wehrte wieder ab: „Ich? Was ſollt' ich denken?"

„Daß wir ein paar undankbare Frauenzimmer ſind — die in ſo 'ner ſchönen Stunde, auf ſo 'nem göttlichen See nach was anderm ſeufzen. Es war auch ſchauderhaft dumm von uns; hab' ich recht, Renate?"

„Na ja, gewiß, du haſt recht. Es war — reichlich kindlich! — Ich glaub', du haſt dasſelbe gedacht wie ich. Da wir grade von —"

„Ja freilich. Davon kam es. Lieber Freund, verzeihen Sie. Mir fuhr durch meinen dummen Kopf,

als ich so herumsah: es ist hier für uns allein zu schön!"

Lorenz verstand kein Wort. Er stammelte beinahe, denn ihm war unheimlich zu Mut: „Ja — erlauben Sie. Wer fehlt denn noch?"

„Unser Kind!"

„Was? — Sie haben ein Kind?"

„Ach, das wissen Sie ja; haben Sie's nicht bei uns gesehn? Evchen Traugott; unsre kleine, süße —"

Lorenz lächelte, wundervoll erleichtert; ihm war sogar, als müßt' er lachen. „Evchen Traugott? Nein. Bei Ihnen gesehn? Hatte noch nicht die Ehre. Die nennen Sie Ihr Kind?"

„Ja, wir beide," antwortete Renate; „unser Kind. Die Tochter unsrer Freundin Julie Traugott; das Ding ist uns so ans Herz gewachsen — wir sehen sie nur nicht oft genug. Sie ist sehr musikalisch, das süße Evchen; aber vor allem das Zeichentalent! Und besonders Tiere; und besonders Humoristisches. Alles, was wir ihr von unsrer Wanderung in Rügen erzählt haben, das phantasierte sie nach, aufs Papier! — Und als Josephine und ich heute morgen beim Aufstehn —"

„Evchens Photographie aus dem Koffer nahmen und —"

„Da gestanden wir's uns so nach und nach: die Sehnsucht nach dem Kind. Und darum kamen wir heut zum Frühstück so spät!"

Die Sehnsucht, die ist ja recht! ging dem Lorenz durch die befreite Brust. Ist ja eigentlich ein schönes Symptom. Die Sehnsucht nach Evchen Traugott

hurra! — Er ſchaute faſt gerührt auf die Frauenzimmer, freute ſich an ihnen; ſie ſahen etwas ſentimental, aber lieblich aus. „Eine Photographie?“ ſagte er dann. „Sie haben von der Kleinen, Süßen eine Photographie?“

„O ja,“ erwiderte Renate; „die reiſt immer mit uns.“

„Und jetzt hab' ich ſie in der Taſche,“ ſagte Joſephine. „Das war vielleicht ein Unſinn: iſt vielleicht mit an dem Seufzer ſchuld!“

Lorenz lachte vergnügt. „Ach, laſſen Sie den Seufzer; — aber laſſen Sie mich doch die Photographie einmal ſehn. Wenn man von der Exiſtenz dieſes Wunderkindes noch keine Ahnung hatte!“ — Er glaubte es aber ſchon zu ſehn, dieſes heiß erſehnte Geſchöpfchen; er machte ſich ſchon ein Bild davon; das hatte er ſich angewöhnt, wie ſo viele Leute. Und ſeit er einmal und dann noch einmal einen Menſchen richtig geahnt hatte, zum Erſtaunen richtig, hatte er nach Menſchenart die Überzeugung gewonnen: ja, mein Vorgefühl täuſcht mich nie! Evchen Traugott ſtand deutlich vor ihm: ein zehnjähriges, frühreifes Ding — etwas zart — ähnlich zierlich wie die Damen im Boot, denen ſie ſo ſehr gefiel. Blond, hellblond. Ernſte blaue Augen . . .

„Da iſt die Photographie,“ ſagte Joſephine; ſie hatte das Bild aus der Taſche gezogen und hielt es ihm hin. Lorenz nahm es in die Hand; er ſtarrte es eine Weile an. Dann blickte er zu Joſephinen auf. „Das iſt wohl eine Verwechſlung. Sie gaben mir da ein andres Bild.“

„Nein, lieber Freund, das iſt Evchen.“

„So groß ist doch kein zehnjähriges Mädchen! Das ist ja 'ne Riesin —"

„Na ja, sie ist groß; aber auch schon dreizehn Jahr, und nicht zehn."

„Nicht zehn? — Ich dachte, weil Sie sagten: ein Wunderkind —"

„Das haben wir nicht gesagt," fiel ihm Renate ins Wort. „Das haben Sie wohl nur so gedacht!"

Lorenz schüttelte die Photographie, die Stirn heftig runzelnd: „Aber dieses Riesenmädel ist ja auch nicht blond; und hat dunkle Augen."

„Freilich, braune Augen. Wir sprachen ja auch nicht von blond."

„Und das Ding hat ja keinen Ernst!" sagte er fast empört. „Ein lustiges, stubsnäsiges, kreuzfideles Gesicht!"

„Ja, lieber Freund, was haben Sie?" fragte Josephine verwundert. „Warum soll ein dreizehnjähriges Mädel nicht lustig sein? — Sie ist eine kleine Humoristin; das macht uns ja glücklich. Sie glauben ja nicht, wie viel Humor dieses Evchen hat. Wenn wir einmal etwas grau gestimmt sind und sie tritt in die Tür und macht irgend ein drolliges, putziges Gesicht — einen Spaß — das ist, als käme der Sonnenschein!"

Renate nickte: „Das ist sie auch. — So urfidel ist die Mutter nicht; hat aber auch einen guten Humor. Und wie die Mutter und das Kind miteinander leben... Wir vier. Wenn wir am Sonntag beisammen sind. Da sollten Sie uns einmal sehn! — Aber Evchen immer

voran — mit den Beinen und mit dem Humor. Die große Tierfreundin. Ein begabtes Kind."

„Unſer Stolz!" ſetzte Joſephine hinzu.

„Ja, und unſer Glück!"

Lorenz nahm die Photographie wieder in die Hand. Er hatte ſie im erſten Unmut auf die Bank gelegt; jetzt wurde ihm ſo weich, er griff nach ihr. Er beſchaute ſie, als hätte er jetzt ein paar andre Augen genommen. Ja, ein humoriſtiſches Geſicht. Gute, kluge Guckerln. Da war nichts zu ſagen. Angenehmer Ausdruck. Für dreizehn Jahre wohl nicht zu groß. — Alſo danach ſehnte man ſich!

„Ihr Glück, ſagen Sie," ſprach er auf das Bild hinunter. „Und ich hatte noch nie von dem Ding gehört!"

Joſephine lächelte ein wenig: „Ach, wir dachten wohl, ſo ein Ding intereſſiert Sie nicht. Und Sie zogen uns immer in ſo intereſſante Dinge und Geſpräche —"

„Und dahinein," ſagte Renate, „paßte Evchen nicht!"

„Hm!" machte Lorenz. Dann ſah er nach der Uhr. „Da haben wir's: es wird Zeit, daß wir heimfahren, zum Mittageſſen. Anna, unſre Kellnerin, wollte uns die beſten Plätze aufheben und die beſten Gerichte. Soll ich jetzt rudern, Fräulein Kapitän?"

Renate ſchüttelte den Kopf; ſie hatte die Ruder ſchon wieder in den Händen. „Ich behalte mein Amt, wenn es Ihnen recht iſt!"

„Und ich bleibe Steuermann!" ſagte Joſephine.

„Wohl, wohl!“ — Lorenz nahm wieder seine ausdrucksvolle Stellung als berufener und genießender Nichtstuer ein. So fuhren sie in den Winkel von Urfeld zurück, auf den „Fischer“ zu. Sehnsucht haben sie! dachte er, seine linke Hand durch das wohlig kühle Wasser ziehend. Aber nach dem K i n d. Hol' mich dieser und jener, da muß ich ja wohl das Kind auch noch kommen lassen!

* * *

„Die drei Urfidelen von Urfeld“, wie Lorenz sie am letzten Abend bei ein paar Flaschen vom Besten getauft hatte, waren nun endlich auch oben auf dem Herzogsstand gewesen (ein paar Tage später); sie wanderten wieder herunter, auf dem schönen Weg, der zuweilen über Wiesen, zumeist durch die Wälder führt. Die Nachmittagssonne ging hinter ihnen her; sie blieben oft stehn und freuten sich, wie von unten zwischen den Bäumen der See heraufblaute; oder sie traten auf ein Wiesenfleckchen hinaus und die Freundinnen pflückten Alpenblumen, während Lorenz die Baumarten, die sich kreuzenden Wege, die herunterschauenden Felsformen studierte. Das ermüdete ihn aber bald, wie es schien; es belustigte ihn auch nicht mehr, die vielen Menschen kritisch zu betrachten, die hinauf oder herunter stiegen, keuchten oder sangen. Er fing an, zu treiben: „Wenn ich bitten darf, meine Hochverehrten — fünfzehnhundert Blumen auf einmal sind genug — wir sollten wieder weiter!“ Oder: „Ja, der See da unten ist schön; unten wird er noch

viel ſchöner; und wenn wir nun wirklich weitergehn, kommen wir auch hin!"

„Was wollen Sie nur, Papachen?" fragte Renate endlich; ſie hatte ihn geſtern abend, bei dem guten Wein, dem ſie ſelber gut war, „Papachen" getauft. „Zum Abendeſſen kommen wir ja auch ohne Trablaufen immer noch früh genug."

„Ja, wenn die Kellnerin, die Anna, nicht wäre!" ſagte Joſephine. „Die hebt immer die beſten Sachen auf —"

Renate, mit tiefem Schelmenernſt, ſtimmte zu: „Ja freilich. Und ſie hat den guten Herrn Lorenz ſo viel gern, wie ſie ſagt —"

„Und ſo klug iſt ſie —"

„Und ſo hübſch; oder ſo ſauber, wie die Bayern ſagen."

„Und der Herr Lorenz ſieht ſie ſo gern!"

Der Herr Lorenz ſchmunzelte, Mund und Augen lachten; das Necken tat ihm ſo wohl, wie der Katze das Krauen; und daß die beiden vergnügt waren, ſtreichelte ſein Helferherz. Es eilte nun aber, daß ſie hinunterkamen. ... „Das halt' ich nicht aus!" rief er und ging mit ſeinen größten Schritten davon. „So erbarmungsloſe Angriffe ertrag' ich nicht!" Er ſtürzte ſich förmlich in den Wald hinein, den Weg hinunter.

Die Damen lachten und liefen ihm nach.

Auch ſo kamen ſie ſchon faſt zu ſpät: als ſie, aus dem letzten Waldſtück herausgetreten, den graſigen Abhang hinter dem Gaſthaus zum Fiſcher hinunter wollten, blieben ſie vor Überraſchung faſt erſchrocken ſtehn. Wer

war denn das, da beim Hotel? der ſeinen Strohhut ſchwenkte und winkte? in einem weißen Kleid mit blauem Gürtel?

„Evchen Traugott!“ rief Renate.

„Nein, es iſt nicht möglich!“ rief Joſephine.

„Doch, es iſt Evchen!“

„Hurra! Hurra!“ ſchrie das Evchen.

Die beiden „Mütter“ liefen hinunter; „bei Gott, unſer Kind!“ Die lange Eva lief ihnen entgegen und in ihre Arme. „Wie kommſt du hierher?“ fragten die beiden zwiſchen den Umhalſungen, immer durcheinander. „So ganz allein?“ „Hat das der Herr Lorenz gemacht?“ „O, das ſieht ihm ähnlich!“ „Und deine Mutter hat dich ſo reiſen laſſen?“ „Und du biſt es wirklich?“

„Ja, ich bin es ganz wirklich,“ antwortete die große Kleine. Dann rief ſie wieder: „Hurra! Hurra! — Da kam neulich ein Brief an Mutti, der war eingeſchrieben; und ſie macht ihn auf und lieſt und lieſt und ſchüttelt den Kopf. Und dann wurde ſie furchtbar komiſch: ‚Was will denn der Menſch? Ich kenn' ihn ja nicht. Meine Tochter ſoll holterdipolter an den Walchenſee. Du ſollſt an den Walchenſee!‘ — Hurra, und ich bin nun wirklich am Walchenſee. Hurra, hurra!“

Sie ſprang wieder der Renate an den Hals, und dann Joſephinen.

„Aber wie iſt das alles ſo geſchwind gekommen?“ „Und was ſtand in dem Brief?“ „Woher haſt du das Reiſegeld?“ „Wie lange war Mama ſo komiſch?“

„Seit wann biſt du unterwegs?" „Sprich doch, Kind! Erzähle!"

Eva Traugott lachte und tanzte einmal um die beiden „Tanten" herum: ſie waren ihr ſo ſpaßig. „O Gott, in dem Brief ſtand viel," ſagte ſie dann ernſthaft; „lauter gute Sachen. Es würde ſich nach mir geſehnt, ſtand darin; und ich müßte kommen; und es wäre auch für einen guten Zweck. Und er wäre auch noch nie beſtraft, und überhaupt ein Ehrenmann; wahrhaftig, das ſtand alles drin! Und ein Hundertmarkſchein lag dabei, in Seidenpapier; und die Reiſezeit und der Weg und alles war genau beſchrieben, bis hier; daß Mutti zuletzt ſagte: damit reiſt auch eine alte Kuh bis zum Walchenſee! Der unbeſtrafte Herr hatte aber auch noch geſchrieben, das hab' ich unterwegs auswendig gelernt: ‚Ein ſo gottgeſegnet begabtes Fräulein von dreizehn Jahren wird ihren Weg ſchon allein vollenden; ſie hat Humor, Schneid und Mut, und Gott ſei Dank, es ſind neue Zeiten!'"

„Nein," ſagte Joſephine, der nun die Augen feucht wurden, „ſo einen Mann wie Lorenz gibt's auf der Welt nicht mehr! — Und du hatt'ſt eine ſchöne Reiſe, Kind?"

„Ach, die fing ja erſt in Regensburg an; die ganze Nacht hab' ich ja geſchlafen! — Auf dem Regensburger Bahnhof ſtand ein Pudel, das war der erſte bayriſche Hund; der bellte auch auf Bayriſch, das klang ſo drollig; den hab' ich gezeichnet. Dann hab' ich in Kochel einen Teckel gezeichnet, eh' der Automobilomnibus abfuhr; der Teckel ſpielte furchtbar frech mit einem rieſengroßen

Neufundländer; das war reizend komiſch. Und dann — — Aber da ſteht ein Herr, der guckt uns immer an und lacht ſich ganz ſtill einen Aſt. Wollen wir den nicht fragen, was er von uns will?"

Die Damen ſchauten hin; das war Lorenz: der war unterdeſſen auch herabgeſtiegen, langſam, ſtillvergnügt. Sie eilten ihm entgegen, nahmen ſeine Hände. „Nein, was ſind Sie für ein Menſch!" ſagte Joſephine. „Das für uns zu tun! — Das iſt ja ein Märchen!"

„Und da ſoll man nicht vor Beſchämung in die Erde ſinken?" ſagte Renate und ſchüttelte den Kopf.

„Und woher haben Sie Juliens Adreſſe und alles das gewußt?" fragte Joſephine.

Lorenz lachte ſie an: „Das war ja nicht ſo ſchlimm. Das hab' ich Ihnen neulich auf der Heimfahrt im Boot ſo unvermerkt abgefragt. Dann hab' ich mich geſchwind, noch vor Tiſch, hingeſetzt und den Brief geſchrieben; und zur Beglaubigung, wer ich bin, hab' ich ein paar Briefchen eingelegt, die Sie beide mir in Berlin geſchrieben hatten, ſie ſteckten noch in meiner Brieftaſche. — Alſo du biſt Eva Traugott! Und du willſt uns die Ehre geben. Grüß dich Gott, Kamerad! Ich dank dir, daß du gekommen biſt. Da haſt du meine Hand!"

Eva machte einen tiefen Knix; dann ſah ſie aber, was für ein furchtbar gutes und gemütliches Geſicht er hatte, und lächelte ihn an. Nein, dachte Lorenz, der ihr Lächeln erwiderte, zierlich und zart iſt ſie nicht; aber kerngeſund. Und hübſch; und vom lieben Gott mit Humor gemacht. Stubsnäſig — Unſinn! Hat

ein allerliebſtes Näschen; ein Adler ſoll ſie ja nicht werden. Die wird für die Reiſe als Sonnenſchein engagiert!

„Alſo willkommen am Walchenſee!“ ſprach er Eva von neuem an und nahm noch einmal ihre warme, zutrauliche Hand. „Ich denke, wir werden Freunde werden; denn wenn ich auch kein Pudel und kein Teckel bin, ich hab' doch auch noch allerlei Tieriſches, alſo Intereſſantes. Bin auch oft unfreiwillig humoriſtiſch, grad' ſo wie die Tiere. Was deine liebe Mutter mir ſagen läßt, das erfahr' ich ſpäter —“

„Sie hat mir ein Briefchen mitgegeben —“

„Alſo das gibſt du mir, Kamerad. Nun ſollten wir aber zur Anna, nämlich zum Eſſen gehn; meine Uhr ſteht auf Appetit.“

„Meine auch!“ ſagte Eva und lachte.

„Alſo dann auf zur Tat!“

Sie gingen ins Haus, der Terraſſe zu, wo man ſo ſchön beim Mahl und beim Wein auf den See hinausſah.

* * *

Im ſchattigen Garten der „Poſt“ zu Partenkirchen hatten ſich die vier am Abend verſammelt; ſie ſaßen an ihrem Tiſch, er war ſchon ihr Stammtiſch, den die Kellnerin Berta ihnen aufhob. Eva war noch glückverträumt, ihre Wangen glühten; der Tag war ſo „ſchauerlich“ ſchön geweſen: im offenen Zweiſpänner durchs Tal dahin, zum Eibſee, zum Frillenſee — nur ein wildgewordener Teich, wie Onkel Lorenz ſagte — und zum Baderſee, mit der nackten Nixe am Grund,

einer wirklichen, gebildhauerten Nixe; vom Boot aus hatten ſie ſie lange nicht finden können und dann doch geſehen. Und kleine Mädchen hatten am Wald geſungen und gejodelt und Onkel Lorenz hatte ihnen Geld gegeben. Und ein wunderſchöner ſchneeweißer Hund, ein Terrier, war im Wald allein ſpazieren gegangen, als wär' er ein verzauberter Prinz; und hatte ſich von ihr ſtreicheln laſſen und ihr verliebte Augen gemacht ...

„Na, und wie ſteht es nun mit den Seen?" ſagte Lorenz heiter. „Vier ſchöne Seen haben wir nun bereiſt; eigentlich fünf; aber der Frillenſee iſt doch nur ein Säugling. Wer iſt nun der ſchönſte? Du, Eva mit dem Sündenfall, wen haſt du am liebſten?"

„Den Kochelſee nicht," erwiderte das Kind.

„Das iſt nur erſt 'ne viertel Antwort."

„Meine Liebe iſt der Walchenſee," ſagte Joſephine. „Er geht ſo zu Herzen, immer mehr."

Renate ſchüttelte den Kopf: „Jetzt ſchwärm' ich für den Eibſee; weil er ſo wunderbar unter der himmelhohen Zugſpitz' liegt."

„Und ich für den Baderſee," rief Eva; „weil da unten drin die verſteckte Nixe iſt."

Lorenz lächelte: „So hat Gott für alle geſorgt!— Na, du kleine Zeichnerin, haſt du die Nixe auch ſchon im Buch?"

Eva holte ihr Zeichenbuch hervor, ſie hatte darauf geſeſſen, und hielt es ihm hin. „Eh' wir heruntergingen, hatt' ich grad noch Zeit! Und ich hab' ſie ganz ſo gezeichnet, weißt du, wie ſie ſich da unten an den

Felsen lehnt und den Arm ausstreckt und so sehnsüchtig nach oben schaut."

Lorenz suchte und fand das Bild. Die Nixe war recht kläglich und unvergnügt anzusehn; neben ihr war aber noch ein hübscher weißer Hund, der wedelte mit dem Schweif. „Wie kommt der Hund denn dahin?" fragte er.

„Ach, weißt du, Onkel Lorenz, ich dachte — — sie liegt da immer so einsam und möchte zu den Menschen. Da hab' ich ihr den Terrier gegeben, der heut im Wald spazieren ging; damit sie nicht allein ist."

Lorenz legte dem Evchen eine Hand auf das schlichte Haar. „Und der Hund ist ja die Krone der Schöpfung; was?"

„Ich hab' sie am liebsten."

Lorenz fing an zu bellen; nicht laut, denn es saßen schon viele Gäste im Garten, aber wohlvernehmlich. Eva sah ihn verwundert an. „Warum tust du das?"

„Ich möchte so gern, daß du mich lieb hast. Darum tu' ich, als wär' ich ein Hund."

Eva lachte laut; was für ein drolliger Mann! dachte sie. Dann kam aber ihre rechte Hand und suchte die linke des Onkels Lorenz unter dem Tisch, nahm und drückte sie. „Wenn du auch kein Hund bist," sagte sie leise, mit lachendem Gesicht, „ich hab' dich doch lieb!"

Vom Gasthaus her erschien ein kleiner Musikantentrupp im Garten, der sich nun ganz mit Gästen füllte, und stieg auf die Empore hinauf, die in der Ecke beim Haus aufgezimmert war und das Innere einer Almhütte oder Wirtschaft vorstellte. Es waren stattliche

Männergeſtalten in gebirgleriſcher Tracht, ein Alter und drei Junge; ſie ſetzten ſich um einen Tiſch, nur einer blieb eine Weile ſtehn, ſprach zu einer Kellnerin hinunter und dann zu einem Gaſt; ſie lachten. Darauf begannen die vier zu ſpielen, auf Gitarren und Zithern. „Was hat er geſagt?“ fragte Lorenz die hübſche Berta, die Kellnerin, die eben vorbeikam und mit der ihn ſeine Damen auch ſchon neckten wie mit der Anna am Walchenſee. „Ich konnt' ihn nicht verſtehn.“

„Das ſind halt ſo ſeine G'ſpaßettln,“ antwortete die Kellnerin.

„Hübſche Leute; hoffentlich k ö n n e n ſie auch was.“

„O, die können viel! Fingerſchnackeln und baßgeigen und zitherſpielen und trompeten; und dazu ſingen und jodeln ſie. Sind nicht von hier, aber auch aus dem bayriſchen Gebirg; ziehn halt herum.“

Eva zitterte ſchon vor Vergnügen und Erwartung. „Und der Gamsbart am Hütl; o, das iſt fein!“

„Ja, ja,“ ſagte Lorenz; „aber der da rechts, der G'ſpaßmacher, ſieht ein bißchen hanswurſchtig aus. Eine Art Nachtmütze auf dem Kopf, Brille auf der Naſe; — jetzt nimmt er ſie herunter. Jetzt ſetzt er ſie wieder auf. Und wie blöd' er nun herlacht! — Der gefällt mir nicht.“

Berta die Kellnerin lächelte: „Ja, aber was der alles kann — werden ſich noch wundern. — Noch 'ne Halbe von Ihrem roten Tiroler? — Leni!“

Sie rief das ihr untergebene „Biermädel“, die blutjunge Leni, die für die Getränke zu ſorgen hatte, und ging.

Von der Empore der Muſikanten kam die erſte Überraſchung: der ſchönbärtige Alte legte ſeine Gitarre hin und ſtand auf; eine andre Melodie begann, die er wie mit Kaſtagnetten zu begleiten anfing. Es waren aber nur ſeine Finger, die aneinander herunterſchnellten und ſchnalzten, was dort Schnackeln heißt. Er machte es ſo kunſtvoll, daß es ganz wie Kaſtagnetten klang; er war unermüdlich, und lächelte ſehr vergnügt dazu. Als das Spiel endete, klatſchte der ganze Garten Beifall; der Alte dankte nicht ohne Anmut und kehrte zu ſeiner Gitarre zurück. Die zweite Überraſchung folgte: ein ernſteres Muſikſtück hob an, der hübſcheſte der drei Jungen, der bisher die Zither geſpielt hatte, nahm eine Trompete vom Tiſch und begann ſie zu blaſen, ſo rein, ſtark und weich, daß Lorenz ſeinen Ohren nicht glaubte; ihm war, er hätte nie etwas Schöneres gehört. Der ganze Zauber, den die Trompete von ſich geben kann, quoll aus dieſem Inſtrument da oben hervor; von der Gitarre mit ſchlichter Mäßigung begleitet. Der Beifall am Schluß war noch ſtärker als vorher. Der Trompeter dankte faſt unbeholfen, mit beinahe ausdrucksloſem Geſicht.

„Das iſt wunderbar," murmelte Lorenz; „es ſcheint, ſeine Trompete hat mehr Geiſt als er."

„So was kommt ja vor," ſagte Renate. „Er hat vielleicht nur ſeine Muſik im Kopf und ſonſt nichts."

„Jedenfalls ein Künſtler, der — — Wie kommt der hierher?"

Die dritte Überraſchung hatte der junge Führer dieſer Truppe als letzte aufgeſpart: nämlich ſich ſelbſt.

Es war der „Hanswurscht“ mit der „Nachtmütze“; er hatte bisher nur auf der Gitarre mitgetan, zuweilen seine Zipfelhaube vorwärts und zurück geschoben, zweimal ein plötzliches „Juhu“ in die Musik hineingeschrien. Als die nächste Nummer des Konzerts begann, warf er ebenso plötzlich, mitten im Spiel, die Gitarre weg und ergriff ein unförmliches, noch nie gesehenes, mächtiges Instrument, auf dem er mit einem großen Bogen wie auf einem Cello hantierte. Es war ein unerwarteter Wohllaut drin; bald spielte aber auch sein ganzer, phantastisch beweglicher Körper mit, hoch aufgerichtet, dann gekrümmt, dann mit der Faust auf das „Cello“ hämmernd, dann wieder süße, zarte Töne hervorlockend. Dazu hatte er ein Singen angestimmt, das mit den Zuhörern machte, was es wollte: er schmetterte ein lustiges Schnadahüpfl heraus, er jodelte, er juchzte, er pfiff; er wurde ernst, sein Gesang wurde voll, groß und schön, er stieg in die Höhe, mit einer Stimmkraft, die verblüffte, hinriß, überwältigte. Eine wirkliche Begeisterung schien in ihn gefahren; seine Augen leuchteten, sein Gesicht veredelte und verklärte sich. Dann ergriff er aber auf einmal ein andres Instrument — ein ganzer Haufe lag um ihn herum —; blies in ein Waldhorn hinein, zupfte eine Mandoline, fidelte auf einer Geige, und sang wieder witzige und unwitzige, harmlose und gewagte Schnadahüpfl in die Nacht hinaus. Als am Schluß der Beifall rauschte, nahm er mit Clownsgebärde seine Zipfelhaube vom Kopf, warf sie in die Luft und fing sie auf; zog sie sich über die Ohren, sprach zum Publikum, holte eine Dose

hervor und nahm eine Priſe daraus, und ſaß endlich rittlings auf ſeinem Stuhl, die zunächſt Sitzenden anlachend.

„Was iſt das für ein Menſch?“ ſagte Lorenz endlich, als er ſich von ſeinem tiefen Staunen erholt hatte. „Iſt das ein genialer Künſtler oder ein Clown aus dem Zirkus?“

„Jedenfalls ein Künſtler,“ entgegnete Renate.

Joſephine ſetzte hinzu: „Und jedenfalls auch ein Clown!“

„Ich bin weg!“ ſagte Eva leiſe. „O Gott, wie iſt er himmliſch verrückt!“

Lorenz ſchüttelte ganz verſonnen den Kopf: „Er m a ch t einen verrückt. Er macht mit einem, was er will. Und als wär' der ganze Kerl Muſik; als könnt' er alle Inſtrumente, die es gibt, wie ein Meiſter ſpielen. — Leni, noch eine Halbe Wein!“

Nach einer Weile kam die große Pauſe; der Alte, der Schnackler, ging im Garten umher, mit Bildkarten von ſich und den andern, die er den Gäſten zum Kauf anbot. Dann folgte ihm der junge Anführer, der „Clown“, ſeine Schnupftabaksdoſe in der Hand; er ſchlenderte auch von Tiſch zu Tiſch, bot überall eine Priſe an, machte mit dem ernſteſten Geſicht die närriſcheſten Späße, nannte jeden du. Eva verfolgte ihn mit den Augen, wohin er auch ging; ſie rutſchte auf ihrem Stuhl, ſie konnte nicht mehr ſtillſitzen: „Ob er auch zu u n s kommt?“ flüſterte ſie den Tanten, dem Onkel zu. „Ob ich ihm wohl ſagen kann, daß er himmliſch iſt?“

Lorenz drückte ihr vor Vergnügen und Mitgefühl die Hand. Endlich kam er wirklich, der Künſtlerclown. Er betrachtete die vier mit ſeinen wunderlichen, funkelnden Augen, in den Mundwinkeln ein in Ernſt gewickeltes Spitzbubenlächeln. Sie ſchienen ihm zu gefallen; er nickte: „Grüß' euch Gott, alle miteinander! Juhu!" — Dann hielt er dem Lorenz die Doſe hin: „Magſt a Priſ'?"

„Ich dank' dir ſchön," antwortete Lorenz und nahm, rieb ſich's in die Naſe; darauf nieſte er und Eva lachte. „Ich muß dir ſagen, ich bewundre dich. Meine Damen auch. Was du alles kannſt! — Darf ich dir ein Glas Wein anbieten?"

„Warum nit?" verſetzte der Muſikant; ſchob einen fünften Stuhl an den Tiſch, ließ ſich einſchenken und trank. — „Man muß doch eppas haben vom Leben; ich hab' die Muſik."

„O ja, die haſt du! — Ich begreif' nur nicht — — darf ich dir was ſagen?"

„Dazu ſan mir ja auf der Welt!"

„Du biſt ſo ein fideler Spaßmacher — aber du kannſt auch ſo ernſt und wunderbar ſingen, haſt ſo große Töne in dir, daß man ſtaunen muß. Könnt'ſt ein großer Künſtler werden — hab' ich mir gedacht. Warum betreibſt du das nicht?"

Der andre ſah Lorenz gemütlich und verſchloſſen an. — „Weil ich halt a Lump bin."

„Ah ſo!"

„Ja."

„Hm! — — Da iſt dann noch dieſer Trompeter

bei euch; wenn der wollte, der könnt' ins größte Orchester kommen, in die erste Stellung."

Der andre nickte: „Glaub' schon. — Aber es steht ihm nit dafür. Bei uns verdient er halt mehr."

„Ah so!"

„Ja. — Die Welt geht nach Geld!" — Der Musikant warf ein paar achtungsvolle Blicke auf Josephine und Renate; sie gefielen ihm offenbar. „Was für zwei bagschierliche Frauen du hast. Sind doch beide d e i n e?"

Lorenz verzog keine Miene: „Wird wohl so sein."

„Und hast von den beiden zusammen e i n Kind?"

„Ja, das hast du erraten."

„Ich gratulier' dir zu dem Kind." Er nickte Eva anerkennend zu: „Da hat's z w e i gebraucht, das versteh' ich wohl. — Grüß' euch Gott alle miteinander!" Er ging zu der Empore zurück.

„O Gott, o Gott, o Gott!" seufzte Eva leise. Sie wußte nicht, wohin mit sich; sie war wie verzückt. „Tante Josephine! Er hat ihm gratuliert! — Und daß z w e i für e i n Kind — —" Ein plötzliches Lachen schüttelte sie. „O Gott, was für ein Unsinn! — Aber wie wonnig, wie süß! — Und wie hat er mich angesehn. — Tante Renate, solch ein Abend! ‚Weil ich halt a Lump bin.' So 'nen Abend hab' ich noch nie erlebt!"

Lorenz sah das vor Lust vergehende Geschöpfchen mit liebenden Augen an; ich wollte, ich h ä t t' so ein Kind! fuhr ihm durch die Brust. Er strich ihr über den Kopf, verhalten lächelnd: „Also drei Mütter hast du nun. Wenn das die Berliner Mutter wüßt'!"

„O mein Mutti, mein Mutti. Wenn die bei mir wär' — und säh', was ich erlebe, und wie furchtbar glücklich ihre Eva ist!"

Sie schüttelte den Onkel Lorenz mit beiden Händen — sie war aufgestanden — und lehnte und drückte sich an ihn: „Du, gib mir mein Mutti! Wär' doch auch mein Mutti hier! daß sie all das mit erlebt!"

Josephine legte ihr eine Hand auf den glühwarmen Mund: „Um Gottes willen, wie kannst du so reden. So was sagt man nicht!"

Eva erschrak, sie fuhr zusammen. „Was hab' ich gesagt? War's so schlimm?" — Sie klammerte sich wieder an Lorenz an: „Hab' ich was gesagt? — Ach, so mein' ich's nicht. Du sollst mir ja nicht meine Mutti geben; das ist ja Unsinn. Ich bin nur glücklich, und weiter nichts!"

Lorenz hielt das Kind im Arm, wie ein Vater; wie warm, dachte er, wie voll Leben, die kleine magere Gestalt! — „Also deine Mutti," sagte er. „Freilich, die sollt' hier sein. Was tut sie nun wohl, während wir hier lumpen? Liegt sie wohl schon im Bett?"

„Ach nein, das mußt du nicht denken," gab das Kind zur Antwort. „Die schreibt nun Briefe — oder liest ein Buch — denn, weißt du, am Tag kommt sie nicht dazu. Da hat sie so viel zu tun, o je!"

„Ja, was hat sie denn da zu tun? — Jetzt fällt mir ein, wie komisch das ist: du hast mir noch nie gesagt, was dein Mutti tut."

„Du hast mich noch nie danach gefragt," erwiderte das Kind.

„Ja freilich, ja freilich. Wir hatten immer was zu ſehen oder zu hören, haben immer gelumpt! — Ich hab' mir nur ſo gedacht: die lebt wie Tante Renate oder Joſephine."

„Ach nein, das mußt du nicht denken. Die hat's ſchwerer, du! Da iſt ein langes Zimmer neben unſerm Wohnzimmer, darin ſitzen viele junge Mädchen und ſchneidern den ganzen Tag. Und eine Direktrice iſt auch dabei, die hat viel zu ſagen; aber eigentlich hat alles M u t t i zu ſagen, denn ihr gehört das Geſchäft. Und davon leben wir ja auch; denn wovon lebten wir ſonſt. Und da kommen immer die Damen, verſtehſt du, die Kleider haben wollen; und da wird beſtellt und probiert und ausgebeſſert und geſchumpfen und vor dem Spiegel gelächelt und ſich rumgedreht. Und ſo gibt es immer Arbeit und Verdruß und Kopfzerbrechen; denn mit ſolchen Damen, das iſt nicht ſo leicht, wie du denkſt. Und wenn Mutti manchmal Abends ſo müd' und ſo blaß im Lehnſtuhl ſitzt — ach Gott, denk' ich dann, wär' ich doch ſchon was, könnt' ich ihr doch helfen. Aber ich bin noch zu dumm!"

Lorenz drückte ſie wieder an ſich, und feſter; dann fiel ihm ein, wo ſie waren, er ließ ſie los und ſchob ſie ſanft auf ihren Stuhl zurück. „Alſo viel Arbeit hat Mutti. Und das hat ſie immer gehabt?"

„Aber nein. Was denkſt du. Sie war ja früher weit, weit fort, in Amerika, und hatte einen Mann! Und wir kriegten dann ein Kind, das war ich, und auch einen wunderſchönen Hund, einen Bernhardiner; der hat aber nicht lange gelebt, wir haben nur ſein

Bild. Und dann ist auch mein Vater gestorben, und wir kamen wieder nach Schlesien zurück; und ich war noch ein kleines Kind, so klein, und wovon sollten wir nun all die Jahre leben? — Da hat meine Mutter — o, die ist tapfer, du, die kann, was sie will! Da hat sie mich bei ihrer Mutter gelassen, bis ich größer wär', und ist in die Bekleidungsakademie in Berlin gegangen, bis sie alles gekonnt hat. Und dann hat sie angefangen, ihr eigenes Geschäft. O du, das hat aber lange gedauert, bis es werden wollte! Denn woher sollen all die Damen wissen, daß Frau Julie Traugott in der Schillstraße ihnen die besten Kleider macht? — Na, aber nach und nach, da sprachen es ja die Kleider herum. Und jetzt können wir auch schon besser leben, sagt Mutti; und sie kann mal was für ihre Erholung tun; ich red' auch immer zu. Im vorigen und im vorvorigen Sommer, da ist sie mit diesen beiden Tanten auch so drei, vier Wochen ‚lumpen gegangen', wie du sagst; einmal an die See, einmal ins Gebirg. Diesmal hast du sie ihr weggenommen, sagt sie. Das hat sie aber nicht bös gesagt, das mußt du nicht denken; es war, als ich abreiste; sie hat mich dabei geküßt und gelacht!"

Die Musikanten begannen wieder, Gitarren, Geige, Trompete, Gesang; von Zeit zu Zeit flog wieder ein Juhu oder sonst ein Juchzer des „Lumpen" in die Luft, oder er pfiff eine Melodie, als wär' er eine Flöte. Josephine und Renate hörten wieder mit Verwunderung und Vergnügen, Eva mit träumerischer Andacht zu; Lorenz geriet in allerlei Gedanken, die ließen ihn nicht mehr los. Also eine schneidernde

Heldin ist die Mutter! dachte er gerührt; und ich alter Schafskopf hatte mir eigentlich noch gar nichts bei ihr vorgestellt. Ich wußte oder ahnte nur, sie hat wenig Geld! — Es geht doch nichts über tapfere Frauen. Die paßt auch in die neue Zeit! — Ein Prachtmädel, die Eva . . . Ungefähr so was wird wohl auch die Mutter sein. Und der hab' ich — wie sagte das Ding — der hab' ich diese beiden Freundinnen weggenommen; — Donnerwetter, und das Kind dann auch. Nun sitzt sie wie eine verlassene Waise in Berlin!

Nun sitzt sie wie eine verlassene Waise in Berlin; die Worte gingen ihm nicht mehr aus dem Kopf, er wiederholte sie sich immer wieder, wie einen alten Vers, den man nicht loswerden kann. Die vier da auf der Empore bliesen, geigten, klimperten, sangen und jodelten weiter; Eva schaute den Onkel zuweilen mit den mandelförmigen, braunen, rührend begeisterten Augen an; durch Lorenz fuhr dann immer wieder, als schlüg' ihm das Gewissen: Die sitzt nun wie eine verlassene Waise in Berlin! — Mir geht's gut, dachte er endlich; er sah, wie sein Schicksal kam. Wie heißt's doch im Wallenstein, wie sagt der Max Piccolomini? als seine Pappenheimer so nach und nach den Saal füllen? „Noch mehr — es hängt Gewicht sich an Gewicht, und ihre Masse zieht mich schwer hinab." Wär' doch auch mein Mutti hier! Das sagte dieses süße Ding da — ja, es ist ein süßes Ding — und drückte sich an mich wie an einen Vater. — Jetzt muß also auch noch die Mutter her!

Leni, das Biermädel, ging vorbei. „Liebe Leni," flüſterte Lorenz, „vier Anſichtskarten!"

Die waren endlich da; oder zwanzig, dreißig waren's, aus denen ſuchte er vier heraus. Endlich endete auch das Konzert. Der Alte und die drei Jungen ſtiegen von ihrer Bühne herunter; der Führer, der zweite Clown, grüßte noch zu Lorenz und ſeinen „Frauen" herüber; Eva winkte ihm mit dem Taſchentuch. „So, jetzt kommt der Ernſt des Lebens!" ſagte Lorenz, mit luſtigen und glücklichen Augen, aber mit einem feierlichen Geſicht. „Dies ſind Anſichtskarten. Wir ſchreiben jeder eine an Evas Mutti, Frau Julie Traugott —"

„Ja, natürlich," rief Renate, „das tun wir! Sonſt wären wir ja Ungeheuer. Wir ſchicken ihr einen herzinnigen Gruß!"

„Wenn Sie erlauben," fing Lorenz wieder an, „ich war noch nicht zu Ende. Und jeder von uns — nun dürfen Sie mich aber nicht wieder unterbrechen; darf auch niemand muckſen; die Sache iſt abgemacht! Und jeder von uns ſchreibt ihr, daß ſie kommen ſoll; wir vier zuſammen hätten es beſchloſſen. Daher gebe es auch keinen Widerſpruch; inappellabel wie ein Geſchworenengericht. Frau Traugott als mein vierter Gaſt. Mit dem nächſten Schnellzug! Es ſoll einmal eine Sache auf der Welt vollkommen werden; darum dieſer unſer Beſchluß. Von Frau Traugott wird erwartet, daß ſie den nötigen großen Humor und zu meinen andern Gäſten die nötige Liebe hat. Dies alles muß ihr geſchrieben werden; jeder einen Satz davon. Jeder ſeinen Bleiſtift. Ich bitte! Avanti!"

Die drei hatten ihn angeſtarrt, als käme er vom Mond. Jetzt ſchüttelte Joſephine den Kopf, kaum fähig zu ſprechen: „Nein — das iſt unmöglich!“ — „Sie gehören ja ins Irrenhaus!“ ſagte Renate tiefgerührt. Den Gedanken ergriff das Evchen, ſie rief: „Onkel Lorenz wird verrückt!“

Lorenz winkte zur Ruhe: „Das ſagt man nicht ſo laut, wenn noch Gäſte da ſind. Meine Damen, an die Gewehre! Jeder hat eine andre Anſichtskarte: Partenkirchen, Garmiſch, Eibſee; Eva die Nixe im Baderſee. Wenn wir alle fertig ſind, gehen wir zum Briefkaſten! Hurra!“

„Hurra!“ ſchrie nun auch Eva; wieder viel zu laut. Dann ſprang ſie aber dem verrückten Onkel an die Bruſt, während ihr Tränen aus den Augen ſtürzten. „Was biſt du für ein Menſch! O Gott, o Gott!“ ſchluchzte ſie.

Er küßte ſie auf den Mund; ihm war einmal ſo recht über und über glücklich zu Mut. „Schreiben!“ kommandierte er dann.

Sie ſaßen und ſchrieben.

* * *

Aus dem Juli war Auguſt geworden, und er ging ſchon der Mitte zu; Selma Behrend hatte noch immer nicht den Vorort Grunewald verlaſſen, ſie ſaß mit Mary auf ihrer geliebten Terraſſe, im erwünſchten Schatten, denn es war ein heißer Tag. O ja, dachte ſie, auf die beſtaubten Tannen am Waldſaum blickend, wie ſchön wär' es jetzt am Meer oder in den Bergen!

Aber ſie mochte nicht fort, die Mutter war zu elend, zu matt; und hatte ſie nicht die beſte Geſellſchaft, dieſe ſonnigblonde, zur Freundſchaft geſchaffene Mary, die da ſo lieb in der Hängematte lag? — Mary Evans war eine Weile verreiſt geweſen, zu guten Bekannten auf dem Lande; aber ſeit Hofer, der gleichfalls ausgeflogene, wieder in Berlin war, war auch ſie zurückgekehrt. . . . „Doktor Hofer denkt darin wie ich," ſagte Mary, die ſich gegen eine leiſe Befangenheit wehrte: „er entbehrt eigentlich die Landluft nicht, und die Bäder flieht er. Neulich hat er in einer Geſellſchaft über Berlin als Sommerfriſche geſprochen, ich ſag' dir, ſo beredt, daß zuletzt Profeſſor Müller fragte: Von welcher Aktiengeſellſchaft werden Sie dafür bezahlt?"

Selma lachte einen Augenblick. „Ach mein Herz," ſagte ſie dann, „ich hab' einmal was von Ludwig Pietſch geleſen, über die Reize von Berlin im Sommer: da kriegte man doch förmlich Luſt, im Juli aus dem Gebirg an die Spree zu gehn. Das iſt ja aber alles nichts — gegen ſo ein Berliner K r a n k e n h a u s! Ich bin dem Edmund Pinelli dankbar, wahrhaftig: ſeit ich mich entſchloſſen habe, in die Krankenpflege zu gehn, um dieſen dummen Reſt von Gefühl für ihn gründlich loszuwerden, ſeitdem fühl' ich mich ſo wohl auf der Welt! — Ich fange ſo viel an, ich hatte ja im letzten Winter einen Pflegekurſus mitgemacht; aber dann die Praxis — das wurde nichts; da hatt' ich wieder andres im Sinn. Jetzt tu' ich was und habe was! Und ich denke manchmal: geh nur g a n z dazu!

— Mary Evans, ſich nützlich fühlen! Pflegen — ich hatte früher ein bißchen Grauen davor — aber es iſt ſo ſchön. Aus kranken Menſchen kommt auch ſo viel Sinniges, Rührendes; wenn man nur entgegenkommt. Beſonders aus kranken Kindern — ach Gott. Überhaupt, die Kinder! So hab' ich das kleine Volk noch nie lieb gehabt. Wie hat Jeſus recht!"

„Möcht'ſt du eigene Kinder haben?" fragte Mary.

„Eigene? — Wohl auch. — Aber denk dir, ich verlang' mir's nicht; wenn's nur Kinder ſind. Liebe, friſche, ſtrebende mein' ich!"

Mary lächelte, ſich in der Hängematte leiſe hin und her wiegend: „Und krank müſſen ſie ſein."

„Iſt nicht einmal nötig; zur Not tun's geſunde auch!"

Sie lachten. — Mary ward wieder ernſt und allmählich rot; „nun muß ich dir aber endlich was ſagen," begann ſie plötzlich; „ich ſchäme mich ſchon lange. Man ſollte immer offen ſein — warum iſt man nicht? Wenn man einen ganz aufrichtigen Menſchen ſieht, fühlt man ſich nicht würdig, ihn anzuſchauen! — Du haſt mir alles über Edmund Pinelli geſagt — der nun ſchon wieder verſchollen iſt; — wohl ein unglücklicher Menſch. Aber warum bin ich denn ſo verſchloſſen vor dir? Iſt das nicht zum ſchämen?"

„Biſt du ſo verſchloſſen?" fragte Selma zart.

„Ja, diesmal; ſonſt nicht. Und ich habe mich oft gefragt: warum? denn es iſt ja nichts geſchehn! — Aber weil ich geſchwiegen habe, denkſt du nun vielleicht —"

„Nein, my darling, ich denke nichts."

„Nämlich — Doktor Hofer.“

„Nun ja.“ Selma richtete ſich auf und beugte ſich vor. „Ihr ſeid gute Freunde.“

„Ja. — Von Herzen, Selma. — ‚Liebende Freundſchaft‘ nennt er es.“

„Und du? Wie nennſt du's?“

„Ich neune alles ſo wie er. Ich fühle alles wie er. Manchmal ſitz' ich ſo und wundre mich: hab' ich ihn denn nicht immer gekannt? — Das iſt ſonderbar; nicht?“

Selma mußte lächeln. „Das iſt wohl die liebende Freundſchaft, Kind.“

„Ich muß dir noch was ſagen: wir nennen uns du. Das hat er gewollt. Und wir ſind geiſtig und ſeeliſch — oder wie ſagt man —“

„Ja, ſo ſagt man wohl.“

„Wir ſind ſeeliſch wie Kameraden. Du verſtehſt. Sonſt nicht!“

„Ich verſteh', mein Herz.“

„Nun verſchweig' ich ſchon wieder; o, wie dumm das iſt. Ich will nichts verſchweigen!“ Mary gab ſich einen letzten Stoß, ihre Lippen zuckten: „Ich hab' eben geſagt: ſonſt nicht. Das iſt falſch. Meine Lippen gehören ihm. Er küßt mich und ich küſſe ihn. So an ihn gelehnt, in ſeinem Arm fühl ich mich ſo gern. — Iſt dir das zu viel, Selma? Oder iſt es gut?“

„Ach, du Süße, Reine, Dumme. Was du tuſt, iſt gut!“

Mary atmete auf, recht tief und recht froh. „Nun fühl' ich wieder frei; ach, ſo frei. — Du ſollſt mir nur noch glauben — — willſt du?“

„Was?"

„Ich entbehr' nun nichts!"

„Nichts?"

„Nein, nein!"

„Das iſt doppelt gut." — Selma ſtand auf, beugte ſich über die lieblich ſanft gerötete Mary und küßte ſie. „Ach du Schatz! — Nun muß ich dir doch noch ſagen, hab's ſchon einmal auf den Lippen gehabt: ſeit deiner Hoferzeit ſprichſt du ſo viel beſſer deutſch!"

Durch die offene Tür zu Selmas Zimmer kam Lorenz, klopfte am Türpfoſten und trat auf die Terraſſe, humoriſtiſch feierlich grüßend; ſeit fünf, ſechs Wochen hatten die Mädchen ihn nicht geſehn. Aus Partenkirchen hatte er aber einmal auf einer Anſichtskarte geſchrieben: „Ich bin Führer einer ganzen Truppe geworden, verjünge mich alle Tage und komme wohl nie mehr nach Berlin zurück!" — „Und nun ſind Sie alſo doch wieder hier?" ſagte Selma nach dem erſten herzlichen Willkommen.

Lorenz zuckte lächelnd die Achſeln: „Daran iſt die Truppe ſchuld. Sie hatte keine Zeit mehr, mußte wieder heim! — Ich weiß nun aber, wie ſich Lawinen bilden; das hab' ich aufs prächtigſte durchgemacht. Menſchenlawinen entſtehen durch Liebe und Sehnſucht; es muß aber auch ein dummer Kerl dabei ſein, der ſich dadurch rühren läßt. — Na, der Dumme hat's Glück! Ich war nie ſo glücklich!"

„Das iſt ein großes Wort," ſagte Selma und ſchaute ihn mit ihren klugen Augen aufmerkſamer an. „Dann haben Sie wohl tüchtig geholfen, ſcheint mir."

Lorenz fing an ſich zu wiegen, ſich die innere Hand zu reiben; er hielt aber wieder inne und machte ein verſchloſſen dummes Geſicht. „Na, vielleicht ein bißchen; aber nein, das war's nicht. Aber wenn man andre ſo ſtrahlen ſieht! — Zuerſt die beiden lieben Frauenzimmer, die Sie ja kennen, Renate, Joſephine; dann Eva Traugott, ihre Sehnſucht — ein Prachtkind; und dann wieder Evas Sehnſucht, ihre gute Mutter. Ja, die kam dann auch noch, ſie mußte; und ſie hatte den nötigen Humor dazu; und die war nun erſt das reine Gold! Meine Damen, die müſſen Sie kennen lernen; eine ganz allerliebſte Frau! Schöne blonde Augen — ſo blaugraue, mein' ich —"

„Was iſt das für eine Frau?" fragte Selma.

„Eine Heldin, die aber gar nicht ſo tut; Julie heißt ſie, Traugott hieß ihr Mann. Eine lächelnde Kraftnatur; liebe weiche Stimme; liebe rundliche Formen — noch durchaus nicht zu ſtark! Sie kann herrlich lachen; und kann prachtvoll ſchelten. Wie ſie mich nach der erſten, reizenden Begrüßung heruntermachte — ob ich denn die Gewohnheit hätte, wildfremden Damen die Piſtole auf die Bruſt zu ſetzen: komm her! man verlangt nach dir! — und ob ich gar keinen Reſpekt vor der Arbeit einer Frau hätte, die ſich und ihr Kind erhalten muß — — Das tut ſie nämlich. Und ich hatte ſie mit den andern auf vier Anſichtskarten frech und froh zitiert. Ob wir denn alle vier einen Schwibs gehabt hätten? ſagte ſie, und die blonden Augen blitzten. Ich duckte mich immer tiefer, während die weiche Stimme wetterte; in mir ſo göttlich vergnügt, wie

wenn auf einen verstaubten und verdorrten Menschen ein schöner Gewitterregen niederplätschert. Ich danke für gnädige Vernichtung, sagte ich, als sie fertig war; bitte, schauen Sie jetzt herum, wie wir alle vier vor Freude lachen, daß Sie hier sind!"

Mary Evans wiegte sich in der Hängematte. „Herr Lorenz," sagte sie heiter, „ich weiß etwas."

„Liebe Freundin, was denn?"

„Sie haben sich in diese Frau verliebt!"

„Nein, da verwechseln Sie Mutter und Tochter. In ihre dreizehnjährige Eva hab' ich mich verliebt!"

„O! Das ist ja shocking!"

„Nein; aber wissen Sie, was das ist? Ein Stückchen Himmel auf Erden."

„O, dann gratulier' ich!"

Selma stand auf. „Herr Lorenz, ich weiß auch etwas."

„Darf man fragen —?"

„Warum sind Sie damals mit Josephine und Renate von hier abgereist?"

„Ich dachte, Sie wüßten was."

„O ja. Soll ich's Ihnen sagen? Die beiden hatten einen so schönen Bund — und der war in Gefahr. Durch — durch jemand; nicht? Und den Bund wollten Sie alter Helfer retten. — Ja, machen Sie nur nicht wieder das gute dumme Gesicht. Hab' ich recht oder nicht?"

Lorenz konnte ein gewisses glückseliges Lächeln nun doch nicht länger unterdrücken. „Ach, die klugen Damen. Na ja, aber wenn's so wäre —"

„Es ist ja so, alter Freund. Und ich seh's Ihnen an: diesmal ist Ihnen Ihr Helfen nicht vorbeigeglückt!"

Lorenz griff nach seinem Hut, den er niedergestellt hatte: „Sie erlauben schon, ich sage nichts; aber ich mache, daß ich fortkomme: sonst fragen die verehrten Damen mir noch die Seele aus dem Leib! — Übrigens, was ich noch sagen wollte: in Bayern hab' ich den Weiland getroffen — der sich noch immer wegen seiner scheußlichen Dummheit schämt. Er sagte aber, ohne sein Berlin hält er's nicht mehr aus, er will und muß wieder zurück. Ich hab' ihm zu Amerika geraten; da wollte er aber gegen mich zum Messer greifen. — Ob der Grunewald mir verzeiht? fragte er. Ich sagte, das wüßt' ich nicht. Meine holden Damen, auf Wiedersehn!"

* * *

Nach Lorenz war auch Mary gegangen, Selma hatte die leidende und mit Mutlosigkeit kämpfende Mutter betreut, getröstet und zu Bett gebracht; sie war nun in ihrem Zimmer allein. Sie entkleidete sich, um vor dem Schlafengehn noch die milde, warme Nachtluft zu genießen; die Tür zur Terrasse war offen, sie ließ sie so, sog den harzigen Duft des Waldes ein, ließ sich von dem leisen, nur hauchenden Wehen überfluten, das zu ihr hereinkam. Ihr war so wohl, wenn sie an ihre menschenliebende Tätigkeit, ihr Pflegertum dachte; es war nicht viel, es war noch so wenig, aber es war doch ein Tun, ein für andre Leben. Ja, dachte sie, dieser gute Lorenz, er hat doch recht: helfen! helfen!

Darauf läuft doch alles, was gut ist, hinaus. Ich will auch mit dem Wort, mit der Feder helfen; aber auch mit der Hand, mit dem ganzen Menschen!

So lag sie endlich still zufrieden im Bett. Sie hatte ihr Licht noch nicht gelöscht, fühlte sich nicht müde; es tat ihr aber doch wohl, die Augen zu schließen, und die ersten, flüchtigen Traumbilder stiegen in ihr auf, von denen man noch wieder erwacht. Ein See im Wald stand vor ihr; er verging. Sie sah einen langen Saal mit vielen Betten; der verschwand, sie erwachte. Ein hoher Fels, über den ein Adler flog. ... Dann sah sie nichts mehr; sie sank in Schlaf. Das Licht brannte fort. Plötzlich kam ein Geräusch; ihre Sinne waren noch leicht zu wecken, sie hob den Kopf. Ein neues Geräusch; wie Schritte. Sie öffnete die Augen, richtete sich auf. „Wer da?" sagte sie.

In der Terrassentür stand ein Mensch, ein Mann; sie entsetzte sich. Es war Edmund Pinelli, der wieder verschollene; seine Farbe, sein Blick war geisterhaft, seine Augen glühten. Er stand und rührte sich nicht; es war ihr aber, als flöge ein Lächeln über sein Gesicht. „Wie kommen Sie hierher?" rief sie nach der ersten Erstarrung.

Edmund deutete mit dem Kopf hinter sich; mit angeheiserter Stimme antwortete er: „Eingestiegen. Eine Leiter im Garten; angelehnt, herauf. Ich mußte Sie endlich sehn. Was sind mir die andern — all die andern. ‚Nur wer die Sehnsucht kennt'; wie hat dieser alte Harfner recht!"

„Sie sind wahnsinnig!" fuhr es aus Selma heraus;

ſie wußte aber noch nicht, iſt er's oder nicht? „Gehn Sie fort. Steigen Sie wieder hinunter — und dann auf dem Weg, den Sie gekommen ſind, fort!“

Er ſchüttelte den Kopf. „Nein. Deine Lippen. Die Sehnſucht. Du mußt in meinen Armen ruhn; einmal! nur einmal! — Nicht um Hilfe rufen; dann geht's nicht gut;“ er griff in ſeine Taſche und zog einen Revolver heraus: „Damit erſchieß' ich erſt dich, dann mich!“

Sie hörte und ſie ſah, daß der Wahnſinn ſprach; ein Schauer lief ihr über den Leib. Es rührten ſich aber wilde Kräfte in ihr, ſie faßte ſich wie ein Held; ihr fielen ihre eigenen Verſe ein: „Ich habe Mut, Feuer und Wut“ ... Was tun? dachte ſie, da er nun näher trat wie ein Geiſt. „Eiſen mein Herz! Stahl mein Gebein!“ O, wenn ich nur ſeine Waffe hätte....

„Ja, kommen Sie,“ ſagte ſie mit raſchem Entſchluß; „wenn Sie mich durchaus wiederſehn wollten. Wir ſahen uns ſo lange nicht. Setzen Sie ſich hier auf den Stuhl. ... Aber noch nicht küſſen; erſt müſſen Sie ruhiger werden, Sie ſind gar ſo wild. Und Sie müſſen mir ſagen, wo Sie waren, dieſe ganze Zeit!“

„Hab' ich dir gefehlt? Weißt du auch, was Sehnſucht iſt?“

Er wollte ſich über ſie neigen, ſie wies ihn ſanft, doch entſchieden zurück. „O ja. Aber Sie — ſeien Sie aufrichtig — Edmund,“ ſetzte ſie hinzu, da er die ſich rötende Stirn gefahrdrohend runzelte.

Die Freude über dieſes Wort erſchien ſogleich in ſeinen Zügen; „Edmund,“ wiederholte er vor ſich hin.

„Seien Sie aufrichtig," ſagte ſie noch einmal: „Sie haben ſich nicht nur nach m i r geſehnt. Ich weiß von Ihnen und den beiden Unzertrennlichen, den Freundinnen; denen Sie auch das Herz —"

„Woher weißt du das?" fiel er ihr zornig ins Wort. „Durch Weiland, den Verräter?"

„Iſt der wieder hier? — Durch den weiß ich nichts. Es iſt ja auch gleich, durch wen. Sie haben die beiden bezaubert, Sie, der Zauberer; geſtehen Sie's!"

Er lächelte ſtolz. Er ſteckte den Revolver wieder in die Taſche. O Gott, dachte Selma, in die ſchwarze, totenſtille Nacht hinausblickend, könnt' ich ihn ſo lange beſchäftigen, hinhalten, bis der Morgen graut! — „Geſtehen Sie's nur!" wiederholte ſie.

„Nun ja, ſie waren mir gut, die Mädels. Dann ſind ſie aber verſchwunden — weg — aus der Welt! Dieſer Tölpel, der Lorenz, hat ſie weggeſchleift. In die Berge; das weiß ich jetzt! Aber dieſer Schurke hatte hinterlaſſen — und das Mädchen der beiden Verſchwundenen hat's geſagt — an die See wären ſie, nach Rügen; Binz oder Saßnitz. Ich ihnen nach —"

„Aus Sehnſucht!"

„Unſinn. Aus Sehnſucht nicht! Nur um ihnen und dem Lorenz meine Macht zu zeigen; denn das weiß kein Menſch, kein Gott, was für eine Macht in mir iſt. Über ſ i e — über d i ch! Jetzt hab' ich d i ch!"

Er beugte ſich wieder vor, ſie an ſich zu reißen. Neues Entſetzen überrieſelte ſie. Sie ſtieß ihn zurück. Da er aber mit dunklen, knurrenden Tönen wieder nach dem Revolver griff, faßte ſie ſich wieder; ihn hinhalten!

rief's in ihr. Sie zwang ſich die weichſten, holdeſten Töne ab, die ihren gräßlichen Gefühlen entringbar waren; „Edmund!“ ſagte ſie. „Nein, Sie wollten mir erſt ſagen — alles, alles. Ich Ihnen dann auch. Sie fuhren ans Meer, ſagten Sie —“

„Ich fand ſie nicht! Nirgends! Verlor nur meine Zeit! Und mein Zorn — — ich ſag' dir, wenn ich zornig bin — dann ſträubt ſich mir jedes Haar auf dem Kopf! Und meine Feinde zittern. Ihre Kniee, alles! — Da hab' ich an der See im Sand gelegen — weit draußen, wo die Menſchen aufhörten — nackt; Sonnenbad. Bis die Haut verging. Bis das Hirn verſchmorte. Aber denk nicht, ich hab' nun keines mehr; hier iſt noch genug. Hell, hell! Ich weiß alles! Du haſt mich geliebt; — ſiehſt du. Und du liebſt mich noch. Selma Behrend, du liebſt mich noch. Sag, daß du mich noch liebſt!“

Seine Augen glühten grauſig. „Ja,“ ſagte ſie; „wie ſollt' ich nicht. Aber bitte, ſei nicht ſo wild; laß uns von unſrer Liebe recht vernünftig —“

„Vernünftig!“ Edmund lachte auf. „Vernunft! Die Vernunft in der Liebe iſt der K u ß! Die Umarmung. Meine Herren Geſchworenen —“ er ſah mit einem verrückten Lächeln ins Zimmer hinein — „hoher Gerichtshof — die Vernunft in der Liebe, ſagt ſchon Ariſtoteles, iſt der Kuß!“

Er ſtand auf, ſeine Stirn und auch ſeine Wangen erglühten; auf einmal fühlte Selma, wie er ſie in die Arme nahm. Sie bebte. Aber „Eiſen mein Herz! Stahl mein Gebein!“ fuhr ihr durch den Kopf. Der

Revolver! dachte sie. Während sein Mund ihr Haar berührte, ihre Lippen suchte, griff sie verstohlen nach der Tasche, in die er die Waffe gesteckt hatte. Sie fühlte sie! Sie hatte sie! Mit einem Ruck zog sie sie heraus. Dann stieß sie ihn auch mit aller Kraft von sich weg, daß er, der ganz Überraschte, zurücktaumelte; richtete sich auf, sich in ihre Decke wickelnd, und hielt ihm den Revolver entgegen. „Keinen Schritt!“ sagte sie mit fester, entschlossener Stimme. „Sonst schieß' ich!“

Edmund starrte sie an, offenbar verwirrt, verblüfft; durch den Schreck ernüchtert stand er für den Augenblick hilflos da. Der Sieg und die Hoffnung gaben ihr die Ruhe wieder: „Hören Sie mich an! Ich will Ihnen etwas sagen, Edmund: ich verstehe Ihre Gefühle, ich kann sie erwidern; aber meinen freien Willen geb' ich Ihnen nicht. Zwingen lass' ich mich nicht! Kommen Sie ein andermal wieder — bei Tage — bei Tage lassen Sie uns von der Sehnsucht und der Liebe und dem allen reden. Die Nacht ist zum Schlafen. Sie sagen ja, Sie haben mich lieb. Dann werden Sie mir doch auch meinen Schlaf, meine Ruhe gönnen. Nicht näher! Sonst schieß' ich! Der Gewalt weich' ich nicht. Nur der Liebe weich' ich. Jetzt steigen Sie die Leiter hinunter, und fort. Gute Nacht!“

Es schien, daß er gehen wollte, er schien in sich zu schwanken. Dann schüttelte er aber den Kopf, mit wirr wildem Ausdruck; er sah einen Lehnstuhl hinter sich und setzte sich hinein. Sein Blick, seine gepreßten Lippen sagten: nein, ich geh' nicht fort! — Selma,

den Revolver in der vorgeſtreckten Hand, fragte ſich in jagenden Gedanken: was tun? Am Bett war kein Klingelknopf. Aufſtehn und zu dem Knopf am Schreibtiſch gehn? Dann ſprang er ſie an, und mit einem Griff —! — Oder um Hilfe rufen? bis die Zoſe oder auch der Diener kam? Dann raſte er etwa und erwürgte ihn. Seine Augen brannten, ſchauerlich gerötet. Es erwachte nun aber auch etwas anderes darin, wie es ſchien; Müdigkeit! hoffte ſie. Vielleicht ſchlief er lange nicht. Vielleicht erſchöpfte ſich die Kraft in ihm!

So ſtarrten ſie ſich an. Ihr Arm mit dem Revolver blieb im Anſchlag; er zitterte oft leiſe, er ſenkte ſich ein wenig; ich kann nicht mehr! dachte ſie dann und wann. Aber ſie konnte doch immer noch; die ausgeturnten Arme! der Wille! Seine ſchrecklichen Augen ſchliefen langſam ein. Endlich ſank er in den Lehnſtuhl zurück, rührte ſich nicht mehr, atmete wie ein Schlafender. Selma blickte dankbar empor; erlöſt! — Leiſe ſtand ſie auf, unhörbar; warf einen Rock über ſich, fuhr mit den nackten Füßen in die Morgenſchuhe. Sie nahm das Licht und ſchlich hinaus; dann ſchloß ſie die Tür von draußen zu, leiſe langſam drehend.

Fünftes Buch

Frau Julie Traugott saß am nächsten Abend in ihrem Wohnzimmer am runden Tisch; Evchen saß neben ihr, mit der Feder zeichnend; die Zunge zeichnete (eine noch nicht ganz besiegte Unart) bei jedem lebhafteren Anlauf mit. Frau Julie schrieb an einem Brief, aber nicht so eifrig; sie genoß die Abendruhe, sie freute sich an ihrem Kind — dem sie zuweilen das Zünglein sanft in den kirschroten Mund zurückschob — und dachte an dies und das. „Na, mein Alterchen? Bist du noch nicht fertig?" sagte sie doch endlich. „Dann laß es lieber bis morgen liegen. Schlafengehenszeit!"

Das Kind blickte auf; „aber das geht doch nicht, Mutti!" entgegnete sie in tiefem Ernst. „Wenn das Bild doch für Onkel Lorenz ist; und er kommt ja noch. Da müssen die beiden Kinder doch fertig sein!"

Frau Julie beugte sich seitwärts vor und sah hin. Ein Dirnchen mit hinausflatterndem Zopf und ein noch kleinerer Bub hatten dem Großvater die langen Stiefel eben ausgezogen; es war aber offenbar eine schwere Geburt: das Bübchen saß schon auf der Erde, das Mädel flog bedenklich zurück. Der Großvater

aber war in ſichtbaren Ängſten, der Zipfel ſeiner Haube ging wie eine Fahne nach rechts, ſein Stuhl fiel hintenüber und beinahe auf ſeinen Hund.

„Das iſt ja eine ſchreckliche Geſchichte!“ ſagte Julie lächelnd. „Aber was fehlt denn noch? 's iſt ja fertig, Kind.“

Eva ſchüttelte den Kopf, ſchonend überlegen. „Das verſteht's Mutti nicht. Ich muß ja doch den Hund noch retten, daß er nicht unter den Torfwagen kommt.“

„Wie willſt du den retten?“

„Ich dreh' ihn etwas mehr nach rechts, weißt du; und ſtreck' ihm die Vorderbeine lang aus: dann ſieht man ſchon, er iſt auf dem Sprung und kann den Großvaterſtuhl auslachen. O du, das iſt oft gar nicht leicht, bei ſo 'nem Unglück ſo ein Tier zu retten; — aber diesmal hat's keine Not!“

Julie legte dem Mädel die Hand auf das braune Köpfchen. „Warum ſchilderſt du auch ſo oft ſolche Unglücksfälle!“

„Ach, die ſind ſo luſtig, Mutti. — Er kommt!“

Eva hörte draußen einen etwas knarrigen, geliebten Baß. Sie ſprang empor und lief zur Tür; die Tür ging auf und ſie lief dem Onkel Lorenz in die Arme. „O Himmel! Man rennt mich nieder! Hilfe!“ rief Lorenz. Die Kleine lachte und küßte ihn im Sturm auf den Mund.

Dann lief ſie aber wieder zum Tiſch zurück und legte ihre beiden Hände auf die Zeichnung. „Bitte, guck nicht her; das darfſt du noch nicht ſehn! Geh du nur zu Mutti; ſprich mit ihr; ihr habt euch ja immer

ſo viel zu ſagen. Ich mach' das noch fertig; dann ſchickt mich dieſe grauſame Madam zu Bett!"

Lorenz trat zu Frau Julie; es war ihm ein wohliges Behagen, die angenehme Fülle dieſer Wohlgeſtalt in einem gemütlichen Hauskleid zu ſehn, das ſie ſich mit viel Geſchmack ſelbſt geſchneidert hatte. Er ſchaute ſie und den Tiſch und das Zimmer an; er war erſt zum zweitenmal hier und fühlte ſich beinahe ſchon wie ein alter Kunde. War er mit der Frau auf der Reiſe ſo ſchnell Freund geworden, mit ihrem „molligen" Heim ging's ihm ebenſo! Ja, ja, mollig, dachte er; ihm gefiel das Wort. Wie der Menſch, ſo ſein Haus! — Es drängte ihn, das Wort auch laut zu ſagen. „Wiſſen Sie, was ich eben denke? Daß hier alles in einer unendlich behaglichen Harmonie zuſammenſtimmt; und dieſe Harmonie heißt: mollig."

„So was hört man ja gern!" antwortete ſie heiter. „Die Hauptſache in ſo 'nem Wohnzimmer ſind die Farben, nicht wahr? Man ſetzt ſich nicht gern auf einen kaltblauen oder grasgrünen Stuhl, und man guckt nicht gern auf eine blaßroſenrote Wand. — Ja, jetzt ſieht's hier wohl leidlich aus; aber in den erſten Jahren, als Madam Traugott kein Geld hatte, aber Schulden, da war's eine Trödelbude, ach Gott!"

Lorenz nahm ihre Hand, ihr herzlich zunickend. „Wie gut, daß es nun beſſer geht! — An dieſer Tür könnte man eine Tafel anbringen: ‚Hier wohnt der Frieden'; ſo gemütlich iſt es. Heut nachmittag war ich in einem Haus, da ſah's anders aus! — Haben Sie ſchon von dieſer Nacht in der Villa Behrend gehört?"

„Nein. Kein Wort. Was ist —?"

Lorenz erzählte von dem Überfall durch Edmund Pinelli; von Selma Behrends Entsetzen, Tapferkeit und Flucht. „Heut mittag ließen die beiden Damen mich rufen; die Mutter war in einem kläglichen Nervenzustand — ohnehin schon leidend —, die Tochter sehr erschüttert, aber sie hatte sich in der Hand. Wie sie mir das Ganze berichtete — ein starkes Weib! — Heut früh waren Schutzmänner und ein Arzt gekommen, man hatte sie gerufen; sie fanden den Edmund Pinelli im tiefsten Schlaf, kaum zu erwecken. Sie nahmen ihn mit fort, zur Beobachtung in einer Heilanstalt. Er ging ohne Widerstand mit, wie verblödet, stumpfsinnig; im Wagen, hör' ich, ist er ihnen gleich wieder eingeschlafen. — Aus dem, was ich mir zusammengehorcht habe, bei den ‚Unzertrennten' — Lorenz nannte sie jetzt aus heimlicher Freude so, statt die „Unzertrennlichen" —, „bei Selma Behrend und sonst, aus alledem hab' ich mir mein Bild gemacht! Der schöne Edmund — — es hat sich schon ziemlich lange vorbereitet, scheint mir. Wohl zu stark gelebt; wie heißt's doch bei Goethe: ‚Mit Männern sich geschlagen, mit Weibern sich vertragen'; gesuchtester Verteidiger und beliebtester Don Juan! Dann ist sein Eitelkeits- oder auch Verliebungskampf mit der stolzen Selma hinzugekommen; zuletzt die wilde Jagd nach Rügen, das ‚Verschmoren des Gehirns' im Sonnenbrand; na, und wer weiß, was noch. Armer, törichter, von seinen Erfolgen verdorbener Mensch! Der wird wohl nimmer gesund!"

Lorenz hatte mit halber Stimme geſprochen, während Evchen am Tiſch die Stiefeltragödie des Großvaters fertig zeichnete; ſie hatte aber, wie die Kinder ſchon ſind — und wie die Erwachſenen es ſo oft vergeſſen —, in heimlicher, herzpuckernder Spannung gelauſcht. Doch als der Onkel nun zu ihr trat, tat die Schelmin nichts dergleichen; ſie fühlte wohl, daß ſie für ſolche Tragödie wie die des ſchönen Edmund wohl nicht als richtiges Publikum gelte. „So," ſagte ſie und überreichte ihm ihr Kunſtwerk; „das hat aber noch Arbeit gemacht! Es iſt für den geliebten Reiſeonkel. Du haſt dir in Bayern immer gewünſcht, ich ſollte dir auch einmal ſpaniſch kommen, und du meinteſt dramatiſch damit. Na, wenn beinah ein Hund erſchlagen wird; das iſt doch dramatiſch. Und nun muß ich ſtantepede zu Bett!"

Lorenz nahm die Federzeichnung, belobte ſie, bedankte ſich, und entließ die lange Kleine mit einem herzhaften Kuß. Er lächelte ihr nach, bis ſich die Tür hinter ihr ſchloß. „Ich darf's gar nicht ſagen, wie lieb ich das Mädel hab', ſonſt wächſt ſie mir über den Kopf! — Wie mögen Sie die entbehrt haben, ſolange ſie in Liegnitz bei der Großmutter blieb. Aber ſeit Sie ſie bei ſich haben können, wie danken Sie wohl Ihrem Gott!"

„Ob ich das tue!" antwortete Frau Julie, die ſchönen bläulichen Augen emporſchlagend; ſie ſchauten dann aber den „Onkel Lorenz" mit einem ihrer klugen, langen Blicke an. „Wenn das nur nicht alles auch ſeinen Schatten hätte; ich will ſagen, ſeine Schwierig-

keiten. Als Evchen nun endlich zu mir kam — — ich hatte sie bis dahin immer nur auf Besuch gesehen. Und ich hatte auch eigentlich noch nicht Mutter sein gelernt! Sich denken, wie man erziehen will, ach Gott, was ist das? Graue Theorie. Dann kommt plötzlich die Wirklichkeit zur Tür herein, ein lebendiges, furchtbar lebhaft lebendiges, furchtbar kompliziertes, erst so recht zu erziehendes Kind! — Da stand ich mit meinen ausgedachten Gedanken. Ganz allein, ohne Mann, ohne Mutter, Bruder oder sonst was; bis über den Hals in Arbeit. Da hab' ich doch im Bett manchmal dagelegen, wenn ich wieder gesehen hatte, wie weit Mutter und Tochter noch auseinander waren — wie verschieden, mein' ich, und noch nicht zusammengewachsen, mein' ich — und hab' mir in meinem Zorn auf die Backe geschlagen: Ja, du unreife, dumme Mutter du, lern du nur erziehn!"

„So hart sind Sie mit sich umgegangen," sagte Lorenz lächelnd. Das Lächeln ging in tiefes Mitfühlen über: „Ja, das ist nun auch wieder ein weibliches Martyrium, auf das kommt man gar nicht. Eine Mutter, die ein schon halbgroßes Kind erziehen lernen soll, weil sie in ihrem heldenmütigen Lebenskampf zum Muttersein keine Zeit, keinen Schilling hatte! — Ach, Sie liebe, tapfere Frau —"

Er nahm ihre beiden Hände und küßte sie. „Nein, nein," sagte sie und zog sie zurück. „Die sind so zerarbeitet; wie kann man die küssen!"

„Eben darum; die sind so ehrwürdig. Darum küßt man sie!" Er nahm sie alle beide wieder und streichelte

ſie zart, voll Hochachtung; dann drückte er noch einmal die Lippen darauf. „Ich bin ja gerührt, ſo oft ich an Ihren Lebensweg und Ihre Lebenskraft denke; das ſind meine Menſchen, da geht mir das Herz auf. War ja einer meiner beſten Gedanken, als ich mir in Partenkirchen im Poſtgarten ſagte: ‚So, nun muß auch die Mutter her!‘ — Und wie lieb von Ihnen, daß Sie auf die vier Anſichtskarten hin —“

„Ach, ich kriegte ja zuerſt einen Todesſchreck! Ich dachte, die ſind alle verrückt! — Ja, ſo kann man bei der ewigen Schneiderei werden, ſo philiſterhaft. Aber dann allmählich — bald — da auch eben meine Ferien anfingen —“

„Da wurden Sie wieder die junge Liegnitzerin — die Sie halt noch immer ſind!“ — Er ſchaute ſie mit außerordentlichem Vergnügen an; er vergaß das Reden. Endlich lächelte ſie aber ſo, daß er wieder zu ſich kam. „Ja, was ich aber noch ſagen wollte: ich hab' ſo 'ne Unruhe — will doch noch einmal, ganz geſchwind, zu der armen Selma hinaus. Ich denk', ihr tut es gut. Alſo gute Nacht! Grüßen Sie die Eva; und freuen Sie ſich ſo recht unbändig über Ihr liebes, beſonderes, putziges, herziges Kind!“

* * *

Es war Nacht geworden, eine ſternenloſe, umwölkte Nacht. Lorenz ging die Schillſtraße entlang, in der Traugotts wohnten, zum Kanal, zum Lützowufer; er ſuchte eine Automobildroſchke, um ſo raſch wie möglich zum Grunewald zu kommen, er ſpähte und horchte

umher. Es war aber nichts zu ſehen und zu hören, die Gegend war merkwürdig ungroßſtädtiſch leer und ſtill. Als er auf die Herkulesbrücke kam und an beiden Ufern hinunterſah, fiel ihm eine große weibliche Geſtalt ins Auge, die an der Brüſtung ſtand und ſo eigen ins Waſſer hinunterſtierte, daß er aufmerkſam ward. Ihr Geſicht war im Schatten, faſt nicht zu ſehn; ihm kam aber dennoch ein Gefühl: kenne ich die nicht? Endlich entſchloß er ſich und trat hinzu. Der ſchwache Lichtſchein an ihrer Wange ward ſtärker; überraſcht blieb er vor ihr ſtehn. Selmas Schweſter! Walli!

„Fräulein Walli!“ ſagte er unwillkürlich. Er ſah nun, daß ſie gut, nicht auffallend gekleidet war, nur ihr Hut war ungewöhnlich groß und ſtark befiedert. Sie wandte ihm langſam, wie zögernd, das Geſicht zu; es war blaß, tief ernſt. Sie hatte offenbar keine Luſt, zu antworten; auf einmal wurden aber ihre Augen groß. „Ah!“ entfuhr ihr, „Sie ſind's! Der Herr von damals — im Café Bauer —“

„Sie erkennen mich?“ fragte er verwundert.

„O ja — o ja — auf den erſten Blick. Ich weiß nur den Namen nicht —“

„Lorenz iſt mein Name. Ich ſaß da mit Herrn Weiland; Sie —“

„O, ich weiß, ich weiß,“ fiel ſie ihm ins Wort; mit müder, aber gleichſam erwachender Stimme. „Sie hatten ſo ein gutes Geſicht; furchtbar gute Augen. — Aber was wollen Sie denn jetzt? Wie ſehen Sie mich an?“

„Sie ſtanden da ſo — merkwürdig; — und das tun Sie ja auch n o ch. Wenn jemand ſo im Dunkeln am Waſſer ſteht —“ .

„Dann will er hinein,“ ſprach ſie's zu Ende. „Nein, mein guter Herr, da täuſchen Sie ſich. Denk' nicht dran! — Das heißt, ich denk' wohl dran — denk' wohl m a n ch e s m a l dran — aber es wird nie was draus.“ Sie lachte einmal auf. „Bin zu feig dazu! Ich gehöre auch zu den Leuten, die mit ſo was ſpielen. Ich geh' wohl mal her und ſchwelge in dem ſchönen Gedanken; aber zur Ausführung kommt es nie!“

„Warum ſchwelgen Sie in dem ſchönen Gedanken?“

„Das iſt doch kein Wunder. Sie wiſſen ja wohl noch, wie ich lebe; — oder wiſſen Sie das nicht mehr?“

Er hob einen Arm, es überkam ihn. „O b ich das noch weiß!“

„Ach ja — nun fällt mir's wieder ein. Sie ſind ja der Herr — der Freund von Selma Behrend im Grunewald, nicht wahr, der ſie zu mir ſchickte! — Ja, die guten Augen. Ein rührender Menſch. Sie hatten es ja rührend gut gemeint! — Aber wenn ich Sie d a m a l s wiedergeſehen hätte — da hab' ich einen rieſigen Zorn auf Sie gehabt. Da hätt' ich Ihnen allerlei ins Geſicht geworfen; weil Sie ſich herausnahmen, mir — — Na, aber heut bin ich ſo ſanft, ſo ſtill. Heut hab' ich einen Sentimentalen — einen Lyriſchen — oder einen Kater — —“ Sie lachte wieder auf. „Ja, was alles über den Menſchen kommt!“

„Fräulein Walli!“ ſagte Lorenz mit gedämpfter Stimme, da eben einige Männer über die Brücke

gingen; ihm war erbärmlich zu Mut. „Sie sind unglücklich; das hör' ich ja. Was ist Ihnen geschehn?"

„Geschehn? Mir ist nichts geschehn. Was soll mir geschehn sein? — Es geht nur natürlich auf und ab; mit dem Glück verheiratet sind die Menschen alle nicht — und unsereiner auch nicht — natürlich. Als Sie mir meine Schwester auf den Hals schickten —"

„Das hab' ich nicht getan!"

„Da hatte mir die sogenannte Vorsehung grade so einen ‚Stern', so einen Feinen, Reichen geschickt; na, sie hat ihn mir wieder weggenommen. Sie wissen wohl, was Sattwerden ist! — Und nun geht's nicht auf, sondern ab. Das heißt, mehr in mir; Not und Elend nicht, das nicht. Aber — wie soll man sagen. Sagen wir mal: Ekel. Und wenn der kommt, dann kommt auch allemal: wär' ich doch tot!"

So spricht Selmas Schwester! fuhr es durch den erschütterten Lorenz hin. Er sah ihr unverwandt ins Gesicht; es verlor seine Bläße nicht, es erschien ihm abgehärmt. Etwas halbverkommen Edles, Feines lag in den bleichen Zügen; oder war's nur eine Ähnlichkeit mit der Schwester, das verwandte Blut? Täuschten ihn die großen, gelbgrauen Augen, die so Selmaisch blickten? — Er hörte eine Uhr schlagen. Für die Villa Behrend wurde es nun doch zu spät. Er mochte auch das Mädel nicht allein auf der Brücke lassen ... „Also — Fräulein Walli — den riesigen Zorn auf mich haben Sie nicht mehr?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Gehn Sie dann noch ein paar Schritte mit mir?"

Sie wunderte ſich; dann nickte ſie. Durch einen ſtummen Blick ſagte ſie ihm unerwartet freundlich und beredt: Du biſt offenbar ein guter Menſch!

Er ging über die Brücke hinüber, ſie mit. „Da Sie grade vom Ekel ſagen," fing er ohne jedes Pathos, faſt gemütlich an. „Jeder von uns kennt ja den Ekel, auf ſeine Art. Aber wenn Sie mir ein bißchen erklären möchten, wie Ihr Ekel iſt; was Sie dabei fühlen."

„Ja, wie ſoll ich das ſagen? — Ich hab' dann genug von mir! Und ich komme mir — — Es iſt aber doch komiſch, daß wir zwei von ſolchen Dingen miteinander reden. Was gehen wir einander an?"

„Na, wir ſind ja doch keine Gorillas, ſondern Menſchen. Da hat man doch gewiſſermaßen kameradſchaftliches Verſtändnis; nicht? — Sie ſagten eben: ‚Ich komme mir — —' Bitte, wie kommen Sie ſich —?"

Walli ſah Lorenz von der Seite an, ſie wunderte ſich wieder; ſo einen Menſchen hatte ſie wohl noch nicht erlebt. Halb bewußt oder unbewußt drängte ſie ſich näher an ihn; es tat ihr offenbar gut, ihn neben ſich zu haben, nicht allein zu ſein. Sie murmelte ſo hin: „Ach, dann komm' ich mir wie 'ne Tote vor. Und die andern da um mich herum — die auch ſo leben wie ich — iſt denn das ein Leben? denk' ich. Die kommen mir alle wie geſtorben vor. Dann werd' ich ſentimental; verrückt. Und möcht' wohl in dem Augenblick, huſch, huſch! wieder zu den Leuten zurück, die — — na, von denen ich ſo weit weggekommen bin. Oder ich möcht' hinauf, hinauf — ſo ins Blaue hinein.

Flügel an den Schultern. Hoch aus dieſem Schlamm heraus ... Verſtehn Sie?"

„O ja; jedes Wort."

„Oder — — Ach, laſſen wir die Dummheiten." Walli blieb ſtehn; ſie ſchloß die Augen, ſie drückte ſie zuſammen. „Es nützt ja doch alles nichts! Ich bin, wie ich bin. Da iſt nichts zu ändern!" — Sie hob aber plötzlich beide Arme in die Luft. „Aber — aber — ach Gott!"

„Was aber?"

Sie horchte auf und ſie ſah ihn an. „Sie haben nicht bloß ſo gute Augen, auch 'ne gute Stimme. — Merkwürdig, wie wenige Menſchen das haben. Eigentlich ſehr traurig, nicht? — Was hatten Sie gefragt? Was ſollt' ich Ihnen ſagen?"

„Sie fingen ein ‚Aber' an, und dann ſagten Sie's nicht."

„Ach, ich wollt' nur ſagen: man iſt ja doch auch ein Menſch, nicht wahr. Der Menſch will zum Menſchen." Sie deutete den Kanal hinunter, irgendwohin: „Das ſind keine, die tun nur ſo! O Gott, denk' ich dann, wenn ich doch einen, einen Menſchen hätte, der mir wirklich gut iſt — zu dem ich mich retten kann, wenn's in mir ſo Nacht wird — der mir helfen kann!"

Lorenz faßte ihre Hand und hielt ſie feſt. Sie machte ein ſonderbares, befremdetes Geſicht: „Was wollen Sie mit meiner Hand?"

„Nu, doch nur ſo. Wie ein Menſch zum andern. — Der Ihnen helfen kann, ſagen Sie. Das Wort

traf mich ſo;“ Lorenz lächelte: „ich werd' von meinen Leuten im Spaß und wohl auch im Ernſt der Helfer genannt. Ich kenne Ihre Mutter und noch mehr Ihre Schweſter — die ich ſehr verehre. Ja, ich bin der Freund! der ſie vor etwa vier Monaten angeſtiftet, beredet hat, zu Ihnen zu gehn —“

In Walli rührte ſich wieder der alte Zorn, ſie fiel ihm in die Rede: „Machen Sie oft ſolche Dummheiten? Miſchen Sie ſich gern ſo ungebeten und ſo unnütz ein?“

„Ich hätt's laſſen können. Na ja. Ich hab's nicht gelaſſen. Wenn Sie mich nun deswegen abkanzeln, das tut mir nichts; das wird man gewohnt. Und wie werd' ich Ihnen was übelnehmen; einer Unglücklichen ſchon gar nicht. Und was Sie auch ſagen mögen, das ſteht ja doch auf Ihrem blaſſen Geſicht, in Ihren Selmaiſchen, ſchönen Augen, daß Sie unglücklich ſind!“

„Ach!“ Walli lachte laut. „Ich hab' ſchöne Augen? Alſo Sie, der ‚Helfer‘, der gute Menſch, Sie ſchmeicheln auch? — Ach, Sie wollen wohl was von mir?“

Lorenz blickte ſie ſchmerzlich an. Er mochte nichts erwidern. Eine Weile hielt ſie ſeinen Augen trotzig, mit höhniſch verzerrten Lippen ſtand. Endlich ſagte er doch, ſo ſchlicht vorwurfsvoll, daß es ihr durch alle Glieder ging: „Walli! Walli!“ — In dieſem Augenblick fing ſie an zu zittern; darauf überfloß ſie ein Tränenſtrom.

Er ſchwieg wieder, zuerſt überraſcht, dann heimlich froh vor ſich hin nickend; ſie ſah nichts, ſie weinte nur.

Von Zeit zu Zeit schüttelte es sie. „Walli!“ sagte er zuletzt, in anderm Ton, da sie lauter schluchzte und Vorübergehende horchend stehen blieben; nahm ihren Arm und führte sie weiter, an dem schmalen Herkulesufer hin, wo vor den Vorgärten der Häuser nur ein breiterer Fußweg ist. In ihr war kein Widerstreben mehr, ihr Arm lag auf seinem; die große, schlanke Gestalt ruhte fast wie eine Last auf ihm, so hatten sich Wille und alles in ihr aufgelöst. „Menschenkind,“ sprach er leise an sie hin, wieder ganz im Helfertum, alle Zweifel wegjagend, „ich versteh' ja alles. Es ist ja mit ganz natürlichen Dingen zugegangen, daß Sie auf diesen Weg gekommen sind; die Natur hat es so gemacht. Was wissen wir davon, warum sie's so macht? Das sind ihre Rätsel. Aber die Natur hat Ihnen auch eine edle Umgebung und Bildung und feinere Formen und so weiter gegeben; und die Sehnsucht nach dem Reineren, Besseren — die Sie dann, na, sagen wir: auf die Herkulesbrücke führt. Wie jung sind Sie noch! E i n e n Menschen, sagen Sie. Wenn nun ich der wäre? Wenn es mir eine Wonne wär', Ihnen beizustehn? — Ich will Ihnen nur sagen, Fräulein Walli, was mir durch den Kopf geht; hören Sie nur ruhig zu, nein sagen können Sie ja immer noch. ‚Knowledge is power', sagten Sie damals zu Herrn Weiland, im Café Bauer; wissen Sie das noch? Sie h a b e n knowledge; viel gelernt; viel gelesen. Sie können die Sprachen, die man braucht. Können Stunden geben. Wenn Sie wieder von den ‚gestorbenen' oder ‚toten' Menschen zu den lebendigen wollen — ich miete Ihnen zum Bei-

ſpiel eine kleine Wohnung; weit weg von da, wo Sie jetzt — gelebt haben; daß Sie niemand kennt: Berlin iſt groß! Ich gebe Ihnen, was Sie brauchen, bis Sie ſelbſt erwerben. Sie ſuchen Schüler und Schülerinnen für Sprachſtunden; würd' Sie das nicht freuen?"

Walli zögerte. Dann nickte ſie.

„Vielleicht können Sie's auch in dieſer großen Fremdenſtadt Berlin mit einer Fremdenpenſion verſuchen; ſehn Sie, auch da kämen Ihnen Ihre Bildung und Ihre feinen Manieren zu gut! — So, wie Sie bis heut gelebt haben, das — das erſchöpft ſich ja. Nehmen wir an, das wären Ihre Studentenjahre geweſen; nun fängt das ſogenannte bürgerliche Leben an! — Liebes Menſchenkind, glauben Sie mir, ich mein's Ihnen ſehr gut. Nicht bloß, weil Sie Selmas Schweſter ſind; das dachten Sie wohl eben, wie? Auch nicht bloß, weil mir Ihr Schickſal zu Herzen geht. Nein, weil Sie ſelbſt mir zu Herzen gehn; weil in Ihren Augen — Ihr ganzes Weſen — — Schon im Café Bauer. Damals im Café Bauer ſagten Sie auch, das wiſſen Sie wohl nicht mehr: ‚Puisqu'ici bas toute âme — toute âme — donne à quelqu'un — weiter weiß ich's nicht!"

Walli ergänzte mit zitternder Stimme: „Sa musique — sa flamme —"

„Nun weiß ich ſchon: ou son parfum! — Liebes Fräulein Walli. Wer ſo ſpricht, ſo fühlt — — ſehn Sie, das haben Sie alles noch. Ihre musique, Ihre flamme — die können Sie wohl noch einmal einem Menſchen geben, den Sie — lieben können; das haben Sie ja

noch nicht gekonnt. Kommen Sie nur erſt zu mir; das heißt — Sie verſtehn mich — zu dem, was ich Ihnen raten, wo ich Ihnen beiſtehn kann. Gehn Sie eine Weile auf meinem Weg, dann findet ſich das alles; dann wundern Sie ſich vielleicht eines Tages auf den Tod: wie komm' ich zu all dem Glück? — Es gibt nämlich mehr Glück auf der Welt, als die meiſten wiſſen. So viel Glück, das aus der musique, aus der flamme kommt. — Fräulein Walli, Sie ſind ſo ſtill. Aber es klingt ſo, wie wenn Sie —"

Ihm war, als hörte er ſie leiſe ſchluchzen; bisher hatte ſie mit halbgeſenktem Kopf lautlos zugehört. „Fräulein Walli," wiederholte er; die Bruſt war ihm übervoll. „Sagen Sie ein Wort. Darf ich Ihnen der eine Menſch ſein? Soll ich Ihnen helfen?"

Es war mittlerweile tiefe Nacht geworden. Am Kanalufer war es eben völlig ſtill und leer. Plötzlich warf ſie ſich ihm an den Hals, ſo heftig, daß er ſich kaum aufrecht hielt, umſchlang ihn und küßte ihn. Einen Augenblick ſchluchzte ſie dann wieder laut, faſt zu laut.

„Na, dann iſt's ja gut!" ſagte er und ſtreichelte ſie wie ein Kind. Er nahm ihre beiden Hände und legte ſie auf ſeine Bruſt; ihm war ſo ungewohnt feierlich zu Mut. „Selmas Schweſter. Ich wußt' es ja. Ich hab's ja gewußt."

„Es gibt ja keinen Menſchen wie Sie!"

„Ach du lieber Gott. Es gibt wohl viele. Aber Sie haben mir noch nicht geſagt — — nicht wahr, Sie wollen —"

„Ja, ja, ja. Ich will!"

Er ſtreichelte ſie wieder, — ſo, wie er dieſer Tage das Evchen Traugott geſtreichelt hatte. „Na, dann iſt's ja gut!"

* * *

Der Auguſt ging zu Ende; er hatte viel Regen und Kühle gebracht und viele böſe Worte hören müſſen; endlich gab er wieder einmal einen freundlichen Tag. Jungblut war mit Mary Evans auf der elektriſchen Bahn bis Halenſee gefahren, ſie ſchlenderten nun zur Behrendſchen Villa am Grunewald, froh, ſich in warmer Luft zu ergehn und den Übergang aus dem gar ſo ſtädtiſchen, hochhäuſigen Halenſee in das Villengelände der Waldkolonie Schritt vor Schritt zu genießen. Mary war, ſo gern ſie auch ritt, eine „Fußgängerin erſten Ranges", wie Jungblut ſie nannte; ſie federte leicht und anmutig dahin. Jungblut ſuchte es ihr gleichzutun, aber mit ſeinem Ehrgeiz hielt die innere Schnellkraft nicht Schritt. „Gummi elaſtikum wie Sie, nein, das bin ich nicht!" ſagte er mit etwas ſäuerlicher Heiterkeit. „Nicht meine Jahre — die ſpür' ich nicht;" er *wollte* ſie nicht ſpüren. „Aber ich bin nicht ſo ganz aus Gummi gebaut!"

Mary lächelte. Sie hatte ſchon lange eine Frage auf dem Herzen; aus mädchenhafter Scheu, von der ſie mehr beſaß als ſie wollte, hatte ſie geſchwiegen. Jetzt fand ſie endlich den Augenblick, ſo recht harmlos plaudernd hinzuwerfen: „Früher ſagten Sie von *Ihrer Frau*, ſie ſei ganz aus Gummi."

„Ja, das war sie wohl; aber jetzt — zu stark aufgeblüht!“

„Und sonst, Meister, geht es gut? immer weiter gut? Frau Fritze macht Ihnen keine böse Stunde?“

Eine drollig diabolische Freude entwickelte sich auf Jungbluts ausdrucksvollem Schauspielergesicht; das hatte er noch aus seiner Spielopernsängerzeit, solange sie auch vorüber war. Er blieb stehn, funkelte sie an: „Mädel, das war Ihr größter Tag! Die Hundepeitsche damals, die hat wunderbar gut getan! — Nein, nein, keine böse Stunde mehr; die sind wie aus der Welt. Haben Sie je ein Lamm gesehn? Der Fritze fehlt nichts als ein blaues Band um den Hals. Es gibt doch Wirkungen — man glaubt es nicht! O, ich war ein ahnungsloser Mensch; ich könnt' auch sagen, ich war ein Esel. Nahm die Frau so einfach wie ein Schicksal hin: die ist nun mal so, da ist nichts zu machen, trag deinen Hausjammer mit Geduld! — Bis ein Mädel mit den sanftesten blauen Augen über den Ozean herüberkam und in einer herrlichen dramatischen Empörung, als Primadonna mit der Peitsche —“

Er blieb wieder stehn, auf den Goldknopf seines Stocks gestützt. „Und zu Ihnen ist die Frau immer noch so sanft, hold und gut?“

„O ja; wunderbar!“

Jungblut wurde tiefsinnig; er sah mit Fernblick in die Luft. „Das ist doch des Teufels: man weiß nie so ganz, was in einem Menschen steckt. Den einen kann man nur mit Liebe kurieren, alles andre ist Gift; und für einen andern ist nur die Peitsche gut! —

Ich muß Ihnen übrigens noch was ſagen, Mary; das geht all dieſe Tage in mir herum, und mit wem ſoll ich darüber reden; für ſo was hab' ich niemand als Sie! — Eben dieſe Fritze nämlich. Seit Edmund Pinelli ſo ſchauerlich zerrüttet iſt — hoffen Sie noch was? ich nicht! — ſeitdem iſt noch eine zweite Veränderung über ſie gekommen — die iſt wunderlich; man weiß da nicht, was man denken ſoll. Ihr — ihr graut jetzt vor Edmund. Sie mag nicht von ihm reden hören. Neulich fragte ſie einer, ob ſie ihn ſehen möchte; da hat ſie ſich geſchüttelt — ihn mit beiden ausgeſtreckten Armen gleichſam abgewehrt — ‚um Gottes willen, nein, nein, nein!'" — Jungblut ging langſam weiter, als möchte er von der Sache nicht mehr reden, blieb dann aber wieder ſtehn: „Ja, und nicht bloß, daß ihr vor ihm ſchaudert — es iſt alles ſo ſonderbar. Manchmal hat ſie ſozuſagen Zerknirſchungen; ich weiß kein anderes Wort. Sie wirft ſich allerlei vor, ſo unbeſtimmt, man verſteht es nicht; fängt man an zu fragen, dann hat ſie freilich nichts geſagt, hat's nicht ſo gemeint. Plötzlich kriegt ſie aber ſo abergläubiſche Augen, guckt den Himmel an, ſtarrt in die Luft — fürchtet ſich vor irgendwas. Und wird dann zutunlich, anſchlußbedürftig, kommt zu mir ..."

Jungblut warf einen fragenden Seitenblick auf Mary. Sie tat, als bemerkte ſie das nicht, und ging ſchweigend weiter.

Zögernd, mit ſchweren Schritten ging er ihr nach, eine Weile ſtill; ſo im Gehen aber fing er an zu murmeln: „Ich weiß nicht — ich verſteh's nicht. Hat ſie ihn

wirklich zu gern gehabt? — Dieſen Edmund Pinelli, mein' ich. — Sie kokettierte mit ihm; na, das h a t ſie nun einmal, das tat ſie mit vielen. Sie war eitel und ſtolz auf ihn. Iſt's denn m e h r geweſen? — — Sie ſagen aber auch kein Wort. Sie gehn ſo unſchuldig wie ein Veilchen weiter. Ich erzähl' Ihnen das, weil Sie m e i n e F r e u n d i n ſind! Na alſo — was denken Sie?"

„Lieber, guter Meiſter," erwiderte Mary. „Sie müſſen mich verzeihn: von ſo ſchwierigen Sachen verſteh' ich nichts."

„Na ja, wie ich ſagte: das Veilchen. Mit den Veilchenaugen. — Auf dieſe Weiſe erfährt man nichts. Erfährt man nichts! — — — Vielleicht iſt's ſo beſſer. Zu viel Wiſſen macht das Leben ſchwer. Vielleicht ſollt' ich mir einfach ſagen: ſei froh, daß ſie ſolche — Zerknirſchungen hat. Da wird ſie immer kleiner, das tut ihr gut. Und gewöhnt ſich das Kokettieren ab! — — — Hm! — Und dann. — Vielleicht iſt für j e d e n eine Lehre drin. Vielleicht ſollt' ich mir auch noch ſagen —"

Er murmelte noch etwas, davon war aber nichts zu verſtehn. Nach einer Weile fragte Mary: „Was meinten Sie?"

„Was ich meinte?" — Jungblut machte ein verkniffenes, dann ſich zögernd aufſchließendes, beinahe verſchämtes Geſicht; ſo hatte ſie ihn noch nie geſehn. „Ach, Sie unſchuldiges Kind. Das verſtehn Sie vielleicht wieder nicht. — Ich meine nur: man wird ſchließlich ſ e l b e r nachdenklicher und — vorſichtiger, wenn man

ſo einen erbärmlichen Untergang wie den des Don Juan Pinelli erlebt! — — Da ſind wir ja wohl ſchon vor der Villa Behrend. Ja, richtig; da ſteht die Selma im Garten. Die ſieht auch ſo aus, als hätte ſie viel nachgedacht, mehr als uns gut iſt. Ach du lieber Gott!"

* * *

Selma verlor ihre Bläſſe, als ſie Mary mit Jungblut in die Gartentür treten ſah, die Freude, die geliebten blauen Augen zu ſehn, rötete ihr die Wangen; aber wie viel ſie gelitten hatte, ſah man doch ſofort. Eben dieſe Wangen waren abgemagert, die Naſe herrſchte noch mehr als ſonſt und faſt zu ſehr im Geſicht; die tiefliegenden Augen waren tiefer eingeſunken, alles, was das Geſicht bedeutend machte, hatte zugenommen, die mädchenhafte Schönheit hatte gleichermaßen verloren. Eine rührende Schwermut lag aber auf den edlen Zügen, die ſie ſehr verklärte. Sie hatte an Mary geſchrieben, ſie ſei angegriffen, bleibe einige Tage zu Hauſe, um wieder kräftig zu werden; die Freunde werde ſie aber gerne ſehn. Sie ging den beiden entgegen, nickte ihnen freundlich zu und gab ihnen die Hand; ſie ſprach noch kein Wort. Mary begann zu reden; ſowie Selma die liebe Stimme hörte, faßte ſie die Freundin mit beiden Armen und zog ſie an ihre Bruſt.

„Ach, ihr wißt ja noch nicht," ſagte ſie dann ſelbſt. „Nun iſt's abgemacht: Pinelli iſt in einem Irrenhaus. Sie ſehn es als progreſſive Paralyſe an; was wir Laien ſo oft Gehirnerweichung nennen. Sie fürchten, es iſt

hoffnungslos. Aber ob ein langes oder kurzes Leben, das weiß noch kein Mensch!"

„Und er selbst?" fragte Jungblut. „Wie ist er?"

„Anders als ich dachte; nach dem, wie ich ihn in der schrecklichen Nacht gesehen hab'. Unerwartet ruhig, sagte mir der Arzt, der Professor; oft stumpf, wie schon die Tage vorher in der Heilanstalt; selten aufgeregt, und dann niemals lange. Als wär' es ein erschöpfter Mensch!"

Selma führte ihre Gäste zu dem Tisch und den Sesseln unter der alten Tanne, ihrem Lieblingsplatz; dort hatte sie die Geschichte von Katharina von Schwarzburg und dem Herzog von Alba gelesen, dann durch Lorenz von Walli gehört; wie lange war das her! Wie viel Schatten lag seitdem auf ihrem Leben! — Sie zog Mary auf den nächsten Stuhl neben ihrem nieder und nahm ihre Hand. „Ach du Goldene, gut, daß du da bist; ich muß dir was sagen. Es droht mir was — es ruft mich was. Ich war so froh in meinem Krankenhaus; ich hab' nun auch meine Schriftstellerei so schön angefangen, sie drucken mich in der ‚Frau' und sonst, nennen mich 'ne ‚Hoffnung'. Da soll ich nun wieder heraus und —"

„Und was sollst du denn?" fragte Mary, da Selma nicht weitersprach, nur die Hände auf ihrem Schoß ineinanderrang.

„Er, der Arme, er wünscht es so. Es ist wie ein fixer Gedanke in ihm — ach, nicht erst seit gestern, schon wochenlang —; ich, ich soll ihn pflegen; dann wird er ganz gewiß gesund. Er hat mir's geschrieben, rührend,

abbittend, er ſagt es zu den Ärzten, zu jedem, der zu ihm kommt —"

Jungblut unterbrach ſie, ſeine Feueraugen erhitzten ſich. „Und was ſagen Sie? Sie denken doch nicht — ich bitte um Vergebung — Sie ſind doch nicht ganz verrückt?"

„Ach nein, ich bin nicht verrückt. Mir graut ja vor dem bloßen Gedanken; brauch' ich das zu ſagen? Zieht mich denn irgendwas zu ihm? Stößt mich nicht alles von ihm hinweg? — Nur daß ich mir ſage —"

„Aha! Sie ſagen ſich was. Da kommt wieder das ewig Weibliche, euer Mitleid, euer Opferſinn, der euch alle toll macht!"

Selmas Züge zuckten nervös erregt: „Bitte, lieber Freund, eifern Sie nicht ſo. Ich ſage ja noch nicht: ich will's, ich will's. In mir ſpricht nur etwas —"

„Und wie denken Sie ſich ſo ein Irrenhaus?" fiel ihr Jungblut wieder ins Wort. „Da wird man doch nicht eine junge Dame hineinnehmen, eine Kommerzienratstochter aus dem Grunewald, damit ſie einen von den Patienten kuriert!"

Selma lächelte müde: „Sie werden ſo dramatiſch. Ob es da nicht doch, vielleicht, eine Ausnahme gibt, das wiſſen Sie ja noch nicht. So wenig wie ich! — Mir gehn aber ſo viel Gedanken nach; — das iſt doch erlaubt. Wenn nun vielleicht ich vor allem daran ſchuld bin, daß der Unglückliche ſo gräßlich, ſo jammervoll krank geworden iſt? — Bitte, vernichten Sie mich noch nicht; von moraliſcher Schuld hab' ich nicht geſprochen. Aber wenn das Schickſal, daß er an mir — — daß ich —"

„Daß Sie so vernünftig waren, nicht auch wie so viele andre vor ihm in den Staub zu sinken. Wenn ihn d a s verrückt gemacht hat, dann lassen Sie ihn nur, wo er ist!"

„Ach, so mein' ich's nicht. — Mary! Mein Herz! Was sagst d u? Verstehst du, daß mir davor graut — ich kann dir nicht sagen, wie — daß aber ein Gefühl von Mitschuld — oder nenn's wie du willst — — und daß eine Stimme in mir sagt, immer wieder sagt: bring dich nur zum Opfer! Tu's! Vielleicht pflegst du ihn wirklich gesund! — Verstehst du das?"

Mary, mit tief ernstem Gesicht, antwortete sanft: „Ich weiß nicht."

Jungblut schüttelte seine langfingerige Hand: „Die hat heut ihren Tag, da weiß sie nichts. I ch kann Ihnen nur wünschen: erhalten Sie sich das Grauen, lassen Sie sich recht gründlich grauen, grauen Sie sich gesund!"

„Ungefähr so was hab' ich ihr a u ch gesagt," sprach eine Baßstimme hinter Jungblut; sie wendeten sich alle hin. Lorenz stand an einer Föhre, er war unbemerkt in den Garten eingetreten und hatte schon eine Zeitlang mit andächtiger Erbitterung zugehört. Er nahm zum Gruß seinen Hut ab, strich sich über das Haar und den kahlen Gipfel; „ja, wie sagt der alte Schiller: Seid ihr nicht wie die Weiber und so weiter; — bitte um Entschuldigung. Ich hatte schon gestern abend so ein Gespräch mit dieser hochherzigen Opferpriesterin; all' mein Abreden und Sorgen hat nichts genützt!"

Übrigens Sorgen, Sorgen, dachte er und erheiterte

ſich; ich hab' auch eine innere Stimme, die ſagt mir: ſorg' dich nicht ſo ſehr, es wird nicht ſo ſchlimm! Wie nutzlos ſorgt ſich oft der Menſch; — das könnt' auch von Schiller ſein. Wie hatt' ich mich gefürchtet, wenn ich an meine Unzertrennlichen dachte: ja, auf der Reiſe iſt's gut gegangen, aber wenn ſie den Edmund in Berlin wiederſehn? Und nun iſt er eine lebendige Leiche. Gefahr gibt's nicht mehr!

„Ich will Ihnen noch was ſagen, liebe, gute Selma," fing Jungblut noch einmal an; „dann geh' ich, denn von ſo 'nem rabbiaten Kerl haben Sie offenbar genug. Aber da Sie davon ſprachen, wer ‚ſchuld iſt' — ich glaub', Ihr Krankenhaus iſt daran ſchuld, daß Sie dieſes Opfer für möglich halten, daß Sie dieſen Kampf kämpfen! Seit Sie Kranke pflegen gelernt haben, hat ſich Ihre Seele, die immer ins Heroiſche ſtrebt, an dieſes Schlachtfeld gewöhnt; wie die alten Germanen ſich ihren Himmel als Walhalla träumten, aus der ſie jeden Morgen beim Hahnenruf zum Kampf miteinander ausziehn, ſo denken Sie ſich nun wohl Ihren Himmel auf Erden als ein Krankenhaus, in dem Sie bis an Ihr ſeliges Ende barmherzige Schweſter ſind. Kurz, ſich für andre zunichtleben, und wenn's auch vorderhand nur für einen iſt!"

„Sagten Sie noch was?" ſetzte Jungblut nach einer Weile hinzu, da Selma ſchwieg. Sie lächelte auf die Frage nur; ohne jeden Groll oder Unmut, aber unbekehrt. „Na, dann leben Sie wohl und wohler; wir gehn; Mary und ich werden zu einer Prüfung im Geſang erwartet. Ich wollt', ich könnt' Ihnen einige

männliche Blutstropfen — — denn ein richtiges Frauenzimmer ſind Sie d o ch, durch und durch. Aber das wollen Sie wohl auch ſein. Guten Tag!“

Er küßte ihr die Hand, ſah ſie wie mit einem grimmigen und einem verehrungsvollen Auge an. Er und Mary grüßten und gingen.

* * *

Lorenz ſtand noch immer, wenn auch nicht mehr an ſeinem Baum; er betrachtete das edle Profil der blaſſen Selma, die den Davongehenden nachſah, und dachte mit beengter Bruſt: kann man denn ſo 'nem herrlichen Geſchöpf nichts zu gute tun? — Wenn er ſchon von Walli und ihrer Zukunft reden könnte; aber ſo weit war's noch nicht. Von der kam er eben, aus der für ſie gemieteten kleinen Wohnung; er hatte ihr Inſerate für Zeitungen aufgeſetzt, Ankündigungen von Sprachſtunden, er lief nun herum, ihr eine Fremdenpenſion nach bewährten Muſtern einzurichten. Er hoffte: es gelingt! Aber nur nicht zu früh gakeln; das Ei war noch nicht gelegt! — Nein, von Walli nichts; aber das a n d r e, das ihn dieſe Nacht ſo lange munter gemacht hatte; das ſo merkwürdig zu Jungbluts letzter Rede ſtimmte: weg mit den K r a n k e n h a u s-ideen aus Selmas Kopf! — Sie ging eben den Gartenſteig entlang, von der Tür zu ihrem alten Platz zurück; dort ſetzte ſie ſich nieder, ſtützte einen Arm auf den Tiſch und ſtarrte in das Gebüſch hinein, in dem ſich der allererſte Hauch von herbſtlicher Verfärbung rührte. Ein großartiges Profil! dachte Lorenz. Ein Menſchenkind,

aus dem viel werden kann; man weiß noch nicht, was. Es kann wohl auch was Unkluges, Törichtes draus werden; „großzügig", wie man jetzt sagt, gewiß, aber unvernünftig. Ach Gott, wenn man sie anderswohin führen könnt', ohne daß sie's merkt!

„Was haben Sie da?" fragte Selma, die nach einer tiefen Stille aus ihren Phantasien erwachte. „Eine Photographie?"

Lorenz nickte, mit seinem unschuldigsten Gesicht, das Bild höher haltend, das er eben aus seiner Brusttasche gezogen hatte, und kam damit langsam zu ihr. „Ja; Kabinett; nicht schlecht gemacht. Ich hab' Ihnen ja von meiner kleinen Freundin Eva Traugott erzählt —"

„Die die interessante Mutter hat —"

„O ja, eine interessante Frau. Und Sie meinten, Sie möchten einmal ein Bild von dem Mädel sehn —"

„Und nun haben Sie mir's mitgebracht!" Mit einem matten, aber freundlichen Nicken dankte sie ihm: „Sie sind immer gut. Ich hab' zwar im Augenblick wenig Sinn für — — aber geben Sie her!"

Lorenz überreichte ihr die Photographie, sagte nichts dazu. Selma blickte so hin; allmählich erwachten ihre Augen. „Wie eigen, so ein Kind zu sehn, das — das schon ganz ein Mensch ist. Verstehn Sie, wie ich das meine? Es liegt vielleicht in dem Humor, der so drollig, so eigentümlich auf dem ganzen Gesichtchen lebt. — Aber auch was Ernstes, Wille und Charakter. — Wohl ein originelles Geschöpf!"

„Ja, sie ist originell, das ist sie," erwiderte Lorenz, mit seinem ruhigen Baß, der Selma wohl tat; das

wußte er ſchon lange. „Die Mutter iſt weniger originell; aber, wie ich Ihnen ſchon früher ſagte, eine vortreffliche Frau! — Wie verſtändnisvoll gucken Sie das Geſichtchen an; man ſieht, daß Sie ſich auf Kinder verſtehn. Die kleine Tiermalerin; ich nenne ſie die Roſa Bonheur von Berlin; dann lacht ſie. Ich hab' ihr das auch in ihr Stammbuch geſchrieben. ... Was die alles lernt! Und wie ſie lernt! Ein Vergnügen, dem zuzuſehn! Die beſte Schülerin; das heißt, nicht der ſogenannte Muſterknabe, nein, aber ein Gehirnchen, wie fürs Lernen und Vorwärtsgehen gemacht. Was die alles fragt; was ſie für drollige, putzige, feine Bemerkungen macht. Wenn ich ſo was höre, muß ich immer denken — ich bin ja ein ungelehrter Mann, ich komme nicht in Betracht — aber ich muß denken: könnt' ich doch ihr Lehrer ſein! — Überhaupt — alle Wetter auch — der Lehrerberuf. Ich ſag' mir oft: über den geht nichts. So einen kleinen, gottbegabten Menſchen formen zu helfen — auf der Welt das beſte Helfen, das es gibt!"

Selma hatte vergeſſen, was ihr auf der Seele lag, ihre Wangen färbten ſich; ſie nickte vor ſich hin, dann ihm zu. „Hab' ich auch ſchon oft gedacht, Lorenz. Schon als junges Ding gedacht. Ich bin ja ſchon für meine Puppen Lehrerin geweſen; dann für ein kleines Nachbarskind, das ich mir förmlich eingefangen hatte. Bis ich dann auf andre Gedanken kam; andre Ideale! Meine Perſönlichkeit ausbilden — mich ausleben — ſo ſagt man ja jetzt. Und dann, Sie wiſſen ja, meine neue Liebe, das Krankenpflegen —"

„Sehr ſchön! ſehr ſchön!“ fiel Lorenz ihr mit edlem Eifer ins Wort. „Wer dagegen ſpricht, iſt kein Menſch! — Aber, hol' mich der — — verzeihn Sie — ich will nur ſagen: ſo ein geſundes, blühendes, aufſtrebendes Leben zu pflegen und zu führen, ſcheint mir doch noch ſchöner! — Wenn dieſe kleine Eva ihre Schulgeſchichten erzählt —“

Er brach im nächſten Wort in der Mitte ab: ſeinem Späherblick kam auf Selmas Geſicht allerlei entgegen, das er nun herunterlas. Ihre gelblichen Augen hatten ſchon lange nicht ſo friſch und ſo froh geleuchtet, wie in dieſem Augenblick. Auf ihren Wangen blühten Röschen auf; und wie es dann ſo geht, die Wangen ſchienen ſich zu füllen, das ganze Antlitz ſchien nicht mehr ſo mager, wie es war. Sie nahm das weggelegte Bild wieder in die Hand und betrachtete es minutenlang. Sie war ſtill wie er. Endlich ſagte ſie: „Ja, wie lieb. — Sie ſollten ſie mir doch einmal bringen, lieber Freund.“

„Wen? Das Evchen?“

„Ja.“

„Recht gern. Die wünſcht ſich ja nichts glühender, als Sie kennen zu lernen. Ich hab' ihr viel von Ihnen erzählt —“

„Mögen ſchön übertrieben haben!“

„Das glaub' ich nicht. Und die Mutter lechzt auch nach Ihnen. Sie ſprechen ja beide von Ihnen, ſo oft ich komme. Ja, und was Sie der Mutter ſein könnten, das iſt nicht zu ſagen! Wiſſen Sie, was ich an Ihrer Stelle täte?“

„Was denn?“

Er sah auf seine Uhr und nickte: „Richtig! Jetzt kommt sie aus der Schule. Das Evchen. Liebe, Gute — Sie verhocken sich hier, verwühlen sich in Ihre Gedanken; das macht nicht gesund. Sie sollten neue Menschen sehn! Ihren Hut sollten Sie nehmen, bei dem schönen Wetter, und mit mir hinfahren; da kämen Sie aus dem Grunewald und aus sich selber heraus!“

Selma drückte sich in ihren Sessel, wie vor ihm zurückweichend: „Ach, Sie wollen immer was. Sie sind unausstehlich. Ich bin so müde. Ich weiß nicht, was ich will, und mag auch nicht wollen. Mag mich nicht entschließen!“

„Ist auch gar nicht nötig,“ entgegnete Lorenz. „Dafür hat man Freunde!“ Er kannte die kleine weiße Scheibe an dem Tannenbaum, die mit einer Glocke in der Villa zusammenhing; er trat hin und drückte darauf. Nach ein paar Sekunden erschien Selmas Jungfer in der Haustür und dann auf dem Kiesweg. „Liebe Emma,“ sagte Lorenz in tiefem Ernst, „bringen Sie dem Fräulein einen Hut, sie will in die Stadt!“

* * *

Es war ein Septemberabend, die Hängelampe brannte in Wallis neuem Wohnzimmer; Lorenz hatte ihr schöne Photographien geschenkt und selber an die Wand genagelt, er stand neben ihr, die in ein Zeitungsblatt auf dem Tische sah. „So,“ sagte er, „nun bin ich fertig! Das heißt — liebe Walli — ich bin eigentlich schon ziemlich lange fertig; ich hab' Ihnen das auch

gesagt. Sie hörten's aber nicht, Sie hatten wieder Ihren ‚Träumerischen', wie Sie diesen Zustand benennen. Wenn Sie nun gefälligst einen Ihrer geschmackvollen Blicke —"

„Auf die Wand werfen wollen," ergänzte Walli. „Ja, ja. Ich versteh' schon." Mit trägen Bewegungen richtete sie sich auf, drehte sich herum und schaute an den Wänden hin. Liebevoll und mit Bedacht verteilt hingen da Landschaften vom Rhein, von Italien, und Bilder aus den Berliner Museen; auch einige humoristische Szenen aus dem Leben, da Lorenz von ihr gehört hatte, daß sie so was liebte. Sie nickte. „Das haben Sie sehr hübsch und sehr lieb gemacht. — Wie Sie a l l e s machen. — Sie sind überhaupt ein Mustermann; Sie gehörten in eine moralische Erzählung für die reifere Jugend: In Amsterdam lebte vor Zeiten ein edler und so weiter!"

„Ich bin durchaus kein Mustermann," versetzte Lorenz, durch Wallis spöttischen Ton etwas gereizt und verdrossen; „ich hab' Ihnen die Bilder nur hingehängt, weil Mademoiselle keine Lust hatte. Ich dachte, es würd' Ihnen Freude machen; aber da Sie die Bilder alle liegen ließen —"

„Nu ja, mir war's einerlei; oder besser: schnuppe, wurscht. Mir ist a l l e s so — — Aber ich dank' Ihnen, ich dank' Ihnen. Sie sind wirklich der geborene Onkel, der rührende. Und wenn man ein ‚trauliches Heim' hat, wie Sie neulich sagten. ... Ich kenne ja auch die Verse von dem alten Goethe: Ach, wenn in unsrer engen Zelle —"

Sie ſprach nicht weiter, ſie warf ſich in eine Sofaecke und pfiff einen Gaſſenhauer.

Lorenz runzelte ſeine rötliche Stirn, machte aber gleich wieder ſein ſanftes Geſicht. „Sie können ſich ja pfeifen, was Sie wollen, Walli. Ich hab' nur gedacht —"

„Was denn?"

„Sie würden mit einem gewiſſen fröhlichen Lebensmut ſagen: ſo, die Bilder haben wir; grade ſo wird nun auch alles andre kommen! Ein Schüler und eine Schülerin ſind a u ch ſchon da; niedriger Preis für die Stunde — das ſchadet nicht. Mit der Zeit, da wachſen die Preiſe, das haben ſie ſo an ſich; nur Geduld, liebe Seele. Überhaupt — Geduld! Erſt etwas Gras wachſen laſſen über die Vergangenheit; dann wird alles kommen!"

„Wird kommen," murmelte Walli, in ein Kiſſen hinein, das ſie ſpielend vom Sofa genommen und ſich eine Weile vors Geſicht gedrückt hatte. „Wird kommen."

„Was ſagen Sie?"

„Nichts. Ach, nichts. — — Geduld —!"

„Nun ja, natürlich Geduld. — Ich wollte Ihnen noch etwas ſagen, Walli; eine große Bitte; aber Sie machen mir nicht den Eindruck, daß Sie in der richtigen Stimmung ſind. Da muß man alſo wieder bis zum nächſten Poſttag warten —"

„Nein, nein," unterbrach ſie ihn. „Heute geht die Poſt." Sie warf den Kopf in die Ecke zurück. „Blaſen Sie nur los!"

„Sehn Sie, gute Walli. Da wir nun ſo weit ſind — da Sie ſich aber einſam fühlen; das iſt ja auch

natürlich — — wir ſind ja in Berlin, wir haben nicht weit bis zum Grunewald. Wenn ich Sie und Ihre Schweſter Selma jetzt zuſammenbrächte —"

Die träge Walli ſprang auf, als ſtürzte eben die Decke ein. „Meine Schweſter —!" rief ſie. Ein Schauder zitterte über die ſchlanke Geſtalt. „O, ich hab' gedacht, das wird kommen. — Ich kann nicht! Ich kann nicht!"

„Walli! Ihre einzige, liebevolle, ſeelengute Schweſter. Mit der können Sie nicht —"

„Noch nicht. Nein, ich kann's noch nicht. Gott, es mag ja kommen — es wird ja — aber jetzt noch nicht!"

„Bitte, ſetzen Sie ſich wieder hin; faſſen Sie ſich, Walli. Sie haben ja bei all Ihrem heißen Blut doch auch einen klaren Kopf und einen tapferen Sinn! — So, da ſitzen Sie. Ihr Weg in die Welt zurück geht ja doch über und durch die Schweſter; das wiſſen Sie ſo gut wie ich. Wenn Sie nur erſt mit d e r wieder einig ſind! — Ich ſetz' mich a u ch. Ich denke mir's ſo: Sie und Selma ſind wieder verſchwiſtert — gut — dafür ſteh' ich Ihnen. Sie beide r e i ſ e n erſt eine Zeitlang zuſammen; vielleicht ich mit — wenn Sie mich wollen. Dann kommen Sie zuſammen nach Berlin zurück. Man ſieht Sie wieder in der Villa, im Elternhaus; denn Ihre Mutter, dieſe zarte, edle — — leider noch kränklich — aber herzensgut — an der wird's nicht fehlen. Und dann ſo allmählich —"

Walli fuhr wieder empor, ſie hatte die Hände ſo lange ins Sofa hineingewühlt, ſich feſtgehalten; aber die Nerven gehorchten nicht mehr. „Hören Sie auf!"

ſtieß ſie faſt ohne Stimme hervor. „Bitte, hören Sie auf! Ich kann's nicht mehr hören!"

„Was iſt?" fragte er verblüfft.

Ihre Kehle gewann wieder Kraft, ſie rief: „Ich werde toll! wild! verrückt! — Geduld, ſagen Sie. Und dann! Und dann! Und an der herzensguten Mutter wird's nicht fehlen. Aber an der Tochter wird's fehlen!" Sie griff ſich mit beiden Händen an die Bruſt, daß ſie faſt ihr Kleid zerriß: „An mir! An mir!"

Ehe Lorenz etwas erwidern konnte, fühlte er ſich an beiden Schultern gefaßt und ſah Wallis Züge nah vor ſeinem Geſicht, mit anderm, flehendem Ausdruck; „ach, Sie allerbeſter Menſch!" ſtieß ſie nun ebenſo jäh heraus. „Gehn Sie lieber fort. Ich bin heut meſchugge. Nerven, Nerven! Dieſes andre Leben; bedenken Sie, verſtehn Sie. Dieſe gräßliche Einſamkeit —"

„Aus der ſollen Sie ja heraus!" warf er in ihre ſprudelnde Rede hinein.

„Ja, aus der ſoll ich heraus. Es wird auch. Sie ſagen ja, das wird alles kommen. Aber heut — aber heut kann ich nichts mehr hören. Es liegt mir eine ganze Welt auf der Bruſt. Ich hab' Todesangſt. Ich möcht' aus dem Fenſter ſpringen. Morgen, morgen, morgen!"

Sie drückte gegen ſeine Schultern, ſie ſtreichelte ihn mit bis zum Zittern aufgeregten Händen, ſie drängte ihn zur Tür.

„Ja, ja," ſagte er; „dann geh' ich ja. Sie wunderliches Mädel — — wenn ich nur begriffe —"

„Sie himmlischer Mann, verzeihen Sie. Lassen Sie mich heut in Ruh!“

Lorenz nahm seinen Hut und ging. Als er draußen war, seufzte sie erleichtert auf; atmete mit offenem Mund, legte den Kopf zurück, so weit wie sie konnte. Sie machte schleifende Schritte an den Wänden hin, deren Bilder sie anstarrten wie fremde, unheimliche Traumbilder, die man nicht versteht; trat ans Fenster und sah in die Nacht hinaus, auf die Scheiben pochend. Als täte ihr das ein andrer, so schüttelte sich ihr Kopf, Walli Hollands Kopf: „Ich kann nicht! Ich kann nicht!“ — Auf einmal saß sie an ihrem Schreibtisch, als hätte eine Stimme gesagt: setz dich hin! Und wie wenn ihr jemand diktierte, schrieb sie mit fester Hand, ohne zu stocken:

„Allerbester Mensch! Wie werden Sie mich nun verachten; das weiß ich. Alles, was Sie für mich getan haben, und noch tun wollen, das werfe ich ins Wasser; und mich hinterdrein. Ich kann so nicht! Wie sagten Sie mir neulich, am ersten Tag, am Kanal: es ist ja mit natürlichen Dingen zugegangen, daß Sie so gelebt haben, die Natur hat es so gemacht. Ja, die hat mich eben zur Dirne gemacht. Ich bleib' eine Dirne. Mir ist nicht zu helfen!

„Und da sitz' ich nun und die Tränen kommen, weil ich mich selber verachten muß. Alle Sehnsucht, die ich hatte und habe, nach dem Unaussprechlichen — Worte gibt's da nicht — nach dem Schönen, Guten, Himmlischen, oder wie — all die Sehnsucht hilft mir nicht. Ohne einen Tropfen von meinem Glück kann ich

doch nicht leben. Zu eurem Glück bin ich nicht geschaffen. Vielleicht überhaupt nicht zum Glück; solche Menschen gibt's ja. Also sterben, sterben. O wie hab' ich mich letzte Nacht nach dem Tod gesehnt. Wenn nur das Sterben nicht wäre, vor dem mir so graut. Aber das endet ja auch. Ein Sprung ins Wasser, dann ist's bald vorbei. Und dann hab' ich Ruhe!

„Ich möchte Ihnen so von Herzen danken, für all Ihr Helfen, und kann's nicht. Ich küsse Ihre Hände. Verachten Sie mich doch nicht zu sehr; haben Sie ein bißchen Mitleid, wenn ich tot bin. Sagen Sie meiner Schwester nichts. Es ist dunkle Nacht; wie gut. Da wächst mir wohl der Mut. Ich will gehn und sterben!"

Sie unterschrieb ihren Namen nicht; wozu? dachte sie. Es gab ihr so ein besseres Gefühl: als wäre sie schon richtig tot. Sie schloß den Brief, schrieb die Aufschrift, an Lorenz, und ließ das „Aktenstück" — ihr letztes — auf dem Tisch. Nur geschwind noch Hut und Schleier, und fort! Es jagte sie, sie vergaß die Hängelampe auszulöschen; die Treppen hinunter, über den Hof auf die Straße, auf der Straße halb laufend weiter, so rasch wie sie konnte — um nicht zu spät zum Wasser zu kommen, um noch Mut und Kraft zu haben, wenn sie auf der Brücke stand. Der Weg war nur gar so weit; oder schien's nur ihrer bangen Ungeduld so? Als sie an die Spree kam — sie wohnte nun fern vom Kanal; ihr noch alles fremd — und auf die hohe Brücke trat, sie wußte ihren Namen nicht — kann man denn hier auch sterben? dachte sie beklommen. Von hier

oben hinunter? in das schwarze Wasser? Da stürzt man ja wie ein Klotz hinein?

Sie schüttelte den Kopf. Ihr fuhr durch den Sinn: früher hatte sie zuweilen gesehen, daß Leute aus den langen Kähnen ans Ufer stiegen und auf steinernen Treppen herauf; oder umgekehrt. Ihre Augen suchten, beim Laternenlicht entdeckte sie so eine Treppe, die hinunterführte, bis zur Spree hinab. Walli, Walli, sei nicht so feig, sagte sie zu sich; von da unten ist's ja kaum mehr ein Sprung, du läßt dich hineinfallen, gibst vorher den Atem weg: dann versinkst du gleich! — Das hatte sie einmal von einer andern, mit dem „Abfahren" liebäugelnden Dirne gelernt. Sie ging bis zur Treppe und stieg rasch hinunter. Langsam, fast unmerkbar floß das schwarze Wasser vorbei, dann und wann am Bollwerk leise gurgelnd; als wär' es der schwarze Tod in Person, der vorüberzog, auf das junge Fräulein wartend, das da stand und stand: „Warum kommst du nicht? Auf was lauerst du noch? Ein so großer Spaß ist ja doch das Leben nicht. Bei mir find'st du das schönste, was es gibt: tiefe, tiefe Ruhe. Hier gibt's keine Schande, keine Reue, keine besseren Menschen, keine Predigten; das reine Paradies!"

Ja, ja! dachte sie und blieb doch stehn. So hatte sie auch einst beim Zahnarzt lange vor der Tür gestanden; wütende, verrückt machende Schmerzen hatten sie die Treppe zu ihm hinaufgetrieben: heraus, heraus mit dem Zahn! Aber die Angst vor der Zange, die vertrieb den Schmerz; na, was will ich denn noch? dachte sie. Tut ja nichts mehr weh! Und ohne auf die Klingel zu

drücken, in glückſeliger Feigheit ſchlich ſie wieder davon... Was ſollte ſie jetzt beim Zahnarzt Tod? Das L e b e n, das L e b e n! Es war nicht immer ſchön, aber es w a r doch was. So jung und ſchon aus der Welt! Und ihre blühende, ſchöne Geſtalt — ja, ja, die war ſchön — wie eine tote Katze dahinſchwimmen; keiner freut ſich mehr an ihr, keiner küßt ſie mehr. Nur noch Ekel und Grauen! — Sie hatte einmal als Kind ein ertrunkenes Pferd geſehn, das war viele Stunden ſpäter wieder nach oben gekommen, mit furchtbar aufgeblähtem Leib, ſchrecklich anzuſchauen. Wenn ſo Walli Holland, Walli Behrend — —

Es durchſchüttelte ſie. Ihr wurde ſchlecht. Nur nicht das ſchwarze Waſſer mehr ſehn! Sie ſtieg die Treppe hinauf.

Es war, als käme ſie aus der Unterwelt in die Welt zurück. Auf der Uferſtraße ſchlenderte ſie leiſe taumelnd weiter; wohin? Einerlei, wohin; nur von dieſem Grauen weg, das ihr noch in allen Gebeinen lag. Freiheit! Noch nicht ſterben! — — Ein Herr ging vorüber; blieb ſtehn, ging dann weiter; kam dann wieder zurück. „Walli!“ ſagte er. Wie aus einer Schlaftrunkenheit erwachend blickte ſie ihn an. Woher wußte der —?

Ach ja, Walli Holland! dachte ſie. Von der wiſſen viele!

„Weiland!“ ſtammelte ſie auf einmal zwiſchen ihren bebenden Lippen; in denen ſteckte das Grauen noch. Sie erkannte die grauen Augen, die dichten Brauen, das bartloſe Theatergeſicht. Sein ſchwarzer,

weicher, tief eingedrückter Hut war zurückgeſchoben; ſeine bunte Krawatte hatte ſich aufgelöſt; betrunken, wie ſie ihn wohl ſchon geſehn, war er aber nicht. Mit ſeiner warmen Schauſpielerſtimme ſagte er verwundert: „Walli, wie kommſt du hierher? — Ja, und was iſt mit dir? Du ſchlotterſt ja? Deine Zähne klappern?“

„Ach, das tut nur ſo!“ antwortete ſie und verſuchte ein herzhaftes, fideles Lachen; es klang aber noch ganz vertrackt, da die Lippen flogen. „Ich — ich bin wieder auf der Welt!“

„Ja, was heißt das, Mädel? Wollt'ſt du ſie verlaſſen?“

„So ein bißchen; ich hab's probiert. Wie ihr beim Theater eure Stücke probiert! Es iſt aber nicht —“

„Was das für eine komiſche Art zu ſprechen iſt; mit dem Lippenzittern. Aber Mädel! Walli! Im Ernſt! Du haſt aus der Welt gewollt? In das Waſſer da?“

„Es iſt nicht gegangen. — Ich konnte nicht!“

„Ach was, dummes Zeug. Weg vom Waſſer; was haſt du dann? — Ich leb' a u ch noch, ſiehſt du; und hab' a u ch einmal gemeint: ſo, nun hab' ich genug!“ — Er ſtrich ihr mitleidig über das ſeidige Haar: „Haſt du Hunger?“

„O nein.“

„Warſt du zu einſam?“

„Ja.“

„Kenn' ich, Walli. War ich a u ch; und das iſt des Teufels! — Wenn aber zwei z u ſ a m m e n gehn, ſind ſie nicht mehr einſam; was? — Zum Abfahren biſt du noch viel zu jung; und ich auch. Du ſtattliche

Perſon; ſeit dem Abend im Café Bauer nicht mehr geſehn. Soll ich dir was ſagen?"

„Ja."

„Nimm meinen Arm. Wir ſind ja alte Freunde. Und beide etwas meſchugge; was? Und beide etwas ſchiefgegangen; — wir lachen aber doch die Welt noch aus! — Willſt du mit mir gehn?"

Sie ſagte nichts, ſie nickte nur. Sie zog ihn vom Spreeufer weg.

Sechſtes Buch

Doktor Konrad Hofer war eine Septemberwoche verreiſt geweſen, um vor einigen großen Verſammlungen über ſeine Kulturreformen und Ideale zu ſprechen; für den Freitag abend hatte er ſich noch auf einige Stunden angemeldet, Mary wartete nach ihrem einſamen Abendeſſen mit Ungeduld auf ihn. Sie hatte ſich wohl ſchon gewöhnt, ihn ſo zu erwarten, Ungeduld war überhaupt eines ihrer Erbteile; heut fiel es ihr aber doch auf, wie ſehnſüchtig ſie am Fenſter ſtand oder nach der Tür ſchaute. Ach, es iſt doch zu dumm, dachte ſie, ſich in einen Menſchen ſo hineinzuleben; wo bleibt da die Freiheit? In den erſten Zeiten, da war's doch ſchöner; — oder war es nicht? Als es mich ſo glücklich machte, nur an ihn zu denken, ihn mir vorzuſtellen, mich an ſeine ſchönen, tiefen Worte zu erinnern — und mir zu ſagen: danach will ich leben! Oder wenn ich in den Zeitungen las, wie begeiſternd er da oder dort geſprochen hatte, wie ſie ihm zugejubelt, ihn gefeiert hatten; und ich ſaß dann da und wunderte mich: der Mann iſt mein Freund! und ich ſetzte mich wohl auf den Tiſch und dachte: ich bin das ſtolzeſte,

glücklichſte Mädchen in Berlin! — Jetzt will ich immer, er ſoll h i e r ſein, er ſoll mir was ſagen, ich will ihm in die Augen ſehn. Ach, die dumme Sehnſucht. Was iſt Sehnſucht? Wenn man in einem Kerker gefangen ſitzt!

Sie nahm ein Blatt Papier, eine Feder, und ſchrieb mit großen Buchſtaben „Freiheit! Freiheit!“ hin. Aber im Schreiben horchte ſie ſchon wieder nach der Tür.

Endlich klopfte es wirklich (nicht nur in ihrem nervös gewordenen Ohr) und die Tür ging auf. Konrad Hofers große, breitbrüſtige Geſtalt mit dem geliebten edlen Kopf und den ſchwarzen Augen trat ein, er lächelte ihr zu. Sie wollte ihm entgegenfliegen, blieb dann aber doch ſtehn, ſie wußte nicht warum. Hofer kam mit ſeinen leichten Schritten zu ihr, ſchloß ſie in die Arme. „Liebe, teure Freundin!“ ſagte er mit ſtrahlendem Lächeln. „Da bin ich wieder; von der Seefahrt wieder auf dem feſten Land!“

Sie nahm einen Lorbeerzweig vom Tiſch, den ſie mit einem goldenen Faden umwunden hatte; in ihren „innigſten Augen“ leuchtete die Freude. „Es iſt nur ein Zweig, liebſter Freund; er ſoll an deine Bruſt ſtecken, dafür war ein Kranz zu groß. Und du willſt auch keine Kränze, du ſtolz beſcheidener Mann!“ Sie ergriff ſeinen Rock und bohrte den Zweig in ein Knopfloch hinein; „ſo!“ ſagte ſie dann wie ein Kind.

„Wofür m i r denn Lorbeer?“ fragte er und lächelte.

„Wofür? Für alles Gute, was du wieder zu den Menſchen geſprochen haſt, und für all den Beifall und all die Begeiſterung.“

„Woher weißt du das?"

Sie deutete auf den Tisch, wo ein ganzer Haufe von Blättern mit angestrichenen Stellen lag. „Aus den Zeitungen, du kommischer Mensch. Ich hab' doch gelesen."

„Ach die Zeitungen, du süßer Mensch! Da wird so oft Purpur aus Rosen gemacht, wie Nachtschwarz aus Abendgrau. Da kommen junge begeisterte Verehrer oder auch schwärmerische alte Esel, die gedruckt sein wollen, und blasen wie die Trompeten vor Jericho!"

Mary verzog ihre weich holden Züge ein wenig: „Ihr seid oft auch gar so kritisch, ihr Deutschen, und zweifelt an alles. Hast du wieder viel Erfolg gehabt, oder nicht? Sag, du kalter, ablehnender Mann. Hast du wieder auf die Menschen gewirkt, oder nicht?"

„Gewirkt, gewirkt!" rief er und warf sich in einen gepolsterten Stuhl. „Ich bin so glücklich, wieder zu Haus zu sein — denn dies ist mein Zuhaus — darum nur nicht streiten! Nur drei Worte, du Yankeemädel: was ist Wirken? Wie weit oder wie tief wirkt wohl so ein Mensch? Da sitzen tausend Menschen im Saal, oder auch noch mehr. Die haben alle ihre fünf, sechs Schuh, haben tausend Bücher gelesen, mit tausend Menschen verkehrt und gelebt, tausend und abertausend Gedanken, Gefühle in sich aufgenommen. Selbst der sechzehnjährige Junge da auf der letzten Bank — der sich Jüngling nennt — er hat schon eine W e l t im Kopf; und daran hat er vielleicht schon genug. Liebe, süße Mary — und kämst du auch mit deinen blauen Augen und hättest den ganzen Himmel drin — die tausend

Menſchen nehmen ihn nicht; es iſt nicht mehr ſo viel Platz in ihnen. Es iſt auch ſchon zu viel Unhimmliſches drin. Sei du froh, wenn ſie e i n e n von deinen blauen Himmelstropfen auffangen und noch in ihren Becher tun; dann haſt du ‚gewirkt'!"

„Aber — Konrad Hofer. Was wird dann aus der Welt? Wie ſoll da die Menſchheit in die Höhe, auf den Gipfel kommen?"

Hofer lächelte: „Sie hat ja Zeit. So 'ne Jahrmillion — ſie ſind ja da — man braucht ſie nur zu nehmen. Und dazu nimmt man einen großen Ozean voll Geduld! — Da gibt's freilich auch viele, Tauſende, die haben keine Geduld. Die ſäen heute eine Revolution, wollen morgen ernten; werten im Handumdrehn alle Werte um, erklären, was geſtern ein Helm war, heut für eine Nachtmütze, und betrinken ſich in dem Gefühl: wir erneuern die Welt! — Ihr großen Kinder, gießt Waſſer in euren Wein. Wer hat denn einen Gedanken, den noch keiner hatte? Die alten werden nur neu aufgeputzt; oder aus der Rumpelkammer geholt, wenn man ſie vergeſſen hatte; oder mit einer Kraft gepredigt, die ihnen ein neues Leben gibt. Schaff dir dieſe Kraft! ſag' ich mir drum immer. Dann wirkſt du in die Menſchen! In Fäſſern mit jungem Wein ſetzt ſich Weinſtein an, Schimmel an verwahrloſten Speiſen, Philiſtertum in verkümmernden Seelen; dieſe Seelen zu reinigen, das iſt unſer Beruf. Und dann in dieſe und die noch unverdorbenen neuen Inhalt ſäen; neu, weil wir ihn neu erleben, als Kinder unſerer Zeit!"

Mary nahm ſeine Hand, die Augen voll Liebe und

Dankbarkeit. „In meine Seele haſt du viel geſäet; ach, ich wollte, du erntetest auch einmal recht viel. — Wie ſehr wenig habe ich dich in meinem Leben geſehn, und wie ſehr, ſehr viel biſt du mir jetzt! — — Aber wie gut, daß du wieder hier biſt. In dieſen ſieben Tagen, daß du fort warſt, da ſind zwei geweſen, da war ich furchtbar allein! Ich meine ſo: ich hatte überhaupt auf der ganzen Welt keinen Menſchen mehr; niemand, der mich gern hat, dacht' ich, niemand, niemand. Ich ſehnte mich ſo nach einem Freund! und ihr wart alle fort, hattet mich verlaſſen. Wo du warſt, das weiß ich nicht. Es gab dich nicht mehr. Und ſelbſt meine Mutter war nicht da, ſie hat mich nicht mehr geliebt!"

„So eine Selbſtquälerin?" — Er zog ſie auf ſeinen Schoß; ſie ſank etwas verwundert, doch willig hin. „Ich bitte dich, glaub' an mich; ich bin immer da. In mein Leben iſt mit dir eine neue Poeſie gekommen; daß ſie aus dem Dollarland kommen würde, hätt' ich nicht gedacht! — Ohne dich zu leben? Ich kann's nicht mehr denken. Wenn ich ſo einen Saal voll Menſchen vor mir habe, mir das Herz gegen ſie aufgeht, meine beſten Gefühle und Gedanken heraus-ſtrömen, als kämen ſie von ſelbſt — und ich ſtaune: wie fließt das ſo? wer entladet mich ſo, als wär' ich nur ein Gefäß? — dann durchzuckt mich wohl: das iſt mein kleiner Genius, mein blauäugiger, der das macht! der mit dem goldgelben Haar! Und ich ſuch' dich förmlich, als ſäßeſt du da irgendwo unter den Menſchen, vielleicht ganz, ganz hinten, und zauberteſt von da in

mich hinein. — Ich kann nicht mehr ohne dich leben, Mary!"

Sie küßte ihn auf Stirn und Haar; das tat sie zum erstenmal; sonst hatte sie nur den Kuß auf ihren Mund ihm zurückgegeben. „Wärst also auch ein Gefangener, du? — Und willst nun doch so bald wieder hinaus, in die weite Welt!"

Er lächelte: „Diese Welt ist sieben Bahnstunden weit. Und ich will nur hinaus, um zu säen. Und in einer Woche bin ich wieder hier."

„Hier in diesem Zimmer."

Er nickte: „Zu Haus!"

„O ja, geh nur säen. — Wie schön wird's dann sein, wieder in die tiefen, wahren, schönen Augen zu schauen. — O vergesse mich nicht ganz; ich vergesse dich nie!"

„Glaubst du an mich noch immer nicht?"

„Man glaubt und glaubt n i ch t. — Manchesmal fühle ich, als ob es nur ein Traum wäre, daß ich dich kennen gelernt habe. Ich muß aber doch mein Leben lang hoffen, daß du nicht g a n z umsonst mich kennengelernt hast;" sie sah ihn rührend verzagt und verloren an: „denn es ist doch eigentlich nicht e i n Grund, daß du mich nicht vergessen solltest!"

„O Kind!" sagte er und küßte sie: „Was bist du für ein Kind! — Nun wär's aber gut, daß du mir ein paar Lieder sängst; ich hab' mich so oft nach deinem Gesang gesehnt. Und dann, zur Vergeltung, hab' ich dir etwas mitgebracht. — Sing nur, was du willst! Deine liebe Stimme kommt für mich vom Himmel her."

„O Kind," parodierte sie ihn, ohne ihn zu küssen; „was bist du für ein Kind!" — Sie ging zum Klavier, setzte sich und sang. Es waren neuere Lieder, die sie erst gelernt hatte; sie legte ihre ganze Seele hinein, für ihn. Er hörte in tiefer Andacht zu. Dann kam sie zu ihm zurück, mit einem neugierigen Evalächeln: „Und was hast du mir mitgebracht?"

Er griff in die Brusttasche und zog einige zusammengefaltete Zeitungsblätter heraus: „Schöne Sachen, Mary. Die hat deine Freundin Selma Behrend mir nachgeschickt; ich sollte ihr sagen, was mir davon gefällt und was nicht. Aufsätze über Frauenrechte und Frauenpflichten; über Kinderseelen; auch ein paar soziale G e d i c h t e sind dabei; alles Selmas Werk. Sie schrieb mir: Mary kennt's noch nicht."

„Nein; ich w u ß t e nur davon, ich hab's noch nicht gelesen. Und was gefällt dir, was nicht?"

„Laß mich vorlesen," antwortete er nur. „Setz dich aufs Sofa, hör zu!"

Mary saß in einer Sofaecke nieder, sie schloß die Augen, sie wollte einmal nichts als hören; den Geist ihrer liebsten Freundin durch ihres liebsten Freundes Stimme hindurch. Ihr ward wieder himmlisch wohl zu Mut, auf diese edle, warme Stimme zu lauschen; und eigentlich noch mehr als je. Wie traumhaft dies alles: Selmas Feuerseele zum erstenmal aus bedrucktem Papier zu ihr sprechend — und der Vorleser ein so geliebter Mann — ein herrlicher, vergötterter — und ihr so bald so unbegreiflich nahe ans Herz gerückt. Und das alles deutsch; in Berlin; so fern von

ihrer Heimat. — Heimat! War die mehr dort oder hier?

Erſt als er geendet hatte, ſchlug ſie wieder die Augen auf. Konrad Hofer kam und ſetzte ſich zu ihr. „Nun frag' ich dich," ſagte er. „Hat deine Selma dir's recht gemacht?"

„O wie ſchön iſt die deutſche Sprache, wenn du ſie ſprichſt."

„Iſt das eine Antwort? — Wie dir das alles gefallen hat?"

„O, ich weiß jetzt, was du tuſt: du machſt eine Deutſche aus mir. — Du haſt gemeint einmal, erinnerſt du, daß ich mehr deutſch wie engliſch bin. Wie deutſch ich fühle in vielen Dingen — und immer mehr, ſeit du mit mir biſt — ob du das weißt? — Ach, aber ich ſpreche und ich ſchreibe ſo ſchlecht, ſo ſchlecht; und du ſchreibſt mir ſo herrliche Briefe, du!"

Er nahm ihre Arme und drückte ſie; aber ritterlich, nicht zu ſehr. „Sweet-heart, ſag mir endlich: kann Selma Behrend ſchreiben, oder kann ſie's nicht?"

„Sie ſchreibt ſo ſchön, wie du es ſprichſt. Sie denkt es ſo gut, wie du es ſagſt. — Aber nein: daß du es ſo ſagſt, das heißt ja doch: Selma Behrend kann es; Selma Behrend hoch!"

Er zog ſie an ſeine Bruſt, in verliebter Heiterkeit: „O Gott, wie du weiſe biſt. Ein ſalomoniſcher Richterſpruch! — Ja, Selma kann es. Eine junge Feder, aber ſchon ſo voll Kraft und Kunſt. Und ſo groß im Ton!"

„Weil ſie eine große Seele iſt; nicht wahr?"

„Ja, beinahe so groß wie du. — Man muß sie auch beinahe so lieben wie dich. — Doch da das nicht sein kann —"

Er umschlang sie fest; sie fühlte die Innigkeit seines Drucks, schmiegte sich ganz an seine Brust. „Kann das nicht sein?" fragte sie mit einem süßen Neckgefühl, das dann wie ein Hauch verging. Er schüttelte den Kopf; seine Haare berührten dabei ihre Wange. Seine Lippen folgten. „Mary!" hauchte er. „Das kann mir nichts auf der Erde sein, was mir deine liebende Freundschaft ist. So eine Insel ist es im Strom der Welt. Eine Märcheninsel. — Fühlst du das auch so, Kind? Macht's dich auch so glücklich?"

Sie hatte wieder die Augen geschlossen, um es ganz zu fühlen; „o du!" sprach sie an seine Wange hin. „Deine liebende Freundschaft ist mir wie ein Amulett, was man am Hals trägt und was Glück bringt. — Wenn ich so daliege, die Augen zu, dann erscheint manchmal plötzlich dein wunderbares Gesicht, — mit einem Glauben an alles Schöne, Gute. Oder wenn ich an dich denke, dann bet' ich: Gott, laß ihn mir, nimm ihn mir nicht, mein Bestes auf der Welt! Denn wie sollt' ich auch —"

Die Uhr auf dem Spiegelkasten schlug zehn. Sie horchte. Sie seufzte leise. Einige Augenblicke waren beide still. „Zehn!" murmelte er dann. „Ich muß gehn!"

Sie seufzte noch einmal, fast unhörbar. Darauf wiederholte sie: „Du mußt gehn. — So geh!"

Sie wollte sich aufrichten; er hielt sie fest. „Liebe,

Gute, Süße! — Ach, du mein Segen, mein Glück! — Ich hab' eine Bitte; willſt du mich anhören? ſo lieb und gut, wie du biſt? — Wie hold liegt ſie ſtill. — Mary! Laß mich bei dir! — Warum ſollt' ich nicht? Fühlſt du nicht ſelber, wie eins wir ſind? daß uns nichts mehr trennt, daß wir alles miteinander teilen, ſo wie Mann und Frau? — Heiraten in der alten Form wollen wir beide nicht. Viele wollen's nicht. Die ſagen wie wir: was iſt uns der Standesbeamte und der Prieſterſpruch? Das ſind alte Zeiten. In der neuen, die nun begonnen hat — der deine Seele zuſtimmt wie ich — da beſtimmen die Menſchen, die durch Denken und Empfinden und Wiſſen berufen ſind, frei und allein über ſich, wählen den Gefährten, treten mit ihm den Weg in die Zukunft an — die wir alle nicht kennen, denn wir kennen uns ſelber nicht. Wir wiſſen aber, was h e u t e iſt, was wir heute fühlen, was wir heute brauchen. Und wir hoffen und wünſchen, es bleib' immer ſo! — Das iſt u n ſ e r Denken. Das iſt die Ehe der neuen Zeit."

Mary lag an ſeiner Bruſt, wie im Traum. Eine Weile ſchwieg ſie, die Lider an die Wimpern gedrückt. „Warum ſagſt du mir das alles heut?" ſprach ſie endlich leiſe. „Warum gehſt du nicht?"

„Ach, Mary!" — Er küßte ſie mit einem zarten, fragenden Kuß. „Laß mich, wo ich bin. Als meine Frau; vor Gott."

Sie erzitterte. Doch ſie überwand es, lag dann wieder ſtill.

„Mary; geliebte. Du vertrauſt mir; nicht?"

„O ja. Ganz. Läg' ich sonst hier so?"

„Und willst mein sein, Mary?"

Sie sah zu ihm auf. Inniger hatten ihre Augen wohl noch nie geblickt. „My dearly loved friend! — Nein, du bist mehr. Mein Leben bist du. Mein Himmel. Meine Welt. — — — Willst du heut nicht gehn? Dann bleib!"

* * *

Die Lampe brannte noch; es war tiefe Nacht. Hofer kniete neben Mary, die auf dem Sofa lag; er küßte ihre Hände, ihr Kleid, ihre Füße, er sprach süße Worte zu ihr hinauf. Sie starrte gegen die Decke; dann, als er sie um ein freundliches Lebenszeichen bat, lächelte sie ihm zu, wie aus tiefem Traum. „Mary!" sagte er plötzlich. Er drückte ihre beiden Hände fest an seine Brust, an sein Herz. „Mary!" wiederholte er.

„Konrad?" hauchte sie.

„Ich bitt' dich, werde meine Frau. Heirate mich."

Mary hob den Kopf. Hatte sie falsch gehört? Oder nicht verstanden?

„Heirate mich," wiederholte er. „Wie die andern, weißt du. Vor aller Welt. Vor dem Standesamt. — Frau Mary Hofer."

Sie richtete sich auf, schaute den noch immer Knieenden lange wie nicht fassend, nicht begreifend an. Sie sah ihn aber lächeln, und so, wie noch nie. Allmählich, langsam erblühte etwas rätselhaft Süßes auf ihrem rosenwangigen, horchenden Gesicht. „Was ist über dich gekommen?" fragte sie. „Warum sprichst

du so? Vorhin — am Abend — auf diesem Platz hast du gesagt: Was ist uns der Standesbeamte? Das sind alte Zeiten —"

„Ja, das war vorhin." Er zog ihre Hände an seine Lippen, mit einem dankbaren Blick; dann sagte er mit seiner weichsten, wärmsten Stimme: „Jetzt ist's anders, Mary. Ich — hab' dich zu lieb. Wenn dich meine Jahre nicht schrecken, so bitt' ich dich jetzt von ganzem Herzen: werde meine Frau!"

Mary zog ihm ihre Hände weg. Sie stand auf, kniete zu ihm nieder, warf sich so an seine Brust. Als käme auf einmal ein andrer, unbekannter, innerster Mensch aus ihr hervor — der lange nicht geredet hatte — so sprachen nun ihre Augen zu ihm. „O du mein alles!" sagte ihre Stimme. „O wie dank' ich dir! O wie lieb' ich dich!"

* * *

Selma saß am nächsten Nachmittag in Frau Julie Traugotts Wohnzimmer, am runden Tisch; Eva saß mit ihr auf demselben Stuhl, halb auf ihrem Schoß; so hatte sie sich nach und nach an sie hingespielt. Auf dem Tisch vor ihnen lagen Evas Mal- und Zeichenbücher; sie hatten sie miteinander studiert, heut zum zweitenmal. In der Tür zum Arbeitssaal stand Frau Julie; sie konnte es nicht lassen, von Zeit zu Zeit entschlüpfte sie einmal der Schneiderei, um ein paar Blicke auf das holde Bild zu werfen: Selma Behrends großer, edler Kopf neben ihrem Kind. Wie alte gute Freunde. Wie war das gekommen? Auch durch diesen

Lorenz; dieſen ſchnurrigen Mann mit der ſchiefen Naſe, dem viereckigen Geſicht, dem knarrenden Baß. Dieſen „Menſchenfiſcher“, der ſich in alles miſchte, was ihn nichts anging. Der aber ſo gut zu reden wußte; daß man lachen mußte; und man konnte auch vor Vergnügen lachen, wenn man an ihn dachte. ...

Ihr Geſicht lachte, wenn auch ohne Laut. Sie freute ſich geſchwind noch einmal an der kleinen Gruppe, dann war ſie wie ein Eidechſe, die in ihren Felsſpalt ſchlüpft, aus der Tür.

„Ich weiß auch noch eine Schulgeſchichte,“ ſagte Eva, indem ſie ſich feſter an Selma drückte; „da Sie doch aus unſrer Schule alles wiſſen wollen. Soll ich das erzählen?“

Selma hielt ſie an der Schulter, damit das queckſilberne Ding nicht vom Stuhl fiele; „o ja,“ antwortete ſie. „Aber nun ſag nicht mehr Sie zu mir; ich mag's nicht mehr hören. Wir ſind Kameraden; ich bin Schriftſtellerin, du biſt Malerin.“

Eva lachte laut.

„Alſo erzähle deine Geſchichte. Und nenne mich gleich einmal du!“

Eva ſchmiegte ſich näher zu Selmas Kopf, mit verliebtem Blick; ihre kirſchroten Lippen machten erſt dicht vor Selmas linker Wange Halt. Mit ſpitzbübiſchem Ernſt fing ſie an: „Alſo will ich dir —“ Bei dieſem erſten Du drückte ſie ihren Mund auf die Wange, zum Kuß.

„Ja, ja,“ ſagte Selma, „ſo iſt's recht!“ Sie nahm den Kopf des Kindes zwiſchen ihre Hände und küßte ſie auf den Mund.

Eva atmete vor Glück so tief, als wäre sie am Ersticken gewesen. „Also ich will dir die Geschichte erzählen," fing sie wieder an; „es ist aber schon lange her, denn ich war damals noch eine Klasse tiefer. Da war so 'ne Kleine, weißt du, mit zwei semmelblonden Zöpfen; die ist nun nicht mehr da, sie sind fortgezogen. Die hatte die Geschichtsstunden so gern, aber sie war komisch; — und eigentlich ist die Geschichte d u m m, und g a r n i c h t s," unterbrach Eva sich selbst. „Soll ich sie doch erzählen, du, du, du?"

„Ja, erzähle sie."

„Also die Lehrerin hatte in der letzten Stunde aus dem Geschichtsbuch etwas vorgelesen, über den großen Hannibal; und sie hatte auch vorgelesen: ‚Er war unempfänglich für die Genüsse des Lebens.' In der nächsten Stunde fragt sie dieses komische Trautchen danach: na, wie war denn das? Da sagt Trautchen mit ihrem frommen Gesicht: ‚Und Hannibal brauchte nicht v i e l zu essen, und es war ihm ganz gleich, w a s er aß.'"

Selma lächelte; sie lachte nicht. Eva blickte sie wie ein Vogel mit schiefem Kopf von der Seite an: „Nicht wahr, die Geschichte ist man dumm!"

Selma lächelte von neuem. „Erzähl nur noch m e h r so was."

„Von demselben Trautchen? — Wir hatten vorher Epaminondas und Pelopidas; und die Lehrerin erzählte uns, daß Epaminondas wohl ein vornehmer Mann war, aber arm; so arm, daß er nur e i n e n Gehrock oder Chlamys hatte, und wenn der in der

Wäſche war, konnte er nicht ausgehn. Und Pelopidas war reich und ſein Freund und hätte ihm gerne geholfen; aber nein, dazu war Epaminondas zu ſtolz, er nahm auch nicht einen Pfennig an, er blieb der arme Mann mit dem einen Rock. Und Trautchen ſaß da, wir ſahn es alle: einen dicken, dicken Kopf kriegte ſie vor Traurigkeit, Epaminondas tat ihr ſo furchtbar leid. Und endlich hält ſie's nicht mehr aus, hebt den Finger hoch und ſagt: ‚Aber konnte ihm denn Pelopidas nicht mal was zum Geburtstag ſchenken?'"

Selma lachte diesmal; nicht ſowohl über die Geſchichte, als über Evas Vortrag und Mienenſpiel. „So, nun erzähl noch eins; dann mußt du deine Schularbeiten machen und ich muß gehn."

„Ach, da weiß ich noch eine vom Trautchen; da waren wir aber nicht mehr in der alten Geſchichte, da waren wir bei dem Vater vom alten Fritz, dem Soldatenkönig. Und die Lehrerin hatte uns viel von ihm erzählt, auch von ſeinem Tabakskollegium; und das war ſehr luſtig. Und in der nächſten Stunde fragt ſie das Trautchen: ‚Der König hatte nur wenige Leidenſchaften, nicht wahr; welche hatte er?' — ‚Die Jagd,' ſagt das Trautchen. — ‚Ganz richtig; aber weiter keine?' Und ſie meint das Tabakskollegium. Da wird Trautchen auf einmal hell und kriegt ein furchtbar kluges Geſicht und ſagt: ‚Ach ja, er mochte gerne Skat ſpielen!'"

In der Tür zum Vorzimmer ſtand jemand und lachte; ſie hörten beide an dem gemütlichen Baß, daß es Lorenz war. Er hatte ſchon von draußen Evas

laute, heitere Stimme gehört und war leiſe eingetreten, um doch auch mit dabei zu ſein. Wie erfriſchend war es, Selma in dieſer Geſellſchaft und ſo aufgeblüht, verjüngt, lebensfroh zu ſehn; nach ein paar Wochen ein verwandelter Menſch. Sie kam faſt alle Tage hierher, ſie war lieb und gut mit Frau Julie, ſie hing ſchon faſt wie er an dem Kind. Er wiegte ſich vor Freude hin und her, ſeine Hände reibend; na ja, dachte er, auf und ab! Bei der Walli bin ich jammerwürdig geſcheitert, aber bei ihrer Schweſter ſcheint mir was zu glücken!

Selma trat zu ihm; Eva kam mit und hing an ihrem Arm. „Nun, was haben Sie gehört, lieber Freund? Was hat Ihnen Profeſſor Fiſcher erzählt?“

Lorenz zuckte die Achſeln: „Nur das, was wir erwarteten. Daß Edmund geneſen könnte, kein Gedanke mehr. Wahrſcheinlich baldige Auflöſung; — nun ja, dann nur bald! — Er ſchüttelte dann den Kopf, der Profeſſor: ſo, wie Sie ſich's gedacht hätten — ihn pflegen — das könnte und würde ihn nur aufregen, den Fall nur verſchlimmern. Ich ſagte ihm, Sie hätten es aufgegeben; das beruhigte ihn, das freute ihn. — Ich hatte doch recht, ihm das zu ſagen? Sie ſind dieſen Traum auf immer los?“

Selma nickte ſtumm. Sie fühlte Evas warmes Körperchen, das Kind hatte ſich in rührend ahnendem Verſtehn mitfühlend an ſie herangedrängt. Sie gab ihr einen Kuß. „Einen Abſchiedskuß! Du an die Arbeit und ich nach Haus!“

Eva gehorchte und ging. „Ja, ich bin ihn los,“

ſagte Selma, vor ſich niederblickend. „Ich glaub', ich hatte die Großmannsſucht, wie ihr Männer das nennt. Ich wollte Übermenſchliches, Unerhörtes leiſten. Seit der ſchrecklichen Nacht — ach, vielleicht ſeit der ganzen Edmunderei war ich nicht ſo recht geſund!" — Sie lächelte gedankenvoll, die Hand auf ſeinem Arm: „Es iſt recht anſtrengend, Lorenz, wenn man ſo kompliziert auf die Welt gekommen iſt. Ich könnte Sie beneiden um Ihre herrliche Selbſtverſtändlichkeit. Aber Neid iſt häßlich. — Gott ſei Dank, nun fühl' ich mich ganz, ganz frei und — wie ſagen die Süddeutſchen — und pumperlgeſund!"

„Es iſt eine Wonne, ſo was zu hören," erwiderte Lorenz. „Wiſſen Sie — gelitten hatten Sie ja auch ganz genug. Und dann die neue Lebenswürze, die Ihnen geworden iſt —"

„Sie meinen das Evchen!"

„Nein, eben meint' ich die nicht. Hofer hat mir ſo vergnügt, ſo warm von Ihrer Schriftſtellerei erzählt. Erfolge, Beifall, Hoffnungen und ſo weiter. Ich denke mir, das muß eines der beſten Nährſalze ſein; leider kenn' ich es nicht, muß mich ſo behelfen."

„Das können Sie auch!" — Frau Julie trat eben wieder in die Tür, ſie machte Feierabend. Selma ging und gab ihr die Hand: „Liebe Freundin — lieber Freund — ich muß endlich fort. Auf Wiederſehn!"

Sie war ſchnell hinaus. Frau Julie ſah ihr nach. „Ein herrliches Geſchöpf. — Da haben Sie uns was Gutes gebracht!"

„Ja, liebe Frau Julie, das kann ich nicht beſtreiten.

So was bringt man nicht oft!" — Er ſank in den breiteſten und tiefſten Lehnſtuhl, der im Zimmer ſtand, ſeinen Liebling, und ſchaute mit tiefſtem Behagen umher. „Ich muß Ihnen aber ſagen —"

„Was müſſen Sie —? Warum hören Sie auf und gucken mich ſo — ſo geheimnisvoll luſtig an?"

„Ach, ich wollte nur ſagen: hier iſt mir lächerlich wohl! — So ganz eingelebt. Die ſinnige Hausfrau geht ab und zu, Eva iſt wie m e i n Kind, ich kenne die Directrice und die Schneiderinnen; und ich ſitze hier, als hätt' ich nun Feierabend und es wäre m e i n Geſchäft. Wie damals, als ich noch die Fabrik hatte; eine märchenhaft ferne Zeit!"

Frau Julie räumte die Bücher vom Tiſch, die das Kind hatte liegen laſſen; ſie blieb lächelnd ſtehn. „Na, es iſt doch immer noch m e i n Geſchäft. — Ich bin aber glücklich, daß es Ihnen hier ſo gut gefällt. — Übrigens, warum krauen Sie ſich den Kopf? Das tun Sie immer, wenn Sie was im Sinn haben, ſich was vorbereiten."

Lorenz ſtarrte ſie an, mit faſt dummen Augen. „Wie kommen Sie darauf?"

„Wie ich darauf komme? Ich hab' es ſo beobachtet."

„Nein, die Frauen! die Frauen! — Unheimliches Volk — was ihr alles ſeht! — — D i e s iſt übrigens doch nicht richtig —"

„Nicht?"

„Nein, meine Liebe. Heut gewiß nicht. Ich kraute mich nur, weil —"

„Na, da bin ich neugierig!"

„Weil ich an meine Schweſter Riekchen dachte; die macht mir etwas Kopfweh, verſtehen Sie. — Wird ſo — ſo ältlich. Kann gar nicht mit. Vielleicht iſt das ja auch körperlich, ich weiß nicht; 'ne richtige Eiche, das war ſie nie. Aber abwärts geht ſie!"

Julie hatte abgeräumt, ſie kam zu ihm, mit ihrem weichen Gang, der ihm ſo gefiel. „Entſchuldigen Sie; das finde ich alles nicht."

„Finden Sie ſie nicht ſehr gealtert?"

„Ich hab' ſie ja früher nicht gekannt."

„Da haben Sie wieder recht. Natürlich. — Ich bin nur ſchon ſo gewohnt, Ihnen alles zu ſagen —"

„Das ſollen Sie auch tun! Das freut mich."

„Ein ausgezeichnetes Frauenzimmer, das Riekchen; mir ſo zugetan; ich wär' ein ganz infamer Kerl, wenn ich ſie nicht lieb hätte. Aber — wenn man ſo ins Vergleichen kommt. Mir wird nicht mehr ſo wohl zu Haus, wie vordem; ſo — ſo fremd zuweilen. Hier dagegen, bei Frau Julie Traugott — — Ach, ſetzen Sie ſich doch auch mal hin; Sie gehn ſo herum. Hier, in dieſen vier Wänden, fühl' ich mich wie zu Haus!"

„Freut mich," ſagte Julie und ward vor Freude rot. Sie fühlte es und mochte es nicht zeigen; ſo ging ſie abgewandt zu einem Stuhl am runden Tiſch, rückte ihn hin, dann her, und ſetzte ſich langſam hinein.

Lorenz ſah ihr andächtig zu; er hatte all ihre Bewegungen gern, ſie waren ſo natürlich, ſo tatkräftig und dabei ſo angenehm beruhigend. „Ja, und was ich noch ſagen wollte," fing er wieder an: „mich beſchäftigt

dann noch etwas; bitte um Vergebung. Seit ich weiß, daß Sie Schulden haben —"

„Na ja, noch von früher her. — Aber woher wissen Sie das? — Nach und nach hab' ich fast alles abgetragen; nur noch kleine Reste."

„Ja, aber kein Kapital, kein Geld auf der Hand. Sie müssen alles bar zahlen, und wenn Ihre Kunden säumig sind — was sie gerne sind — so kommen Sie immer wieder in Verlegenheit."

„Mein Gott, woher wissen Sie das?"

„Das haben Sie mir ja selbst gesagt."

„Das hätt' ich Ihnen gesagt?"

„So gradezu, nein, das nicht. Aber ich bin ja doch auch nicht dumm. Ich hab' Sie nicht gefragt, denn gegen mich sind Sie furchtbar stolz und argwöhnisch; — erlauben Sie, daß ich das einmal bemerke. Aber ich habe so verloren von ähnlichen Fällen aus meiner Erfahrung gesprochen —"

„Nu guck emal!"

„Und da haben Sie dann einmal verständnisvoll genickt — oder zugestimmt — und ein andermal so ein kleines liebes Seufzerchen — das aber gleich wieder zu Ende war, denn Heldenmütter seufzen nicht. Na, aber so was versteht man doch! Man ist ja doch kein Huhn, man hat ein bißchen denken gelernt!"

Frau Julie war aufgestanden, sie trat vor ihn hin. Mit einem leise erregten, ernsten, reizenden Lächeln sah sie ihm sehr fest ins Gesicht: „Na, wenn Sie schon gar so klug sind, dann will ich Ihnen nur sagen: lassen Sie mich freundlichst in Ruh! Ob ich so dann und wann

meine kleinen Sorgen habe, oder einen unheldenmütterlichen Seufzer von mir gebe, das geht Sie nichts an. Ich werde damit fertig, ich bin eine Frau von heute, verstehen Sie; brauche gar keinen anderen Menschen dazu — und am allerwenigsten Sie!"

„Warum am allerwenigsten mich?"

„Weil Sie — — weil Sie der ewige ‚Helfer' sind; das ist mir schon schrecklich. Und weil ich einmal so romantisch, das heißt: so dumm war, von Ihnen etwas anzunehmen: die Reise, für das Evchen und dann auch für mich. Das liegt noch immer wie ein Druck auf mir —"

„Auf Ihrem Stolz!"

„Na ja. Soll ich keinen haben?"

„Auch gegen mich?"

„Ja, warum nicht? Mit Ihrer Erlaubnis: wer sind Sie denn? Wenn Sie auch noch so gemütlich und zuhausig in dem Lehnstuhl sitzen. Sie sind mir ein lieber, lieber Freund — und Sie sind ein herrlicher Mensch — wenn Sie von was anderm reden. Bitte, reden Sie mir nie von Geld!"

Lorenz stand auf, ging an ihr vorbei, ging hinter ihrem Rücken durch das Zimmer, von einer Tür zur andern und dann wieder zurück. Er murmelte so zwischen den Zähnen, daß sie nichts verstand. Endlich sprach er deutlich, kräftig: „Aber das ist doch wirklich —!"

„Was ist es?"

„Die verkehrte und verdrehte Welt! Sie haben Sorgen, weil Sie zu wenig Geld haben. Ich hab'

Geld. Ich möcht's Ihnen leihen. Dann hätten Sie keine Sorgen mehr —"

„Dann wäre ich Ihnen Geld schuldig — und das will ich nicht!"

„Warum wollen Sie das nicht?"

„Das geht Sie nichts an. — Warum lächeln Sie jetzt so komisch? Warum krauen Sie sich wieder den Kopf? Warum machen Sie ein so — —"

„Was denn?"

„Ein so spitzbübisch dummes Gesicht?"

Er machte ein noch dümmeres; das aber auch noch spitzbübischer ausfiel, ohne daß er's wollte. „Ist mir nicht bewußt!" gab er nur zur Antwort; sah dann auf den Fußboden, als suchte er was, ging wieder an ihr vorbei und so ganz verloren herum. Sie folgte ihm mit den Augen, stand still, drehte nur den Kopf. Das dauerte eine Weile; dann kam er und blieb vor ihr stehn. „Liebe Freundin! Frau Julie Traugott!"

„Hier bin ich."

„Was soll ich denn tun, damit Sie mein Geld nehmen? Soll ich Sie heiraten? Was?"

Ihr war, als hätte sie ein Schlag vor den Kopf, auf die Brust getroffen. Zum erstenmal hörte sie von diesem Mann, was ihr als unmöglich erschienen wäre, ein taktloses, plebejisches Wort. Und er stand so da, so ruhig, so fast vergnügt, er fühlte es nicht! — All ihre Heldenmutterkraft zusammennehmend, sagte sie so kalt, daß es ihn doch beinahe überlief: „Herr Lorenz!"

Er fand aber sein Lächeln wieder; er fand seinen Mut. „Liebe, gute Frau! Hören Sie den Herrn

Lorenz nur noch eine Minute etwas freundlich an! Ich will Sie ja eigentlich *seit einer Stunde* fragen: Wollen Sie mich heiraten? Hatte nur die Courage nicht. Jetzt hab' ich's endlich glücklich heraus! — Versteinern Sie nur nicht. Ich will ja nicht ‚helfen', fällt mir nicht ein. Auch nicht, weil ich in Ihr Evchen verliebt bin. Auch nicht, weil mir's hier so gemütlich ist. Nein, nein, nein, weil ich einfach — — Es gibt für mich keine Frau wie Sie! Ich hatte noch nie eine so lieb wie Sie! — Ach, Sie wollen ‚Selma Behrend' sagen; ich seh's Ihnen an. Die ist mir seit lange, lange — so eine Art Ideal gewesen — und ist's noch. Bleibt's immer. Vor der war ich immer wie ein Ritter vor seiner Königin. Das ist hier ganz anders. Das *Herz*. Das ganze — der ganze Mensch. Frau Julie! Ich wollte nie mehr heiraten, nie. Da hab' ich auf einmal — in Partenkirchen — durch die kleine Eva — da hab' ich die Frau gefunden, die eine, welche — —! — Wenn ich Ihnen nicht gar zu garstig bin, oder zu veraltet, oder sonst zuwider, dann haben Sie ein bißchen Erbarmen mit mir und werden Sie meine Frau!"

„Ach, was reden Sie da von garstig?" gab Julie zur Antwort. „Ein so seelenguter Mensch, ein so herrlicher Mensch, der ist doch nicht garstig. Aber *verrückt* sind Sie. Ich, eine alte Frau! Mit einem bald vierzehnjährigen Kind! Und so dick geworden —"

Lorenz legte bittend die Hände aneinander. „Ach, sagen Sie *das* doch nicht. Das Wort war mir immer

zuwider; eine Silbe von vier Buchſtaben, die wie ſechzehn klingt — die einen ganz entſetzlichen Umfang hat! Sie ſind himmliſch abgerundet; mir wird immer ſo wohl, Sie anzuſehn. Wenn Sie mir gut ſein könnten — — Frau Julie! Geliebteſte Frau!"

Sie lief zur Tür.

„Frau Julie! Wo wollen Sie hin?"

An der Tür blieb ſie ſtehn, die Hand auf dem Drücker, und ſah noch zurück, mit feuchtem Blick. „Mein Gott — ich kann Ihnen doch in dieſem Augenblick keine Antwort geben. Wie haben Sie mich überraſcht! Das iſt wie ein Gewitter! Ich bin ja doch nicht die Shakeſpeareſche Julia. Ich muß mit mir allein — mit mir und mit meinem Gott — — Ich noch wieder heiraten! Ein Märchen aus Tauſendundeine Nacht. Morgen hören Sie —! Gute Nacht!"

Sie war aus der Tür.

* * *

Auch der Oktober dieſes Jahres hatte noch milde, ſeptemberliche Tage; ſo einer leuchtete vom lichtblauen Himmel und vom Humboldthafen herein, als Lorenz ſeine lieben Freunde um ſich verſammelt hatte, um ſeine Verlobung mit Frau Julie Traugott zu feiern: denn alle Feſte feierte man bei ihm, das war abgemacht. Beim Feſtmahl, das Schweſter Riekchen angeordnet und Renate und Joſephine mit Blumen und Bechergewinden geſchmückt hatten, ſaß der ſelig lächelnde Hausherr zwiſchen der Braut und dem Evchen; ihm gegenüber Riekchen zwiſchen dem

ſoeben verheirateten Paar: Konrad Hofer und Mary Evans; die andern, Selma und ihre leidlich geneſene Mutter, Adam und Fritze Jungblut, Renate und Joſephine ſaßen weiter nach rechts und nach links. Jeder hatte auf ſeinem Platz eine originelle Karte gefunden, humoriſtiſch ſymboliſch von Joſephine gezeichnet (auch Eva hatte geholfen) und von Renate mit „genial" hingeworfenen Verſen verſehn. Die beiden Freundinnen ſaßen ſich nun gegenüber, in ihren ſchönſten Feiertagskleidern und mit ihren Lieblingsblumen geſchmückt; ſie feierten heut im ſtillen ihr e i g e n e s Feſt, das Feſt ihrer wiedergewonnenen Einigkeit und Glückſeligkeit. Zuweilen tauſchten ſie ſtrahlende Blicke — wie junge Mädels — oder winkten ſich mit den beringten Händen, oder tranken einander zu.

In Lorenz hatte es ſchon lange gemaikäfert, wie er das ungeduldige Warten und Zeitzählen vor dem Auffliegen einer Tiſchrede nannte; er ſtand endlich auf. Ein ſtrafender Blick von Riekchen flog hinüber, der es noch zu früh war; aber Lorenz war nicht mehr einzuſchüchtern, er hatte jetzt eine a n d e r e Anſtandspriesterin, und die ſaß neben ihm und lächelte und nickte. Er klopfte mit dem Meſſer an ſein Glas. „Liebe, hochverehrte Verſammlung! Mein erſtes Hoch gilt mir ſelbſt, oder eigentlich meinem gottgeſegneten Verſtand: daß ich dieſe Frau, da ſitzt ſie, gefunden und begriffen und ſo frech gewählt habe. In einer ſchlafloſen Nacht, nach meiner Werbung, hat ſie ſich geſagt: ‚Dieſem armen Helfer muß geholfen werden; er ſelber

kann ſich nicht mehr aus noch ein helfen, das muß eine g u t e F r a u tun; eine von denen, die die Engel auf Erden ſind!' Und ſo —"

„Hab' ich mir n i ch t gedacht," fiel Frau Julie ihm in die Rede; „nicht ein Wort!"

„Silentium!" rief Lorenz, mit dem Meſſer abwinkend, mit dem er ans Glas geklopft und das er aus Zerſtreuung oder Aufregung noch in der Hand hatte. „Du haſt von morgen an i m m e r das Wort, beſonders das letzte, aber heut noch nicht! — Friedrich Lorenz und Frau Julie Traugott, zukünftige Lorenz, empfehlen ſich als Bekleidungsgeſchäft, ſo lange, bis ſie ſich als Vermählte zur Ruhe ſetzen; bitten um geneigten Zuſpruch, um die alte Freundſchaft, und jetzt und immer um freundliche, häufige Bewohnung ihrer Plätze an unſerem Tiſch!"

Allgemeine Zuſtimmung kam von allen Plätzen; laut und mit Handſchwenken von Jungblut, der raſch und ſchon mit einigem Erfolg getrunken hatte.

„Meine Freunde!" fuhr Lorenz fort. „Gutes Beiſpiel haben uns zwei ſ ch o n V e r m ä h l t e gegeben, ſie ſitzen da jetzt um Riekchen herum; denen es gar verwunderlich ergangen iſt. Sie waren im Sinn der neuen Zeiten der Meinung und willens, beide ſich nie in der alten ordinären Weiſe zu vermählen; aber da die liebe Natur es ſo eingerichtet hat, daß die ganz Dummen und die ganz Geſcheiten zur rechten Zeit ſich ſelber widerſprechen, ſo ſind dieſe zwei, dieſe Göttermenſchen, in den alten Abgrund der bürgerlichen Ehe fröhlich hineingeſtürzt! — Andre ſind ſich treu ge-

blieben: die Tochter dieſer edlen Frau, unſre holde, jungfräuliche Selma —"

„Brava!" rief Jungblut. „Braviſſima!" riefen Renate und Joſephine.

„Unſre ſo herrlich wieder aufgeblühte Selma — durch deren neues Lebensglück auch die Mutter, glaub' ich, wieder geſund geworden iſt —"

Frau Behrend nickte ihm fröhlich zu.

„Und ebenſo ſind ſich treu geblieben die berühmten Unzertrennlichen, das lieblichſte Freundespaar dieſer neuen Zeiten. Sie haben uns aber verziehen, daß wir Mann und Frau werden wollen, und in hold weiblicher Großmut dieſe feſtliche Tafel geſchmückt."

„Hoch! Hoch!" rief Jungblut, und alle riefen es nach.

„Adam und Fritze Jungblut — der Schreier da iſt Adam — die beiden brauchten uns nicht zu verzeihen, ſie ſind ſelber im fröhlichen Ehejoch. Jeder in dieſem lieben Kreis hat ſo gewählt, wie er wollte. Gegenſeitige Duldung iſt Eintracht! ſagt der alte — ich weiß ſeinen Namen nicht. Ich bitte Sie, die Gläſer zu nehmen; und da wir nun einmal in den neuen Zeiten leben, laſſen Sie mich einen neuen Toaſt ausbringen: Wir Anweſenden leben hoch!"

Es überraſchte die Geſellſchaft nicht, daß Lorenz mit ſo einer Wendung ſchloß; ſie hatten ſchon erwartet, daß etwas Unerwartetes kommen würde, nur in einer leiſen Spannung: w a s? Die Gläſer und die Stimmen klangen luſtig durcheinander. Das Feſtmahl ging weiter; der Champagner kam, dem die ungeduldige

Rede des Hausherrn vorausgerannt war. Hofer sah alle Kelche mit dem edlen Schaum gefüllt und stand auf:

„Liebe und Hochverehrte! Rechts und links von Frau Riekchen, der geliebten Festmutter, oder, wie der geehrte Vorredner sich malerischer ausdrückte, um Riekchen herum sitzen zwei Angeklagte: meine Frau und ich. Sich nicht treu geblieben! Von ihrer Meinung abgefallen! — Gestatten Sie mir ein paar Worte zu unsrer Verteidigung. Wie der Baum wächst, so wächst der Mensch; langsam, aber fort und fort; selbst der ganz Dumme wächst, der Gescheite merkt's nur nicht. So ist denn auch mir allmählich klar geworden — und damit hab' ich nicht bis zur Hochzeit gewartet —: jede ‚neue Zeit' hat zwei Strömungen, die der noch Unerfahrene oder der ewig Unkundige so oft verwechselt, oder von denen er nur eine kennt. Die eine ist die obere Strömung, die kleinen Wellchen auf der Oberfläche; wenn der Zeitwind stärker geht, so schäumen und spritzen sie. Die sieht alle Welt; und die halbe oder manchmal fast die ganze Welt hält sie für die wahre, die große Strömung, in der die Zukunft der Menschheit schwimmt. Die andre ist die Unterströmung, die nicht Wellen macht, die nicht jeder wahrnimmt — die aber im Grunde die wahre, die tiefe, die dauernde ist. Was zu der gehört, in der weiterfließt, das bleibt und siegt. Das ist der große Weg, den die Menschheit wandelt. Die Schaumwellen aber haben ihre Zeit — und vergehn!"

Jungblut trank seinen neu gefüllten Champagner-

kelch aus; „aber dieſe Schaumwelle iſt gut!“ rief er dem Redner zu. „Wenn ſie auch vergeht!“

„So,“ ſprach Hofer weiter, „ſo, meine ich, zeigt ſich's auch an dieſem Tiſch. Die ſchäumenden Theorien von der ‚überwundenen Ehe‘, von der freien Liebe, in unſerm Kreiſe haben ſie nicht ſtandgehalten; und ich bin heute innig überzeugt: mit Recht. Die untere, tiefere Strömung trägt die Ehe in mächtiger, unbezwungener Gelaſſenheit weiter fort; aus dem Willen der Natur entſprang die Ehe, und ich glaube, ſie ſtirbt erſt mit ihr. Aber die großen Gedanken, die ſchon lange vorgedachten und von Auserwählten vorgelebten, von der freieren, edleren, ebenbürtigen Entwicklung des weiblichen Geſchlechts, die leuchten hell und ſiegreich an dieſem Tiſch! Insbeſondere, wie in einer Prieſterin, in der ‚jungfräulichen‘ Selma, die in der großen Menſchenliebe lebt; die ſich herzerhebend frei entwickelt, entfaltet hat und für die Leidenden, jetzt für die Werdenden das Banner der helfenden Liebe trägt. Ja, vor ein paar Stunden hat ſie ihrer Mary und mir bekannt: ſie iſt über eine Brücke gegangen, die heißt Eva Traugott; ſie will und wird als Lehrerin für die Kinder leben!“

Ein beſonders freudiger Beifall rauſchte um die Tafel. „Hoch! Hoch!“ und „Hoch ſoll ſie leben!“ riefen und ſangen ſie ſo lange, bis Selma aufſtand — Hofer hatte ſie durch Zuwinken dazu aufgefordert — und ſich zu einer Zwiſchenrede entſchloß. „Ach, ihr Lieben, Guten,“ ſagte ſie, zuerſt vor Rührung mit unſicherer Stimme, „wie dank' ich euch. Ja, da ſitzt

Evchen, die hat's gemacht. Darin bleiben wir Frauenzimmer doch wohl Frauenzimmer: wir kommen weniger durch das Allgemeine, das Maſſenhafte, als durch irgend einen einzelnen geliebten Menſchen auf unſern Weg. Ja, ich hab' mein Herz entdeckt! Es ſchlägt für die Werdenden! — Ich will aber nicht bloß auf dem Katheder vor den Schulbänken ſitzen; ſchriftſtellernd will ich mit andern, reiferen und beſſeren mitarbeiten für Schulreform, Kinderſchutz, Kinderpflege und was ſonſt zu tun iſt; damit die weibliche Jugend gleich ſo a u f w a ch ſ e, wie wir w e r d e n wollen!"

„Sie ſollen leben, Selma!" rief Lorenz.

„Nein, ich nicht; aber ich weiß, wer noch leben ſoll. Es hat's ja nicht allein das Evchen gemacht, daß ich nun meinen Weg gehe; auch der da, der unausſtehliche alte Helfer, hat's gemacht; in der ſchlauen, heimtückiſchen Weiſe, wie ihr ihn kennt. Aber ich dank' ihm doch. Ich bitt' euch alle, ſteht mir bei, daß wir auf ihn trinken; auf ihn und die zukünftige Frau Helferin!"

Es geſchah, mit Jubel. Hofer ſchloß dann ſeine unterbrochene Rede mit einer heiteren Wendung: er fällte ſelber den Urteilsſpruch, der ihn und ſeine Gattin von der erhobenen Anklage freiſprach. Jungblut verwarf dieſes Verfahren als deſpotiſch und trank auf die Befreiung der Menſchheit; es blieb unklar, ob von dem Übel des Deſpotismus oder von dem Übel der Ehe. Aber die Menge ſtimmte dem Richter zu und trank auf das Wohl der Angeklagten. Und in immer wachſender Heiterkeit ging das Feſtmahl zu Ende.

Man war aufgeſtanden, Selma trat durch das Muſikzimmer auf den Balkon hinaus; die Luft war noch mild, nicht kühl. Eine ſchöne, graue, durchrötete Abendſtimmung hatte ſich verbreitet; die oktoberlich frühen Schatten des Dunkelwerdens kämpften mit dem letzten, weichen Glanz des Tages; elektriſche Lichter entflammten hier und da, und raſch mehr und mehr. Die Züge der Stadtbahn, die auf ihrer langen Brücke über den Humboldthafen dahinzogen, erleuchteten ſich, wie feurige Schlangen oder Rieſenwürmer erglühend. In dem ſtillen Waſſer da unten ſpiegelten ſich die Wunder der neuen Zeit. Wohl dem, dachte Selma, der das alles frei und fröhlich genießen kann, der nicht unter der Erde iſt — oder lebendig tot!

Sie lehnte ſich auf die Brüſtung, in Ernſt und Wehmut verſinkend.

Lorenz war ihr nachgegangen; er ſah ſie ſo und trat zu ihr. „Liebe Selma," murmelte er. „Ich weiß, an wen Sie jetzt denken. Edmund!"

Sie blickte auf und nickte. „Aber, ich muß es Ihnen ehrlich ſagen: es iſt nur noch Mitleid — das ganz gewöhnliche Mitleid. Daß es einſt mehr war, iſt mir wie ein Traum!"

„Der Traum hat doch lange gedauert, länger als ich dachte. — Aber was ich Ihnen noch ſagen wollte: Hofer war ſchon vor dem Eſſen bei mir. Er hat Ihnen heute morgen von Wallis Verſchwinden und meinem Fehlverſuch erzählt. Daß Sie nun alſo davon wiſſen, iſt nicht meine Schuld! Ich hätte wohl ewig den Mund gehalten; wollte Ihnen keinen neuen Kummer machen,

Sie hatten an dem alten genug. Aber Hofer, der darin anders denkt — und der Ihre Schweſter einmal in der g u t e n Zeit mit m i r, und ſpäter zufällig mit W e i l a n d geſehen hatte —"

„Der hat mir's geſagt. Lieber Lorenz, warum auch nicht? N e u e Schmerzen konnte er mir damit nicht machen, lieber, guter Freund. Beinah umgekehrt: es macht ihr ja doch etwas Ehre, nicht wahr, daß ſie wenigſtens eine Zeitlang v e r ſ u c h t e, wieder — heimzukommen. — Wiſſen Sie Neues von Weiland und ihr?"

Er ſchüttelte den Kopf. „Seit Hofer ſie in Tegel zuſammen geſehen hat, nicht mehr. — Sie werden aber wohl eines Tages wieder auftauchen — und ich glaube, der eine dann rechts und der andre links."

„Ja, das glaub' ich auch!"

Lorenz ſah, wie wieder zwei dieſer glühenden Stadtbahnzüge ſich über dem Waſſer des Hafens kreuzten. So könnten dann auch Weiland und Walli aneinander vorüberfahren, ging ihm durch den Kopf; ſo fremd, wie ſich da oben die Sterne ſind. Der Mann, den der Ruhm verdurſten läßt, weil er zu viele Durſte löſcht, und das Mädchen, das nach der Liebe hungert, weil es vom Liebeln nicht laſſen kann!

Dem guten Lorenz war aber nichts ſo zuwider und auch nichts ſo ſchwer, als Aufgeben, Verzichten; und irgendein Guckloch ins Roſenrote hatte er doch immer noch. Er legte eine ſeiner großen Hände auf Selmas ſchlanke, feine Hand; „übrigens, wer weiß?" ſagte er. „Wer kennt ſo ein Menſchenherz bis auf den Grund?

Vielleicht kommt dieſe Walli d o ch noch eines Tages zu uns, zu Ihnen zurück!"

Selma lächelte ihn wehmütig an. „Sie ſind und bleiben doch ein rührender Optimiſt!"

Drinnen im Zimmer begann Muſik, oder eine Art Signal auf dem Flügel. Dann ertönten Rufe: „Sich ſammeln! — Konzert! — Selma! Lorenz! — Wer Ohren hat, zu hören, der höre!" Die beiden gingen hinein. Jungblut ſtand am Klavier, er ſchwenkte ſein Taſchentuch zum Zeichen, daß er ſprechen wollte. Als dann Stille war, verkündete er, zwar mit einem abſonderlichen Glühen auf ſeinem gelblichen Antlitz, aber wie gewöhnlich Herr ſeiner Glieder und Geiſter: zur Feier des Tages habe er zwei Gedichte in Muſik geſetzt; die werde Mary die Ehre haben zu ſingen, und er die Freude, ſie zu begleiten. Die Geſellſchaft ſetzte ſich, oder ſtand herum. Mary hatte in einer Ecke, in ſüßer Verſunkenheit, mit Hofer die zukünftige, vertagte Hochzeitsreiſe entworfen; jetzt wollten ſie ihr neues Heim im Grunewald, in Selmas Nähe, einrichten und beziehn. Sie trennte ſich von ihrem Gatten — dieſe Worte dachte ſie, mußte ſelig lächeln — und trat ans Klavier. Jungblut präludierte, ſie ſang; Schillers Gedicht „Würde der Frauen":

Ehret die Frauen! ſie flechten und weben
Himmliſche Roſen ins irdiſche Leben...

„Ah!" rief Lorenz, als Mary die erſten und die letzten Strophen mit der vom Komponiſten verlangten Miſchung von Feierlichkeit und Neckerei vorgetragen

hatte und der Beifall verrauſcht war; „jetzt fällt mir's ein! Das Gedicht von damals, im April!"

Selma nickte. „Das Gedicht, mit dem er gegen die Frauenbewegung aufmarſchierte. Das hat er nun, um uns weiter zu bekämpfen, auch noch komponiert!"

Jungblut ſtand auf: „Sie werden ſtaunen, Lehrerin der Jugend, Erzieherin der Zukunft, wie großartig unparteiiſch ich in meinen Vertonungen bin. Das andre Gedicht, das ich mit Muſik geſchmückt habe, iſt eine der wildeſten Verherrlichungen eurer Freiheitsbewegung, vielleicht die allerwildeſte; durch Zufall in meine Hand gelangt. Eine Freundin von Mary hat es gedichtet und ihr eine Abſchrift geſchenkt; und Mary hat es mir gezeigt. Und ich hab' verſucht, es mit demſelben Feuer zu vertonen, das in der jungen Dichterin glühte!"

Eine Ahnung ſchoß durch Selmas Kopf; Jungblut ſprach und blickte ſo wunderlich. „Wie heißt das Gedicht?" fragte ſie.

„Gar nicht. Es fängt an: O laßt mich nicht beiſeite ſtehn —"

„Mein Gedicht!" rief Selma. „Das iſt Raub! Das iſt Diebſtahl! Das iſt Felonie!"

„Gar nicht," erwiderte Jungblut, unerſchrocken lächelnd; „das iſt einfach die neue Zeit! — Mary, fangen Sie an!"

Und Mary ſang mit heiterem Mut, mit ſtrahlender Begeiſterung, von Jungblut mit jugendlichem Feuer begleitet:

„O laßt mich nicht beiſeite ſtehn,
Ihr Kämpfer auf der Menſchheit Höhn,
Um die des Schickſals Kugeln fliegen.
Ich bin kein Mann, doch männlich fühlt mein Herz;
Schande fürcht' ich, nicht Sturm noch Schmerz,
Ich will mit euch kämpfen und ſiegen!"

Als dieſe erſte Strophe zu Ende war, trat Selma heran, mit drohenden und bittenden Händen: „So, nun iſt's genug!"

Aber Mary, ſchweſterlich lächelnd, ſchüttelte den Kopf; und von allen ermutigt ſang ſie weiter, bis zu Ende, auch die letzte Strophe:

„Ein Panzer liegt um meine Bruſt,
Der heißt: frei ſein, o höchſte Luſt!
Was fürcht' ich Leid und Gefahren?
Eiſen mein Herz! Stahl mein Gebein!
Feuer mein Blut! Und muß es ſein,
Will ich zur Hölle fahren!"

Ein Jubel wie ein Sturm ging durchs Zimmer und wollte nicht enden; Zurufe, Händeklatſchen. Selma ſtand wehrlos da; endlich lachte ſie. Der Jubel erneute ſich, als die muſikaliſche Eva in wilder Wonne auf einen Stuhl ſtieg und die letzten Verſe ſingend wiederholte.

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Geh. = Geheftet, Lnbd. = Leinenband, Lebbd. = Lederband,
Hlbfrzbd. = Halbfranzband

Althof, Paul (Alice Gurschner), Das verlorene Wort.
Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Andreas-Salomé, Lou, Fenitschka.
Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Ma. Ein Porträt. 3. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Menschenkinder. Novellensammlung. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ruth. Erzählung. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Aus fremder Seele. 2. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Anzengruber, Ludwig, Letzte Dorfgänge — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Wolken und Sunn'schein. 3.—5. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Arminius, W., Der Weg zur Erkenntnis. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Yorks Offiziere. Historischer Roman — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Auerbach, Berthold, Sämtliche Schwarzwälder Dorfgeschichten. Volks-Ausg. in 10 Bdn. — Geh. M. 10.—, in 5 Lnbdn. M. 13.—
—„— Barfüßele. Erzählung. 36. u. 39. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Auf der Höhe. Roman. Volks-Ausg. in 4 Bdn. — Geh. M. 4.—, in 2 Lnbdn. M. 6.—
—„— Das Landhaus am Rhein. Roman.
Volks-Ausgabe in 4 Bänden — Geh. M. 4.—, in 2 Lnbdn. M. 6.—
—„— Drei einzige Töchter. Novellen. Min.-Ausg. 4. Aufl. In Leinenband M. 3.—
—„— Waldfried. Vaterl. Familiengeschichte. 2. Aufl. — Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.50

Baumbach, Rudolf, Erzählungen und Märchen.
15. u. 16. Tausend — Lnbd. M. 3.—, Lebbd. mit Goldschnitt M. 5.—
—„— Es war einmal. Märchen. 15. u. 16. Tausend — Lnbd. M. 3.80, Lebbd. M. 5.80
—„— Aus der Jugendzeit. 9. Tausend — Lnbd. M. 6.20, Lebbd. M. 8.—
—„— Neue Märchen. 8. Tausend — Lnbd. M. 4.—, Lebbd. M. 6.—
—„— Sommermärchen. 38. u. 39. Tausend — Lnbd. M. 4.20, Lebbd. M. 6.—

Bertsch, Hugo, Bilderbogen aus meinem Leben.
2. u. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Bob, der Sonderling. 4. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Geschwister.
Mit Vorwort von Adolf Wilbrandt. 10. u. 11. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Böhlau, Helene, Salin Kalliske. Novell. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Boy-Ed, Ida, Die säende Hand. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Um Helena. Roman. 2. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Lampe der Psyche. Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die große Stimme. Novellen. 3. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Bülow, Frieda v., Kara. Roman — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Burckhard, Max, Simon Thums. Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novell. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Träume. Mit Illustrationen von Kunz Meyer — Geh. M. 2.60, Lnbd. M. 3.50
—„— Im polnischen Wind. Ostmärkische Geschichten — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Dove, A., Caracosa. Roman. 2 Bände. 2. Aufl. — Geh. M. 7.—, in 2 Lnbdn. M. 9.—

Ebner-Eschenbach, Marie v., Božena. Erzählung.
7. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Erzählungen. 5. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Margarete. 6. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Ebner-Eschenbach, Moriz v., Hypnosis perennis.
Ein Wunder des h. Sebastian. Zwei Wien. Gesch. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 8. Auflage — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

El-Correi, Das Tal des Traumes (Val di sogno). Roman. 2. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Am ſtillen Ufer. Roman vom Gardaſee — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Engel, Eduard, Paraskewüla u. a. Novellen — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Ertl, Emil, Miß Grant und andere Novellen — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Liebesmärchen. 2. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Miſtral. Novellen — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 2. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Grete Minde. 6. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Quitt. Roman. 3. u. 4. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vor dem Sturm. Roman. 9. u. 10. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unwiederbringlich. Roman. 5. u. 6. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Franzos, K. E., Der Gott d. alten Doktors. 2. Aufl. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Juden von Barnow. Geſchichten. 8. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Judith Trachtenberg. Erzählung. 5. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Ein Kampf ums Recht. Roman. 2 Bände. 6. Auflage — Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Leib Weihnachtskuchen u. ſein Kind. 3. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Ungeſchickte Leute. Geſchichten. 3. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Junge Liebe. Novellen. 4. Aufl. Min.-Ausg. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Mann und Weib. Novellen. 2. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der kleine Martin. Erzählung. 3. Auflage — Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—„— Moſchko von Parma. Erzählung. 4. Aufl. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Neue Novellen. 2. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Tragiſche Novellen. 2. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der Pojaz. Eine Geſch. a. d. Oſten. 6.—8. Aufl. — Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Der Präſident. Erzählung. 4. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Reiſe nach dem Schickſal. Erzählung. 2. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Schatten. Erzählung. 2. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Wahrheitſucher. Roman. 2 Bände. 3. Auflage — Geh. M. 6.—, in 2 Lnbdn. M. 8.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grasberger, R., Aus der ewigen Stadt. Novellen — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte. Roman. 3. Auflage. 2 Bände — Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
—„— Novellen. 3. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Griſebach, Ed., Kin-ku-ki-kuan. Chineſ. Novellenbuch — Leinenband M. 4.—
Haushofer, Max, Geſchichten zwiſchen Diesſeits und Jenſeits. (Ein moderner Totentanz) — Geh. M. 5.—, Hlbfrzbd. M. 7.—
—„— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heer, J. C., Felix Notveſt. Roman. 12. u. 13. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Joggeli, Geſchichte einer Jugend. 12. u. 13. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der König der Bernina. Roman. 34.—40. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Laubgewind. Roman. 13.—18. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— An heiligen Waſſern. Roman. 31.—36. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der Wetterwart. Roman. 27.—32. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Hellborn, Ernſt, Kleefeld. Roman — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Herzog, Rudolf, Der Abenteurer. Roman. Mit Porträt. 21.—25. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Adjutant. Roman. 2.—6. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartsroman. 7. u. 8. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Das Lebenslied. Roman. 17.—21. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die vom Niederrhein. Roman. 15.—20. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der alten Sehnſucht Lied. Erzählungen. 5.—7. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Herzog, Rudolf, Die Wiskottens. Roman. 36.—40. Auflage
Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Das goldene Zeitalter. Roman. 2.—6. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 11. Auflage Leinenband M. 2.40
—„— L'Arrabbiata und andere Novellen. 9. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Crone Stäudlin. Roman. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— In der Geisterstunde. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Über allen Gipfeln. Roman. 10. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Das Haus „Zum ungläubigen Thomas" und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Kinder der Welt. Roman.
23.—25. Auflage. 2 Bände Geh. M. 4.80, in 2 Lnbdn. M. 6.80
—„— Himmlische und irdische Liebe und andere Novellen.
2. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Neue Märchen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—„— Melusine und andere Novellen. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Menschen und Schicksale. Charakterbilder.
1.—4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Merlin. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Ninon und andere Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände.
12. u. 13. Auflage Geh. M. 7.50, in 3 Lnbdn. M. 10.—
—„— Novellen vom Gardasee. 5. Auflage Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Meraner Novellen. 11. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Neue Novellen. Min.-Ausg. 6. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Im Paradiese. Roman. 13. Aufl. 2 Bde. Geh. M. 7.20, in 2 Lnbdn. M. 9.20
—„— Das Rätsel des Lebens. 4. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Der Roman der Stiftsdame. 12. Auflage Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Der Sohn seines Vaters u. a. Nov. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Gegen den Strom. Eine weltliche Klostergeschichte.
2.—4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Moralische Unmöglichkeiten u. a. Nov. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Victoria regia und andere Novellen. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Villa Falconieri und andere Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Aus den Vorbergen. Vier Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Vroni und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Weihnachtsgeschichten. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unvergeßbare Worte u. a. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—„— Xaverl und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Hillern, Wilhelmine v., Der Gewaltigste.
4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— 's Reis am Weg. 3. Auflage Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50
—„— Ein Sklave der Freiheit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hobrecht, Max, Von der Ostgrenze. Drei Nov. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.20
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hoffmann, Hans, Bozener Märchen. 2. Auflage Leinenband M. 3.50
—„— Ostseemärchen. 2. Auflage Leinenband M. 4.—
Holm, Adolf, Holsteinische Gewächse Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Köst und Kinnerbeer. Und sowat mehr. Zwei Erzählungen aus dem holsteinischen Landleben Leinenband M. 2.40
Hopfen, Hans, Der letzte Kleb. 5. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Buch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Jugenderinnerungen eines alten Mannes (Wilhelm v. Kügelgen). Original-Ausgabe. Herausg. von Philipp von Nathusius. 24. Aufl. Geh. M. 1.80, Lnbd. M. 2.40

Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—,— Wenn die Sonne untergeht. Nov. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman. 3 Bände. 45.—49. Aufl. Geh. M. 9.—, Lnbd. M. 11.40, Hlbfrzbd. M. 15.—

—,— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 54.—58. Aufl. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.60, Hlbfrzbd. M. 10.—

—,— Martin Salander. Roman. 34.—38. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—

—,— Züricher Novellen. 48.—52. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—

—,— Das Sinngedicht. Novellen. Sieben Legenden. 40.—44. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—

—,— Sieben Legenden. Miniatur-Ausg. 7. Auflage Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—

—,— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung. 6. Auflage. Miniatur-Ausgabe Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—

Koffak, Marg., Krone des Lebens. Nord. Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Kurz, Isolde, Unsere Carlotta. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—,— Italienische Erzählungen Leinenband M. 5.50

—,— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—,— Genesung. Sein Todfeind. Gedankenschuld. Drei Erzählungen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Lebensfluten. Novellen. 2. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Florentiner Novellen. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Phantasieen und Märchen Leinenband M. 3.—

—,— Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der florentinischen Renaissance. 4. Auflage. Mit 16 Abbildungen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.50

Laistner, Ludwig, Novellen aus alter Zeit Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Langmann, Philipp, Realistische Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—,— Leben und Musik. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Ein junger Mann von 1895 u. and. Novellen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—,— Verflogene Rufe. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Lindau, Paul, Die blaue Laterne. Berliner Roman. 5. u. 6. Auflage. 2 Bände Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50

—,— Arme Mädchen. Roman. 9. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Spitzen. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Der Zug nach dem Westen. Roman. 11. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Aus dem Märchenbuch der Wahrheit. Fabeln u. Gedichte in Prosa. 2. Aufl. von „Lügenohr" Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Meyer-Förster, Wilh., Eldena. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-Lebendige. Roman. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—,— Töchter der Zeit. Münchner Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Muellenbach, C. (Lenbach), Abseits. Erzählungen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Aphrodite und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Vom heißen Stein. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Nieffen-Deiters, Leonore, Leute mit und ohne Frack. Erzählungen und Skizzen. Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Olfers, Marie v., Neue Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Die Vernunftheirat und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Digitized by Google

Pantenius, Th. H., Kuriändiſche Geſchichten. 2. Tauſend — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Petri, Julius, Pater peccavi Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Prei, Karl du, Das Kreuz am Ferner. 3. Aufl. — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Proeiß, Joh., Bilderſtürmer! Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Raberti, Rubert, Immaculata. Roman. 2 Bde. — Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
Redwitz, O. v., Haus Wartenberg. Roman. 7. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Hymen. Ein Roman. 5. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Novellen. 5. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Am Feierabend. Sechs Novellen. 4. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Geſchichten aus alter Zeit. 1. Reihe. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Geſchichten aus alter Zeit. 2. Reihe. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Lebensrätſel. Fünf Novellen. 4. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Ein ganzer Mann. Roman. 4. Auflage — Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—,— Kulturgeſchichtliche Novellen. 6. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. (6. Abdruck) — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Roquette, Otto, Das Buchſtabierbuch der Leidenſchaft. Roman. 2 Bände — Geh. M. 4.—, in 1 Lnbd. M. 5.—
Saltſchick, R., Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen. Geſamtausgabe. 6. Aufl. (31.—35. Tauſend) — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Vorſtadtgeſchichten. Geſamtausgabe. 1. Reihe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Vorſtadtgeſchichten. Geſamtausgabe. 2. Reihe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Heimatgeſchichten. Geſamtausgabe. 1. Reihe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Heimatgeſchichten. Geſamtausgabe. 2. Reihe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Phantaſieſtücke. Geſamtausgabe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben. Geſamtausgabe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Ludolf Marcipanis und Anderes. Aus dem Nachlaſſe herausg. von H. W. Seidel. 2. Tauſend — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Reinhard Flemmings Abenteuer zu Waſſer und zu Lande. 3 Bände. 8. Tauſend — Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—,— Wintermärchen. 2 Bände. 4. Tauſend — Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
Skowronnek, R., Der Bruchhof. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stegemann, Hermann, Der Gebieter. Roman — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Stille Waſſer. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Straß, Rudolph, Alt-Heidelberg, du Feine ... Roman einer Studentin. 7. u. 8. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 3. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Die ewige Burg. Roman. 5. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der du von dem Himmel biſt. Roman. 5. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Du biſt die Ruh'. Roman. 5. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Gib mir die Hand. Roman. 6.—9. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Herzblut. Roman. 1.—5. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Ich harr' des Glücks. Novellen. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die törichte Jungfrau. Roman. 5. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Der arme Konrad. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Montblanc. Roman. 6. u. 7. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der weiße Tod. Roman aus der Gletſcherwelt. 13.—15. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Es war ein Traum. Berl. Novellen. 4. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die letzte Wahl. Roman. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M 4.50
Sudermann, Hermann, Es war. Roman. 42.—46. Auflage — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50
—,— Frau Sorge. Roman. 101.—107. Auflage. Mit Jugendbildnis — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—

Sudermann, Hermann, Frau Sorge. Roman. 100. (Jubil.-)Aufl.
Mit Porträt. Buchschmuck von J. V. Cissarz
Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50

—.— Geschwister. Zwei Novellen. 30.—34. Auflage
Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—

—.— Jolanthes Hochzeit. Erzählung.
26.—30. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50

—.— Der Katzensteg. Roman. 71.—75. Auflage:
Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—

—.— Der Katzensteg. Roman. Jubil.-Auflage. Mit Porträt Pergamentband M. 5.80

—.— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten.
33. u. 34. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50

Sydow, Klara v., Der Ausweg. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Telmann, Konrad, Trinacria Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Trojan, Johannes, Das Wustrower Königsschießen u. a. Humoresken. 2. u. 3. verm. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Richards Junge (Der Schönheitssucher).
Roman. 1. u. 2. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

Widmann, J. V., Touristennovellen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Wilbrandt, Adolf, Adams Söhne. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50

—.— Das lebende Bild u. a. Geschichten. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Dämonen u. a. Geschichten. 3. u. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—.— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—.— Familie Roland. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Fesseln. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Feuerblumen. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Franz. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—.— Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Fridolins heimliche Ehe. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—.— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Hermann Ilsinger. Roman. 6. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—.— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—.— Irma. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Meister Amor. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—.— Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Die Osterinsel. Roman. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—.— Die Rothenburger. Roman. 7. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Der Sänger. Roman. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—.— Die Schwestern. Roman. 2. u. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Sommerfäden. Roman. 2. u. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Am Strom der Zeit. Roman. 1.—3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Vater Robinson. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Vater und Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Villa Maria. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Große Zeiten u. andere Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman.
14. u. 15. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Worms, C., Aus roter Dämmerung. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—.— Du bist mein. Zeitroman Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—.— Erdkinder. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—.— Die Stillen im Lande. Drei Erzähl. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—.— Thoms friert. Roman. 2. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—.— Überschwemmung. Eine balt. Gesch. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Zimmermann, M. G., Tante Eulalia's Romfahrt Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below.

APR 5 1915

130369
G.E.STEC
& Co.
NEW YORK